Otto Seeck

Geschichte des Untergangs der antiken Welt

III

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01581324 9

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Otto Seeck

Geschichte des Untergangs der antiken Welt

Dritter Band

GESCHICHTE DES UNTERGANGS DER ANTIKEN WELT

VON

OTTO SEECK

DRITTER BAND

ZWEITE VERBESSERTE AUFLAGE

177906
7/2/23

1921
STUTTGART
J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

Germany

Alle Rechte vorbehalten

DG
311
S44
1921
Bd 3

J. B. Metzlersche Buchdruckerei, Stuttgart

Dem Andenken

Albrecht Dieterichs

gewidmet

Inhalt

IV. Religion und Sittlichkeit (Schluß) Seite

4. Die ältesten Mysterien der Griechen 1
5. Die Philosophie 30
6. Die Religion des römischen Reiches 96
7. Glaubensphilosophen und Gottmenschen 139
8. Das Christentum 175
9. Ketzerei und Kirche 242
10. Die Christenverfolgungen 285
11. Der Donatismus 318
12. Melitianer und Arianer 381
13. Das ökumenische Konzil und seine Folgen 405

Viertes Kapitel.

Die ältesten Mysterien der Griechen.

Die Epoche, in der die homerischen Gedichte entstanden, war erfüllt mit wilden Kämpfen und großen politischen Umwälzungen. Schon früher (I S. 296) haben wir dargelegt, wie sich aus der Sklaverei ein halbfreies Kliententum entwickelte, das im Laufe der Zeit an Menschenzahl und Wohlstand wuchs und so allmählich das Selbstgefühl erlangte, um nach Gleichberechtigung mit dem Herrenstande zu streben. Zu den ersten, schüchternen Schritten auf dem langen Wege, der es noch von seinem Ziele trennte, hatte es den Mut gefunden, weil die Könige der einzelnen Staaten sich ihm als Schützer und Leiter darboten; denn sie meinten, dem stolzen Adel gegenüber ihre Macht nicht besser erhalten zu können, als indem sie sich auf die Masse stützten. Noch aber war der gemeinsame Feind stark genug, um das Königtum selbst zu stürzen und ein hartes aristokratisches Regiment an seine Stelle zu setzen. Doch diese Erschütterung des Altüberlieferten sollte auch dem Sieger zum Verderben werden; denn seine eigene Macht beruhte ja wesentlich darauf, daß jahrhundertelange Gewöhnung sie geheiligt hatte. Die Revolution, die der Adel selbst entfesselt hatte, machte auch vor seinen Rechten nicht halt, ja das Volk konnte sich rühmen, daß es

seinerseits die fromme Vätersitte herstelle, wenn es das Königtum in der Form der Tyrannis erneuerte. Doch die neuen Gebieter stützten ihre Gewalt nicht auf ererbtes Recht, dessen unvordenkliches Alter Ehrfurcht gebot, sondern nur auf ihre mächtige Persönlichkeit; ihre mittelmäßigen Nachfolger vermochten die Herrschaft nicht zu behaupten. Aber solange sie währte, hatten die Tyrannen systematisch den Adel geschwächt und herabgedrückt, und während Aristokratie und Monarchie in wildem Streite lagen, wurde so die Demokratie zur eigentlichen Siegerin. Allmählich fühlte sie sich stark genug, um den Kampf auch ohne die Stütze eines Königtums selbständig aufzunehmen. Lange schwankte er hin und her, doch auf die Dauer gelang es nur in wenigen Staaten Griechenlands, die Gewalt des Herrenstandes aufrechtzuerhalten.

Eine Zeit, in der die Formen der Verfassung immerfort schwanken und alle politischen Überlieferungen der Vergangenheit in Frage gestellt sind, wird auch auf dem religiösen Gebiete zur Aufnahme neuer Ideen geneigt sein. Und die Not der harten Kämpfe steigerte das Glaubensbedürfnis und regte die Spekulation über die göttlichen Dinge an. Denn wo Gut und Leben täglich in Gefahr sind, da sucht man in der Unsicherheit alles Irdischen mit doppelter Inbrunst bei den göttlichen Schützern einen Halt. Am stärksten aber war diese religiöse Stimmung bei den Herren des Adels, denen ihr Unterliegen als herbe Ungerechtigkeit erschien. Sie nannten sich die „Schönen und Guten“ und glaubten wirklich, es zu sein; denn nur ihr Dasein, das mit Jagd, Krieg und Politik ausgefüllt war und niedere Arbeit nicht kannte, hielten sie für menschenwürdig und blickten mit Hohn und Ver-

achtung auf den armen Bauern herab, der sich mit schwieliger Faust sein Stückchen Brot verdienen mußte. Daß dieser Unschöne und Schlechte jetzt die Volksversammlung beherrschte und dem Manne von echter Vornehmheit seinen Willen aufzwang, betrachteten sie als eine Umkehrung der von den Göttern eingesetzten Weltordnung. So flüchteten sich ihre Hoffnungen aus dem irdischen Jammertal, wo so Unwürdiges möglich war, hinüber in ein besseres Jenseits. Denn die Gottheit mußte gut und gerecht sein; wenn sie es duldete, daß hienieden die niedrige Gemeinheit sich breitmache, so mußte eine andere Welt den Ausgleich bringen. Das Erdenleben wurde daher mit finsterem Pessimismus angesehen, wie er namentlich in dem Satze zum Ausdruck kam, daß der Leib nur das Grab der Seele sei. Erst wenn sie sich aus ihm befreit hatte, sollte der gerechte Zustand eintreten, in dem der „Gute“ und der „Schlechte“ den Platz angewiesen erhielten, der ihnen zukam. Athen war der erste griechische Staat, in dem die Demokratie den entscheidenden Sieg errang; schon in der Königszeit scheint hier der Handel mächtig emporgeblüht und durch ihn die früher rechtlose Masse zu einem Einfluß gelangt zu sein, wie sie ihn in den anderen Staaten Griechenlands sich erst viel später eroberte. In Athen fanden daher die frommen Wünsche des depossedierten Adels auch zuerst ihre religiöse Ausprägung.

Die eleusinischen Mysterien, an welche die neue Jenseitshoffnung anknüpfte, scheinen ursprünglich das jährlich wiederkehrende Familienfest eines altadeligen Geschlechtes gewesen zu sein. Der Seelenkult, den die Nachkommen ihren verstorbenen Ahnen widmeten, schuf aus jedem Verwandtenkreise eine Kultgemein-

schaft, der es nicht verwehrt war, auch anderen Gottheiten ihre frommen Dienste zu weihen. So hatten die Eumolpiden von Eleusis neben ihren eigenen Vorfahren. Demeter und deren Tochter Persephone zu ihren besonderen Schutzpatronen gewählt und erzählten über den Ursprung dieses Gottesdienstes folgende Sage. Als der Herr der Unterwelt sich die Gattin geraubt hatte, war deren Mutter verzweiflungsvoll durch die Länder der Erde geirrt, um ihr verlorenes Kind zu suchen, ohne daß irgendein Sterblicher die Göttin erkannt hätte. In ein altes Weib verwandelt, setzte sie sich in Eleusis bei einem Quell am Wege nieder, um ein wenig auszuruhen, und dort fanden sie die Töchter des Königs Keleos, als sie Wasser schöpfen kamen. Auf deren Fragen gab sie sich für eine Kreterin aus, die von Seeräubern entführt und diesen dann entsprungen sei, worauf die Jungfrauen sie mitleidsvoll in das Haus ihres Vaters einluden. Dort wurde sie wohl gepflegt und von der Königin Metaneira zur Hüterin ihres kleinen Sohnes Demophon gemacht. Unter ihrer Obhut gedieh das Kind wunderbar; des Nachts aber legte sie es ins Feuer, um sein menschliches Teil wegzubrennen und es zum Unsterblichen zu machen. Doch der Fürwitz der Königin zerstörte diesen Plan; eines Nachts belauschte sie das Tun der Göttin und unterbrach es mit lautem Zuruf. So war diese gezwungen, die Reinigung des Demophon unvollendet zu lassen und selbst aus dem Hause zu weichen, dem sie so viel Segen gebracht hatte. Doch als letztes Gastgeschenk gab sie dem Keleos noch eine Anweisung über die Riten, durch welche ihre Gunst und die ihrer Tochter zu gewinnen sei, und auf diese göttliche Belehrung gründeten sich die Mysterien von Eleusis.

Die Geschichte des Demophon wiederholt sich bekanntlich bei Achill, nur daß hier die göttliche Pflegerin des Kindes nicht als Magd, sondern als Gattin des Sterblichen erscheint und der Vater es ist, der ihr heimliches Tun belauscht und stört. Und das gleiche Märchen, das noch ganz in den Gedankenkreis des Animismus gehört (II S. 363), findet sich auch in tausend anderen Formen verbreitet. Sein Kern besteht darin, daß ein Weib von übermenschlicher Art bald als Geliebte, bald als Magd in die Dienste eines Menschen tritt und ihm so lange unnennbares Glück bringt, bis ein unbesonnenes Reden oder Handeln sie verscheucht. Ich erinnere nur an die schöne Melusine, die uns Deutschen unter den zahlreichen Gebilden dieser Art das bekannteste ist. Indem aber an die Stelle der Nixe oder Dryade, die sonst in diesem Zusammenhange aufzutreten pflegt, die große Erdgöttin gesetzt wurde, verlieh ihr Dienst dem Hause des Keleos eine ganz besondere Weihe.

Mit diesem Gedankengange verbindet sich in dem eleusinischen Mythus ein zweiter, der gleichfalls bis in das primitivste Altertum zurückreicht. Der Zauberer beherrscht die Geister, indem er sie bei ihren tief geheimen Namen anruft und gewisse Zeremonien kennt, die ihre Gewalt ihm untertan machen. Eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so zwingende Wirkung schreibt man aber auch dem Kultus zu, nur muß er in den Formen ausgeübt werden, welche den Göttern genehm sind. Bei diesen Formen nun regt sich das erste naive Verlangen nach Offenbarung; denn wie kann man sicher sein, daß sie dem göttlichen Wesen entsprechen, wenn sie nicht durch irgend jemand, der mehr als menschliches Wissen besitzt, ihre Beglaubigung erhalten haben? Vielfach ist daher die Sage

verbreitet, daß man irgendeinem klugen Waldteufel durch List die heiligen Geheimnisse entlockt habe. Numa macht den Picus und den Faunus betrunken und schlägt sie dann in Fesseln, damit sie ihm gewisse Riten mitteilen; im übrigen ordnet er den römischen Gottesdienst nach den Ratschlägen der Nymphe Egeria. Wie diese den römischen König, so macht Demeter den eleusinischen mit den wirksamsten Formen des Kultus bekannt.

Auch daß diese tief geheim gehalten und nur den Auserwählten unter feierlichem Zeremoniell mitgeteilt werden, ist nichts Ungewöhnliches. Der eigentliche Zauber ist ja zu allen Zeiten geheim gewesen, und je mehr von seiner zwingenden Gewalt man einem Kultus zuschrieb, desto mehr Grund hatte man, auch ihn in Dunkel zu hüllen. Hätten doch sonst auch Feinde sich diese mächtigen Formen zu eigen machen und durch sie Schaden stiften können. In Eleusis ist man in der Vorsicht so weit gegangen, daß von zweien der dort verehrten Gottheiten die Namen unbekannt sind, weil sie auf öffentlichen Denkmälern nie genannt wurden, sondern immer nur unter den ganz allgemeinen Bezeichnungen „Gott“ und „Göttin“ erschienen. Aus diesem Gedankenkreise dürfte die Verheimlichung der Mysterien hervorgegangen sein; später tritt er freilich ganz zurück, und ihr Ausschwatzen gilt einfach als Frevel gegen die Götter, ohne daß eine Begründung dafür noch nötig schien.

Über die Einzelheiten dieses Kultus können wir nicht unterrichtet sein, weil jedem, der ihn geschaut hatte, Schweigen auferlegt war. Doch ihre Bedeutung ergibt sich unverkennbar aus dem ältesten Zeugnis, das wir über die Mysterien besitzen, dem homerischen

Hymnus auf Demeter. Hier läßt der Dichter den Hades zu seiner Gattin sagen:

Höchste Ehren sind dir im Kreise der Götter beschieden:
Wer an dir sich vergeht, wird ewige Strafen erleiden,
Wer nicht deine Gewalt mit reinen Opfern versöhnet,
Unbefleckt dir nahend mit vorgeschriebenen Gaben.

Es handelte sich also nur um das bekannte *do ut des*, wie es im Verkehr mit der Geisterwelt von alters her üblich war. Man erwies der Persephone diejenigen Ehren, welche nach der Belehrung ihrer Mutter ihr genehm waren, und rechnete dafür auf ihre Dankbarkeit im Jenseits. Wie uns die Andeutungen von Eingeweihten verraten, bestanden sie teils in Opfern, teils in szenischen Schaustellungen. Was der Inhalt der letzteren war, ist ziemlich gleichgültig; denn daß sie ursprünglich keinen anderen Zweck hatten, als die Göttin zu belustigen, wie man durch Leichenspiele der Seele des Verstorbenen ein Vergnügen bereitete, läßt sich kaum bezweifeln. Der ganze Gedankenkreis, in dem sich der eleusinische Kult bewegt, ist also von ursprünglichster Roheit; etwas Neues bietet er nur insofern, als er nicht, wie die andern Gaben, die man den Göttern darbringt, durch Reichtum und Glück in diesem Leben vergolten werden soll, sondern die Hoffnungen auf das Jenseits hinüberweist.

Diesem niedrigen Standpunkt entspricht auch sonst der Demeterhymnus, der uns von den Anschauungen eines frommen Mysten Kunde gibt. Seine Auffassung der Götter steht tief unter demjenigen, was uns schon in manchen Teilen der Ilias und Odyssee entgegentritt. Ihm leben sie noch nicht in ewig heiterer Seligkeit, sondern bleiben dem tiefsten Jammer unterworfen; ja selbst Sterbliche können ihnen ein

Leid antun. Auch ihr Wissen erhebt sich kaum über das menschliche: als Persephone geraubt wird, sehen es nur die Götter der Sonne und des Mondes, weil ihr Strahlenblick sich über die ganze Welt erstreckt; die andern Unsterblichen wissen nichts davon, ja Demeter nimmt sogar zu Vogelzeichen ihre Zuflucht, um über das Schicksal ihrer Tochter etwas zu erfahren. Als sie dann in ihrem Zorne der Erde die Ackerfrucht entzieht, da hilft Zeus nicht aus Mitleid mit der hungernden Menschheit, sondern nur, weil auch die Götter auf Opfer und Gaben verzichten müßten, wenn jene zugrunde ginge. Er ist also gleich einem irdischen Könige auf die Steuern seiner Untertanen angewiesen, und wenn er diese rettet, so leitet ihn dabei nicht göttliche Barmherzigkeit, sondern ein ganz naiver Egoismus.

So wurde denn auch der Anspruch auf die ewige Seligkeit nicht durch makellosen Wandel erworben, sondern einfach dadurch, daß man sich an dem geheimen Kulte der Unterweltsgöttin in den vorgeschriebenen Formen beteiligte. Von denjenigen, welche die Weihen empfingen, forderte man nichts weiter, als daß sie von griechischer Zunge und rein von Blutschuld seien, und auch dies brauchte nicht zu bedeuten, daß der Mörder ausgeschlossen war. Denn man verlangte ja nicht sittliche, sondern nur rituelle Reinheit, und diese ließ sich wahrscheinlich durch gewisse Sühnungsformen wiedergewinnen, auch wenn man vorher seine Hände mit Bürgerblut befleckt hatte. Außerdem mußte, wer sich an den Mysterien beteiligen wollte, eine bestimmte Anzahl von Tagen auf Beischlaf und gewisse Speisen verzichten und noch andere „Reinigungen“ ähnlicher Art über sich ergehen lassen, die alle ganz äußerlich waren. Es hatte also keine

besonderen Schwierigkeiten, durch die Weihen ins Himmelreich einzugehn; nichs weiter gehörte dazu, als daß man die Zustimmung der Eumolpiden gewann, die den Schlüssel zu der heiligen Pforte führten, wie jetzt der Papst in Rom. Hierin aber lag es, daß die Jenseitshoffnung einstweilen fast ganz auf den Adel beschränkt blieb. Allerdings war dies kein heiliges Gesetz und konnte es nicht sein; denn da es sich ursprünglich um eine Familienfeier handelte, mußten alle, die zum Hause der Eumolpiden gehörten, mithin auch ihre Sklaven, daran Anteil haben. Aber die als Fremde zu den Weihen zugelassen wurden, waren gewiß nur Standes- und Parteigenossen des vornehmen Geschlechtes. Dem politischen Gegner, mit dem man auf Tod und Leben im Kampfe lag, die Tore des Himmels zu öffnen, das wäre eine Großherzigkeit gewesen, deren jene Zeit nicht fähig war.

In seinem aristokratischen Parteihasse sieht der Dichter des Demeterhymnus in den Leiden der Unterwelt eine Strafe für diejenigen, welche der Persephone nicht die ihr wohlgefälligen Opfer dargebracht haben. Doch diese Anschauung ist zu ungerecht, als daß sie selbst damals für die allgemeine gelten könnte; denn da es gar nicht von dem freien Willen des einzelnen abhing, sich in die Mysterien einweihen zu lassen, konnte derjenige, der ihnen notgedrungen fernblieb, nicht als strafbar betrachtet werden. So erscheinen denn auch die Eingeweihten als bevorzugte Ausnahmen, während die übrigen Menschen nicht eigentliche Höllenstrafen erleiden, sondern nur dem allgemeinen Lose der Sterblichkeit verfallen. Man sagte ihnen nach, sie müßten ewig im Schlamme liegen und der Kerberos oder irgendein anderes Ungeheuer der Tiefe fresse ihnen das Fleisch von den Knochen ab. Dies klingt

sehr furchtbar, ist aber in Wirklichkeit nichts anderes, als was jedem Leichnam bevorsteht. Denn wenn er begraben wird, so kommt er ja in feuchte Erde, d. h. in Schlamm zu liegen, und im Laufe der Zeit wird sein Fleisch durch die Verwesung verzehrt, so daß nur die Knochen übrigbleiben. Diese Idee beruht also nur auf jener unklaren Anschauung, welche die Seele einesteils vom Leibe trennt, anderenteils an ihn bindet oder auch beide ganz zusammenwirft, wie uns dies in der religiösen Entwicklung der Urzeit auch sonst begegnet ist (II S. 354). Wenn der Adel seine Genossen von jenem Schicksal befreit glaubte, so mag neben den Mysterien auch die neue Feuerbestattung dazu beigetragen haben, die natürlich zuerst in den höchsten Kreisen Eingang fand. Denn wer von den Flammen emporgetragen wurde, verfiel allerdings weder der nassen Erde noch der Verwesung, sondern schwang sich aufwärts wie ein Gott. Und daß das Feuer eine reinigende Kraft habe, daß es das irdische Teil des Leibes verzehre und das göttliche läutere, kommt schon in dem Märchen von Demeter und Demophon zum Ausdruck und war auch sonst eine weit verbreitete Anschauung.

Nach den Lehren des Animismus war jeder Leib, ob er einem Baum, einem Stein oder einem Menschen gehörte, bewohnt von einem Dämon, der zwar nicht die gleiche Macht besaß, wie die Seelen des Himmels, der Erde oder der Sonne, aber doch mit ihnen gleichen Wesens war. Die spätere Religionsentwicklung hatte Götter und Menschen scharf getrennt; die Mysterien schlugen wieder eine Brücke zwischen ihnen, nahmen aber die Göttlichkeit nur für diejenigen Verstorbenen in Anspruch, welche die Weihen empfangen hatten. Doch jene Scheidung wurde schon zu lebhaft

empfunden, als daß man, wie dies früher möglich gewesen wäre, die Menschenseele ohne jede Vermittlung in den Gott hätte überleiten können. Es bedurfte dazu einer besonderen Heiligung des irdischen Leibes, die an uralten Aberglauben anknüpfte.

Wie wir oben (II S. 368) schon dargelegt haben, wurde jede Krankheit, vor allem der Wahnsinn, ursprünglich darauf zurückgeführt, daß ein Dämon im menschlichen Körper Wohnung genommen habe. Nach der sinnlichsten und daher am nächsten liegenden Anschauung fuhr er durch eine der Leibesöffnungen ein. Jede Gelegenheit, bei der diese sich auftaten und so den bösen Mächten ihr Tor zu erschließen schienen, Essen und Trinken, Beischlaf und Geburt, selbst die natürliche Ausleerung, konnten daher zu abergläubischen Befürchtungen Anlaß geben. Doch auch gute Geister kann man in sich aufnehmen; z. B. meinten die Maenaden, von Dionysos besessen zu sein (II S. 419). Und wie der Wilde, wenn er das Fleisch eines Bären oder eines Stieres verzehrt, damit auch die Kraft des Tieres zu erwerben glaubt, so bemächtigt man sich am sichersten der göttlichen Eigenschaften, wenn man den Gott ißt. Besonders deutlich tritt dies in dem Text einer ägyptischen Pyramideninschrift hervor, welche den Eintritt des verstorbenen Königs in das Götterreich schildert: „Seine Diener haben die Götter mit der Wurfleine gefangen, haben sie gut befunden und herbeigeschleppt, haben sie gebunden, ihnen die Kehle durchschnitten und ihre Eingeweide herausgenommen, haben sie zerteilt und in heißen Kesseln gekocht. Und der König verzehrt ihre Kraft und ißt ihre Seelen. Die großen Götter bilden sein Frühstück, die mittleren bilden sein Mittagessen, die kleinen bilden sein Abendessen . . . .

Der König verzehrt alles, was ihm in den Weg kommt. Gierig verschlingt er alles, und seine Zauberkraft wird größer als alle Zauberkraft. Er wird ein Erbe der Macht, größer als alle Erben, er wird der Herr des Himmels; er aß alle Kronen und alle Armbänder, er aß die Weisheit jedes Gottes.“ Aber auch geschlachtet und aufgegessen sterben die Götter nicht; obgleich ihre Kehlen durchschnitten und ihre Glieder zerteilt sind, bewahren sie ihre alte Kraft und Weisheit, nur daß diese Eigenschaften daneben auch auf die gefräßige Seele des Königs übergehn. In derselben Weise sucht sich auch der Myste über die Menschlichkeit zu erheben; auch er ißt oder trinkt die Gottheit und sucht auch auf andere Art eine fleischliche Vereinigung mit ihr, ein Eindringen ihres Wesens in das seine herbeizuführen, indem er zu ihrem Kinde oder zu ihrem Gatten wird. Denn rituelle Elemente dieser Art kehren in den Mysterienkulten, soweit sie uns genauer bekannt sind, regelmäßig wieder und scheinen in keinem gefehlt zu haben.

Der Aufnahme der Heiligungsmittel mußte bei allen ein längeres Fasten vorausgehen, das sich bei den Eleusinien über neun Tage ausdehnte. Die Dämonen, welche mit irgendeiner unreinen Speise in den Leib eingegangen sein konnten, mußten eben verbannt werden, damit die Gottheit ihre neue Wohnung leer und bereit finde. Die Nahrungsverbote waren je nach den Kulten verschieden; in der Regel war Fleischkost untersagt, weil in den Resten lebendiger Wesen sich am ehesten eine geistige Beimischung unheimlicher Art erwarten ließ; doch vor den Mysterien der großen Mutter durfte man Fleisch essen, mußte sich aber dafür gewisser Pflanzen enthalten, denen der Aberglaube geheimnisvolle Kräfte beilegte. Der Beischlaf

während der Fastenzeit war in allen diesen Kulten streng verboten. Denn indem er eine neue Seele im Leibe des Weibes entstehen ließ, schien er eine besonders dämonische Macht zu besitzen; auch mußte man, wenn man ein Beilager mit der Gottheit feiern wollte, wenigstens einige Zeit vorher dem Umgange sterblicher Frauen fernbleiben. So geläutert trank man in Eleusis Wasser mit Weizenmehl, das durch ein starkriechendes Kräutlein gewürzt war. Nun haben wir schon darauf hingewiesen, daß der Gegenstand, in dem eine Gottheit gegenwärtig ist, mag es der Sonnenball, der Himmel oder auch ein Klotz oder Stein sein, als ihr Leib gedacht wird (II S. 359). Nachdem Demeters Tochter in den Hades entführt war, kehrte sie alljährlich als junge Ackerfrucht auf die Erde zurück. Die Kornähre war also ihr heiliger Leib, und wer von deren Mehl unter den nötigen Weihen trank, der nahm damit das göttliche Wesen in seine Menschlichkeit auf und bereitete so auch diese zu künftiger Auferstehung.

Noch augenfälliger tritt diese Bedeutung in den Mysterien des Dionysos hervor, bei denen man Wein als das Blut des Gottes trank und das rohe Fleisch eines Stiers verzehrte. Denn wie sich der ägyptische Osiris in dem Apis verkörperte, so wurde auch sein griechisches Gegenbild als Stier gedacht, und dessen Priester nannten sich Bukoloi, d. h. Rinderhirten. Die Mysten des Attis und der großen Mutter tranken Wein mit Wasser und scheinen dazu einen bestimmten Fisch gegessen zu haben; die abstinenten Perser feierten ihren Mithras mit Brot und Wasser. Kurz bei allen Mysterien erscheint es als ganz wesentliches Moment, daß die Eingeweihten einen heiligen Trank und eine heilige Speise empfangen, die schon von den

kirchlichen Schriftstellern des Altertums zu unserem Abendmahl in Parallele gestellt werden. Ein bedeutsamer Zug dabei ist uns zufällig nur aus dem Attiskult überliefert, dürfte aber auch andern Feiern dieser Art nicht fremd gewesen sein. Diejenigen, welche den Gott in sich aufnehmen sollten, nannten sich Sterbende. Dies kann nichts anderes bedeuten, als daß der alte Adam in ihnen untergehn und durch das heilige Mahl ein neuer vergöttlichter Mensch geboren werden sollte.

Das Stichwort, mit dem sich die Mysten von Eleusis gegenseitig zu erkennen gaben, wie die Freimaurer mit ihrem geheimen Zeichen, lautete: „Ich habe gefastet; ich habe den Mischtrank getrunken; ich habe es aus der Ciste genommen; ich habe damit gewirkt und es in das Körbchen gelegt und aus dem Körbchen in die Ciste.“ Das geheimnisvolle Ding, mit dem „gewirkt“ wurde, war eine Nachbildung des weiblichen Geschlechtsteils, durch die der Myste seine Neugeburt aus dem Schoße der Göttin zum Ausdruck brachte. Entsprechend lautet die Formel bei den Mysterien der großen Mutter: „Aus der Kesselpauke habe ich gegessen, aus der Cymbel getrunken; ich habe die Opferschüssel getragen, ich bin in das Brautgemach eingegangen.“ Was hier auf der Opferschüssel in das Brautgemach getragen wurde, scheint nichts anderes gewesen zu sein, als die abgeschnittenen Hoden eines Entmannten, mit denen die symbolische Vermählung mit der Göttin dargestellt wurde. Endlich erscheint bei den Dionysosmysterien, wo die verehrte Gottheit männlich war, der Myste selbst oder richtiger vielleicht seine Seele als ein weibliches Wesen, das durch jene befruchtet wird. Denn eine Schlange wird ihm von oben in das Gewand gesteckt und unterwärts wieder

hervorgezogen. Bekanntlich wurden Alexander der Große und Augustus dadurch zu Göttersöhnen gestempelt, daß man behauptete, ihre Mütter seien durch Schlangen geschwängert worden; wer dies erwägt, wird die Bedeutung jener Zeremonie verstehen. Der Ritus des Beischlafes war eben mit dem Begriff so vieler Mysterien verbunden, daß die Griechen auch die menschliche Hochzeit als mystische Einweihung der Braut auffassen konnten. Die Idee des Seelenbräutigams, die ja auch dem Christentum nicht fremd ist, tritt uns hier in ihrer vollen derben Fleischlichkeit entgegen. So war man in doppelter Weise, durch Essen und durch Kindschaft oder Begattung, mit der Gottheit eins geworden und durfte nun auch hoffen, an ihrer seligen Unsterblichkeit teilzunehmen.

Das Götterdasein der Zukunft konnte man sich noch nicht anders denken, denn als ein fröhliches Gelage, bei dem man ewig im Rausche war. Und diese Hoffnung ununterbrochener Festfreude vermischte sich mit dem Bilde jener seligen Insel im Westen, auf der die Sonne von ihrer Tagesfahrt ausruhte. Waren Achill und Menelaos dahin gekommen, weil jener der Sohn der Thetis, dieser der Schwiegersohn des Zeus war, so hatten die adeligen Herren von Attika keinen geringeren Anspruch darauf; leiteten doch auch sie ihren Stammbaum von Göttern ab oder waren doch mit Götterenkeln verschwägert. So dachten sie sich denn ihre abgeschiedenen Seelen wie den Sonnengott selbst, leuchtend in weißen Kleidern und strahlenden Angesichts. Und um sie her war ein Land, das gleich dem schönsten Garten köstliche Früchte aller Art hervorbrachte; da gab es weder Schnee noch Regen, weder Sturm noch glühende Hitze.

sondern immer kühlte ein leichter West die Wangen der trunkenen Einherier.

Nur eine sittliche Anschauung verband sich mit diesem Jenseitsbilde: die Bewohner der göttlichen Insel waren alle unsträflich und gerecht. Dies hatte zunächst wohl nur den Sinn, die Seligkeit in ihrer Mitte als ganz ungetrübte darzustellen; denn daß ein Zechgelage mit Streitsüchtigen und Ungerechten auf die Dauer nicht froh und friedlich sein konnte, wußten die Herren vom Adel natürlich aus vielfacher Erfahrung. Um seinen Zweck zu erfüllen, brauchte also jener tugendsame Wandel erst nach dem Tode anzufangen; doch daß man ihn überhaupt als nötig betrachtete, konnte auch auf das Diesseits herüberwirken. Denn der Glaube, daß die befreite Seele die Eigenschaften behalte, die den lebenden Menschen ausgezeichnet hatten, war nicht untergegangen. Wenn man im Lande der Seligen nur Gerechte brauchen konnte, durfte, wer hingelangen wollte, auch auf Erden kein Ungerechter sein. Doch ob man diese Konsequenz gleich von Anfang an gezogen hat, ist mehr als zweifelhaft; denn Folgerichtigkeit liegt nicht im Wesen des religiösen Denkens. Immerhin bot sich hier eine Handhabe, an die eine sittliche Entwicklung des Mysterienkultus anknüpfen konnte.

Wenn dieser schon in seiner frühesten Gestalt die Seelen mächtig ergriff, so lag dies nicht allein an den Hoffnungen, die er erweckte, sondern vielleicht noch mehr an den neuen künstlerischen Formen, mit denen er sich umgab. Wenn wir die Andeutungen der Quellen richtig verstehen, wurden die Schicksale der Demeter und ihrer geraubten Tochter dramatisch vorgeführt. Es war die erste Tragödie, die, unterbrochen von feierlichen Gesängen und Tänzen, im roten flackernden Strahl

der Fackeln vor den Augen andächtig lauschender Mysten vorüberzog. So trat die Dichtungsart, die anschaulicher als jede andere ist und eben darum das Gemüt des Menschen am mächtigsten ergreift, zuerst ins Leben und wirkte mit der überwältigenden Kraft des ganz neuen Eindrucks. Und dieser konnte sich niemals abstumpfen, weil nur einmal im Jahre sich das hehre Schauspiel, lang erwartet, den Gläubigen darbot. Dazu wurde es durch Zeremonien vorbereitet, die im höchsten Grade die Phantasie erregten und das Nervenleben steigerten. Lange mußte die Schar der Mysten in nächtlichem Dunkel harren; dann erschienen vor ihnen, von plötzlich aufblitzendem Lichte grell bestrahlt, Götterbilder und heilige Symbole, deren jähes Hervorleuchten aus tiefer Nacht die lichtentwöhnten Augen erschreckte. Am mächtigsten aber wurde der Neuling ergriffen, wenn er zum erstenmal der tief geheimen Weihen teilhaft wurde. Voll brünstigen Schauers genoß er das göttliche Fleisch der Persephone und empfing mit ihm die Gewißheit, daß auch er selbst nach seinem Tode als Gott auferstehen werde.

Aus der schnöden Welt, wo der „Schlechte“ herrschen durfte, hatte sich der attische Adel in ein besseres Jenseits gerettet; doch auch hierher sollte ihn die arge Demokratie verfolgen. Je stolzer er auf die Heilskraft der Mysterien war, je verzückter er von ihren geheimen Wundern flüsterte, desto mehr wurde auch im gemeinen Manne der Wunsch nach ihnen rege, und seine politische Übermacht gestattete ihm die Befriedigung desselben. Schon durch Solon, ja vielleicht sogar noch früher, wurde die eleusinische Feier unter die attischen Staatskulte aufgenommen und zugleich der ausschließlichen Verfügung der

Eumolpiden entzogen. Sie mußten mit dem athenischen Geschlecht der Keryken, das keineswegs die Tendenzen der starren Aristokratie vertrat, die Leitung des Festes teilen, und diese Nebenbuhler erhielten gleichfalls das Recht, den Gläubigen, welche darum nachsuchten, die Weihen zugänglich zu machen. Bei dieser Gelegenheit verschmolz man wohl auch die Eleusinien mit einem andern Geheimkult, der vielleicht in Nachahmung derselben und zugleich in Opposition dazu entstanden war, um auch denjenigen, welche die Eumolpiden abwiesen, die Tore des Himmels zu öffnen.

Dionysos und Orpheus waren zwei nah verwandte Formen des Sonnengottes, die durch den thrakischen Savazioskult stark beeinflußt waren. Von beiden erzählte man, sie seien in Stücke zerrissen worden; der frühe, klägliche Tod, den sie freilich mit sehr vielen Sonnengestalten gemein hatten, wurde daher unter den Zügen ihres Mythus besonders stark betont. So stellten sie den Gott namentlich in seiner finsteren, unterweltlichen Gestalt dar, in der er über die Seelen der Abgeschiedenen herrschte, und konnten dadurch leicht zu Trägern des Unsterblichkeitsglaubens werden. Im Laufe der früher geschilderten Entwicklung war Orpheus zum Heroen geworden, während Dionysos seinen Platz im griechischen Olymp behauptete; doch ließ man ihre Verbindung bestehen, indem man den einen zum Propheten des andern machte. Der göttliche Sänger hatte den Gott verkündigt; er hatte die Zeremonien angegeben, durch welche man dessen Gunst gewann, und die Hymnen gedichtet, die bei seiner geheimen Feier zu singen waren. So wurde die Offenbarung, die in Eleusis von der Göttin selbst ausgegangen war, hier auf den Doppelgänger des Gottes übertragen. Aber auch als Mensch betrachtet,

war Orpheus selbst in den Hades hinabgestiegen und wieder von dort zurückgekehrt; er kannte also die Geheimnisse der dunkeln Tiefe und konnte von demjenigen, was die Seelen dort erwartete, die sicherste Kunde bringen.

Wie der orphische Kult darin an den eleusinischen anknüpfte, daß er auf der festen Grundlage einer Offenbarung zu stehen vorgab, so hatten sie auch sonst vieles gemein. Die Klage der Demeter, die ihr verlorenes Kind suchte, bildete den Mittelpunkt des einen; bei dem andern klagten die Maenaden laut um den erschlagenen Gott. Hier wie dort war es der Jammer des Todes, aus dem die Hoffnung auf ein neues seliges Leben hervorging. Beide Feiern umgaben sich mit dem Dunkel der Nacht, und wenn der bacchische Schwarm auch anfangs durch Wälder und Schluchten tobte, also nicht das Geheimnis des abgeschlossenen Hauses suchte, so hat man später doch wenigstens einen Teil der orphischen Zeremonien den Augen der Menge entzogen. Und jenes mystische Mahl erhielt noch eine tiefere Beziehung, seit das rote Blut des Gottes es belebte.

Die Titanen, so erzählte der Mythus, hatten die Stücke des zerrissenen Dionysos unter sich verteilt und aufgezehrt. Da hatte der rächende Blitz des Zeus sie in Flammen gesetzt, und aus der blutigen Asche ihrer Leiber war die Menschheit entstanden. Mithin hatte diese teil an dem Fleische des Gottes, das ja in seinen Feinden verbrannt war und so zu den Grundstoffen gehörte, aus denen sie sich gebildet hatte; doch mischte sich in ihr mit diesem heiligen Bestandteil das böse Titanenblut. Dieses wurde gereinigt und verdrängt, wenn von neuem unter der Gestalt von Wein und Brot der Gott in den menschlichen Leib aufgenommen wurde.

Bis soweit hatte die orphische Lehre zwar manchen feinen Zug aus dem thrakischen Mythus aufgenommen oder richtiger durch echt hellenische, sinnvolle Deutung in ihn hineingetragen, erhob sich aber noch nicht über die grob sinnliche Auffassung der eleusinischen. Ihren sittlichen Inhalt sollte sie erst durch eine Beimischung empfangen, die ihr aus noch weiterer Ferne zugeführt wurde. Auch der ägyptische Osiris beherrschte die seligen Geister der Abgeschiedenen; auch er war von seinen Feinden in Stücke gerissen worden. Die Griechen haben ihn daher ihrem Dionysos gleichgesetzt, und bei der hohen Achtung, die sie vor der Weisheit der Ägypter hegten, waren sie sehr bereit, Züge, die man am Nil von dem Gotte berichtete, auch in ihren Glauben aufzunehmen. Die Gattin des Osiris war die Erd- und Mondgöttin Isis, die, wie die gleichbedeutende Hekate der Griechen, allen Zaubers kundig war. Sie hatte die zerstreuten Glieder ihres Gemahls wieder zusammengefügt und ihn durch die Macht ihrer Sprüche lebendig gemacht, damit er über die Scharen der Unterwelt gebiete. Die wundertätigen Formeln, durch welche die Göttin dies bewirkt hatte, meinten die Ägypter zu kennen und sprachen sie auch über jeden ihrer Toten, der dadurch gleichfalls zum lebendigen Osiris werden sollte. Die Anschauung der eleusinischen Mysterien, daß der als Mensch Verstorbene als Gott wiedererwachen werde, wenn die nötigen Zeremonien mit ihm vorgenommen würden, war also auch bei ihnen heimisch. So treten uns schon vor Jahrtausenden im fernen Nillande die Keime eines Gedankens entgegen, der uns noch heute geläufig ist: wie der Gott gestorben und auferstanden ist, so wird nach seinem Vorbilde auch der Mensch sterben und auferstehen.

Auch die Griechen haben den Zug des Osirismythus, daß der Leichnam wieder zusammengeflickt worden sei, aus Ägypten übernommen, obgleich er mit ihrer Version, daß die Titanen ihn gefressen hätten, unvereinbar war; doch bei der Göttersage, die sich ja doch über alles menschliche Verständnis erhob, ließ man sich Unmögliches gern gefallen. An die Stelle der Isis wurde anfangs Rhea gesetzt, die als Nacht- und Erdgöttin jener gleichbedeutend war. Später hat die delphische Priesterschaft, die alle Großtaten für ihren Gott in Anspruch nahm, Apollon zum Wiedererwecker des Toten gemacht und das Wunder an die Stätte des pythischen Heiligtums verlegt. Jene Zusammenfügung des Dionysos ist nur insofern von Bedeutung, als sie in ihrem unlösbaren Widerspruch gegen die thrakisch-griechische Überlieferung das Eindringen ägyptischer Lehren beweist. Um so sicherer dürfen wir auf diese auch wichtigere Züge des Jenseitsbildes zurückführen, die ihm zum erstenmal den sittlichen Inhalt verleihen sollten, von dem wir oben gesprochen haben.

Die Ägypter pflegten ihren Toten eine Schriftrolle in das Grab mitzugeben, in der alle Regeln und Zauberformeln verzeichnet waren, deren Kenntnis man brauchte, um sicher den gefährlichen Weg ins Jenseits anzutreten. Dies Totenbuch, das uns noch in mehreren Exemplaren erhalten ist, war aus den Lehren der verschiedensten Zeiten und Orte zusammengeflossen und bietet daher ein tolles Wirrwarr der widersprechendsten Anschauungen. Natürlich konnten die Griechen seinen Inhalt, von dem sie durch die ägyptischen Priester dies und das erfuhren, noch weniger verstehen, als die heutigen Ägyptologen, was ihre andächtige Scheu vor dieser geheimnisvollen Weisheit

nur steigerte. Gern übertrugen sie diese in ihren eigenen Glauben, aber nur soweit sie sie verstanden, d. h. soweit sie der zeitweiligen Entwicklung ihrer religiösen Ideen angepaßt war. Seit diese eine sittliche Richtung genommen hatten, mußte namentlich ein Kapitel des Totenbuches auf sie Eindruck machen. Es berichtete, wie der Verstorbene vor das Gericht des Osiris trat und feierlich erklärte, indem er alle Sünden einzeln aufzählte, er habe sie nicht begangen. Auch dies negative Bekenntnis war den Ägyptern zu einer Folge leerer Zaubersprüche geworden; nach ihrer Ansicht kam es nicht darauf an, daß man wirklich rein von Sünden sei, sondern es genügte, wenn man dies mit der richtigen Formel zu beteuern wußte und sie mit dem richtigen Ton der Stimme und den vorgeschriebenen Geberden aussprach. Aber so traurig die Lehre vom Totengericht auch veräußerlicht war, sie setzte doch voraus, daß die Götter der Unterwelt sittliche Reinheit verlangten und den Frevler zur Strafe zogen, wenn er sie nicht durch seine Kenntnis der rettenden Sprüchlein betrog. Die Griechen aber haben jenes Gericht in seinem frommen ursprünglichen Sinne in ihre Religion aufgenommen und damit ihren Hoffnungen auf das Jenseits eine neue, tief bedeutungsvolle Begründung gegeben. In Eleusis wurde durch den Herold zu den Weihen gerufen, „wer rein von Händen und verständlich von Sprache ist“: in andern Mysterien hieß die Formel: „wer heilig ist von allem Frevel und dessen Seele sich keines Bösen bewußt ist“. Ob dies die orphischen waren, ist leider nicht festzustellen; doch hat es einige Wahrscheinlichkeit. Denn bald ist es in Attika allgemeiner Volksglaube geworden, daß die Strafen des Hades nicht nur den Ungeweihten, sondern auch den Frevler er-

warten, und daß diese Lehre, von der Homer noch nichts weiß, an den Kultus des Osiris-Dionysos anknüpfte, läßt sich nicht ohne Grund vermuten. Bei den bacchischen Mysterien erschienen Gespenster und andere Schreckmittel: wahrscheinlich führten sie den Eingeweihten die Schauer der Hölle vor, welche den Sünder bedrohten.

Ein höchst merkwürdiger Ritus ist uns zufällig nur aus den Mysterien von Samothrake überliefert; aber da alle späteren Weihen dieser Art mehr oder weniger an die attischen anknüpften, könnte auch er auf diese zurückgehn. Wer in die heilige Gemeinschaft der Mysten aufgenommen wurde, mußte vorher seine schwerste Sünde bekennen. Wahrscheinlich knüpft auch dies an das Bekenntnis an, das nach dem Totenbuche die Seele vor dem Höllenrichter abzulegen hatte; aber der Ägypter behauptet stolz seine Fehllosigkeit, der Grieche beichtet demütig sein Vergehen. Es ist eine tief sinnvolle Umgestaltung des überkommenen Gedankens, wie sie des hellenischen Geistes würdig war, daß Reinheit nicht durch das Herbeten selbstgerechter Formeln, sondern nur durch freimütiges Anerkennen der Schuld erlangt werden könne.

Denn jetzt zum erstenmal stellte sich die griechische Religion die Aufgabe, den Sünder selig zu machen, und bildete, wie es scheint, zugleich die Lehre aus, daß jeder Mensch ein Sünder sei. Denn das Verlangen, daß jeder sein schwerstes Vergehen nenne, ging doch von der Voraussetzung aus, daß keiner ohne Fehl sein könne. Als man in Athen den orphisch-bacchischen Kultus mit dem eleusinischen vereinigte, wurde daher verordnet, daß die Feier mit einer Reinigung eingeleitet werde, die den eigentlichen Mysterien vorangehen müsse. Daß sie äußerlich

genug war, versteht sich von selbst; ihr wichtigster Ritus scheint in einer Abwaschung des befleckten Leibes im Wasser des heiligen Meeres bestanden zu haben, die den nötigen Ablaß für alle vergangenen Sünden gewährte. Doch daß ein solcher erforderlich schien, ehe die eleusinische Feier ihren Eingeweihten das Himmelreich aufschloß, bezeichnet dennoch einen wichtigen Fortschritt des sittlichen Empfindens.

Und vielleicht prägte sich ein noch größerer in jenem Bekenntnis aus, insofern es dazu dienen sollte, die allerschlimmsten Sünder von den Weihen auszuschließen. Denn wie es scheint, hatte sich schon die Erkenntnis durchgerungen, daß nicht jedes Verbrechen durch rituellen Hokuspokus abzuwaschen sei. Jedenfalls kennen die Mysterien der späteren Zeit den Begriff des unsühnbaren Frevels, und manches weist darauf hin, daß er sich schon in der alten orphischen Lehre gebildet hatte. Er kann begangen werden gegen die Götter, gegen Verwandte, namentlich die Eltern, und gegen den Gastfreund. Was man dem gewöhnlichen Mitmenschen antut, mit dem man in keinem näheren Verhältnis steht, kann immer gesühnt werden, selbst wenn es ein Mord ist; galt dieser doch sogar für verdienstlich, falls er an einem Tyrannen oder seinen Helfershelfern begangen wurde, und auch bei andern politischen Gegnern scheute man nicht leicht davor zurück. Und wie die Scheu vor dem Blutvergießen, die sonst zu den ältesten Regungen der Sittlichkeit gehört, durch die wilden Parteikämpfe jener Zeit zurückgedrängt ist, so werden sie auch daran die Schuld tragen, daß die Verbrechen gegen das Vaterland nicht den unsühnbaren zugerechnet wurden. War es damals doch gar nichts seltenes, daß man den Landesfeind unterstützte, um mit seiner

Hilfe die inneren Gegner niederzuschlagen. Übrigens verrät sich die steigende Sittlichkeit auch darin, daß man jenen drei Arten des Frevels, die als die schlimmsten gelten, eine immer weitere Auslegung gibt, bis sie zuletzt nicht nur den Mord, sondern auch viel unschuldigere Dinge mitumfassen.

Was zunächst die Verbrechen gegen die Götter betrifft, so scheint anfangs nur der Meineid und wahrscheinlich auch der Tempelraub für unsühnbar gegolten zu haben. Doch was beide so furchtbar machte, war mehr Aberglaube, als Sittlichkeit. Denn wer das Eigentum der Himmlischen antastete, machte sie zu seinen persönlichen Feinden, und durch den Eid rief man, wenn er falsch geschworen war, ihre Strafe selbst auf sich herab. Die fest vorgeschriebenen Worte, in denen er gesprochen wurde, die feierlichen Zeremonien, die ihn nicht selten vorbereiteten, schienen ihm die Kraft einer Zauberformel zu geben, die um so furchtbarer wirkte, als man sich ihren Schrecken freiwillig unterworfen hatte. Später freilich hat er diese schaurige Gewalt ganz verloren, weil sie sich durch gar zu häufigen Gebrauch abstumpfte. Denn Wahrheitsliebe gehörte nicht zu den nationalen Tugenden der Griechen; wie hätte auch sonst der immer flunkernde Odysseus ihr Lieblingsheld werden können! Der germanische Recke des Mittelalters kannte kaum eine schwerere Beleidigung, als den Vorwurf der Lüge; der Grieche spricht ihn ebenso unbekümmert aus, wie er ihn gleichmütig hinnimmt. Jedes Versprechen, jede Versicherung, mochte sie noch so unbedeutend sein, glaubte man daher durch den Eid bekräftigen zu müssen, wodurch er gleich einer Münze, die täglich von Hand zu Hand geht, sein Gepräge ganz verlor. In der Zeit, von welcher wir jetzt reden,

war diese Folge noch nicht eingetreten; als sie sich aber geltend machte, konnte die Religion die Heiligkeit des Eidschwurs nicht schützen, obgleich sie zunächst an Kraft eher gewann, als verlor. Denn schon im Laufe des fünften Jahrhunderts scheint auch dauernde Vernachlässigung des Opfers unter die unsühnbaren Frevel aufgenommen zu sein, während der Meineid immer milder beurteilt wurde und endlich wohl aus diesem Kreise ausschied.

Von den Sünden gegen die Verwandtschaft führte anfangs vielleicht nur Vater- und Muttermord unrettbar zur Hölle; später ist auch die tätliche Mißhandlung der Eltern und der Mord der Kinder und nächsten Seitenverwandten hinzugetreten. Dies Verdammungsurteil ging aus wirklicher, wenn auch nicht sehr hoch gesteigerter Sittlichkeit hervor, obgleich es zum Teil durch abergläubische Gründe motiviert wurde. Wer einen Fremden erschlug, fiel der Blutrache von dessen Verwandten anheim, und wenn sie sich zur Annahme eines Wehrgeldes bereit erklärten, konnte er damit sein Verbrechen abkaufen und dann auch rituelle Reinigung erlangen. Wurde man dagegen von dem eigenen Sohn erschlagen, der selbst die Rache hätte üben oder die Buße empfangen müssen, so hörte jede Möglichkeit der Sühnung auf. Die Seele, von jedem menschlichen Helfer verlassen, mußte sich selbst ihr Recht nehmen und tat es als schaurige Erinys; denn dieser Rachedämon steigt ursprünglich nur aus verwandtem Blute auf. Da er aber in der Unterwelt hauste, hörten die Plagen, mit denen er seinen Mörder verfolgte, auch dort nicht auf und ließen eine ewige Seligkeit unmöglich erscheinen. In der Zeit des Peisistratos war das Wehrgeld außer Übung gekommen und die Blutrache der Verwandten

zum Blutgerichte des Staates geworden. Doch die Anschauungen, die sich an ihr gebildet hatten, blieben bestehen und wurden durch die gesteigerte Sittlichkeit erweitert und vertieft.

Der Schutz des Gastfreundes beruhte nicht etwa auf der Heiligkeit des Treuwortes, das man ihm gegeben hatte, sondern auch er hatte eine abergläubische Wurzel. Als in der Odyssee der bettelnde Held von Antinoos mißhandelt wird, da sagen die übrigen Freier:

Übel, Antinoos, war's den armen Bettler zu werfen!
Heilloser! Wie, wenn der Mann ein im Himmel heimischer Gott ist?
Denn auch Götter durchziehn gleich fernher kommenden Wandrern,
Wechselnd in jeder Gestalt die Länder und Städte und schauen
Selber, ob frevelhaft, ob fromm die Gesinnung der Menschen.

Antinoos steht hier in keinem Treuverhältnis zu dem Bettler; denn dieser ist nicht in seinem Hause, sondern im Palaste des Odysseus eingekehrt, in dem auch jener Gast ist. Wenn trotzdem seine Mißhandlung des Fremden als schwere Sünde erscheint, so wird dies damit motiviert, daß auch Götter mitunter niedere Menschengestalt annehmen. Diese Anschauung erklärt sich leicht genug aus den kleinen Verhältnissen der ältesten griechischen Gemeinden. Wenn in einem Städtchen, wo jeder den andern kannte, plötzlich ein wildfremdes Gesicht erschien, mußte dies begreiflicherweise Aufsehn machen, und alles Seltsame regt den Aberglauben an. Was konnte nicht alles hinter dem Unbekannten stecken? Wenn er kein verkleideter Gott war, so doch vielleicht ein mächtiger Zauberer, dessen Rache man zu scheuen hatte. Da fand man es denn angemessen, ihn mit vorsichtiger Scheu zu behandeln. Als der Verkehr sich ausdehnte und das Erscheinen eines Fremden nichts Auffälliges mehr hatte, mußte

diese abergläubische Furcht freilich schwinden; aber jetzt unternahm der Bürger selbst Handelsreisen und nahm sich des Gastes schon deshalb an, weil er in dessen Heimat bei ihm Vergeltung erhoffte. So fand eine Sittenregel, die anfangs auf religiöser Scheu beruhte, später im praktischen Bedürfnis ihre Stütze und konnte sich daher auch im Wechsel der Zeiten behaupten.

Es ist sehr beachtenswert, daß diejenigen Verbrechen, welche auch der neuere Mysterienglaube am schärfsten verurteilt, noch alle mehr oder weniger auf abergläubischen Vorstellungen beruhen. Er ist von der Sittlichkeit nicht mehr unberührt, vermag aber seinerseits kaum auf sie einzuwirken. Und dies ändert sich auch später nicht; denn waren seine Forderungen anfangs gar zu milde, so steigern sie sich später zu einer Strenge, die sie unerfüllbar macht und damit ihre Kraft wieder aufhebt. Aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. sind uns drei Regeln als der Inbegriff der eleusinischen Sittengesetze erhalten, die man natürlich in ferne Urzeit zurückdatiert, so jung sie in dieser Form tatsächlich sind. Sie lauten: „Die Eltern ehren, die Götter durch Fruchtopfer verherrlichen, Lebendes nicht verletzen.“ Unverkennbar knüpfen sie an die drei Kapitalverbrechen der älteren Lehre an, haben deren Auffassung aber wesentlich umgestaltet. Den Göttern gegenüber beschränken sie sich auf den Befehl, Opfer zu bringen; von dem Meineide wird nicht viel Wesens mehr gemacht. Dagegen ist es ein unverkennbarer Fortschritt, daß an die Stelle des Verbotes, die Eltern zu töten oder zu mißhandeln, die positive Vorschrift tritt, sie zu ehren. Ganz undurchführbar aber war es, wenn man den Schutz des Gastfreundes auf alle lebenden Wesen aus-

dehnte, womit es auch im Zusammenhange steht, daß die blutigen Opfer durch Früchte ersetzt werden. Hatte der Mysterienglaube früher nicht einmal von dem Mitbürger Mord und Totschlag abgewehrt, so nahm er sich jetzt selbst der Tiere an. Natürlich beruhte auch dies auf einem Aberglauben, und zwar ging derselbe von den Lehren der pythagoreischen Sekte aus, durch welche das religiöse Denken der Griechen eine neue tiefgreifende Umgestaltung erlitt.

Fünftes Kapitel.

Die Philosophie.

Bis auf den heutigen Tag hat man immer wieder die Beobachtung machen können, daß Bevölkerungen, die aus dem Blute von Auswanderern erwachsen sind, kühner und energischer vorwärts streben, als die alteingesessenen. So sind die Amerikaner allen Nationen Europas an Erfindungsgabe, praktischem Geschäftssinn und Freiheit von Vorurteilen überlegen; so mußte auch unser Deutschland durch denjenigen seiner Teile geeinigt werden, der ganz zuletzt von Deutschen besiedelt ist. Denn wer sich bereit findet, den lieben Gewohnheiten seiner alten Heimat zu entsagen und in der unbekannten Fremde sein Glück zu suchen, der muß Kraft und Entschluß besitzen und vererbt sie dann auch auf seine Nachkommen. Und indem wir uns von der väterlichen Scholle lösen, zerreißen wir auch tausend Fäden, die uns mit der Vergangenheit verknüpft haben; wir treten hinaus in eine neue Welt mit neuen wirtschaftlichen Bedingungen, neuen Anschauungen und neuen Sitten, denen wir uns wohl oder übel anzupassen haben. In Auswandervölkern schwächt sich daher die Kraft der überlieferten Autorität, und auch auf demjenigen Gebiete, auf dem sie am mächtigsten herrscht, dem religiösen, werden sie zu Neuerungen am leichtesten geneigt sein. So ist

denn auch bei den Griechen die mystische Vertiefung wie die kritische Erschütterung des alten Glaubens nicht von dem Mutterlande ausgegangen, sondern von den Kolonien. Die Urheimat ihrer Philosophie, die beides bewirkte, war an der jonischen Küste Kleinasiens, und die Männer, welche sie am konsequentesten und bedeutungsvollsten weiterbildeten, stammten aus Thrakien, Unteritalien und Sizilien her.

Die Grübeleien der ältesten Philosophen hatten mit der Religion unmittelbar noch nichts zu tun. Sie stellten sich nur die Aufgabe, die Erscheinungen der Natur verständlich zu machen, also genau dieselbe, von der auch die Mythen der Urzeit ausgegangen waren. Doch damals hatte man den Blitz als das Geschoß eines Gottes, die Sonne als die feurigen Räder eines Wagens oder als den leuchtenden Goldschild eines übermenschlichen Helden erklärt, in dem Himmel den zeugenden Vater, in der Erde die gebärende Mutter gesehn; jetzt forschte man, ob die Welt aus Wasser, Luft oder Feuer oder auch aus einem chaotisch unbestimmten Urstoff hervorgegangen sei. Was man so zu entdecken meinte, war nicht richtiger als die früheren Mythologeme; aber deren Erfinder hatten die wahrscheinlichste Erklärung immer in ihrem eigenen Wesen gefunden und daher jeden Naturvorgang in menschliches Tun übersetzt, während die Philosophie nicht nach Personen, sondern nach Stoffen suchte. Hierin lag ihr gewaltiger Fortschritt gegen das Denken der früheren Zeit, und zwar war derselbe nicht nur ein wissenschaftlicher, sondern auch ein sittlicher. Denn die anthropomorphische Auffassung aller Dinge war ja doch nichts anderes, als ein barbarischer Egoismus, der nur sich selbst verstehen konnte und daher sein eigenes Bild auf jede Er-

scheinung übertrug. Dies niedrig Selbstische wurde geistig überwunden, indem man darauf verzichtete, nur Menschenähnliches in der Natur zu sehn.

Und diesem Fortschritt trat ein anderer zur Seite, der vielleicht noch bedeutungsvoller war. Anfangs hatte man den Tageslauf der Sonne so erklärt, daß der Gott jeden Abend sterbe und jeden Morgen ein neuer geboren werde; dann war man zu der besseren Hypothese gelangt, daß er durch die Unterwelt zur Stätte des Aufgangs zurückkehre. Doch diese Anschauung hatte die frühere nicht verdrängt, sondern war neben sie getreten, ohne daß man an dem Widerspruch Anstoß nahm. Denn sobald eine jener mythischen Naturerklärungen Glauben gefunden hatte, umkleidete sie sich mit der Autorität einer heiligen Überlieferung, was zwar nicht hinderte, daß über denselben Gegenstand weitergegrübelt wurde, wohl aber, daß die neue Grübelei den Kampf gegen die ältere aufnahm. Ganz anders in der Philosophie. Thales von Milet hatte um 585 v. Chr. gelehrt, daß die Welt aus Wasser entstanden sei; doch schon sein unmittelbarer Schüler Anaximander stieß dies um und setzte an den Anfang der Dinge einen unbestimmten Urstoff, aus dem durch Aussonderung die einzelnen Formen der Materie sich bildeten. Und so hat jeder folgende Philosoph seine Vorgänger bekämpft und widerlegt. Erst eine spätere, schwächere Zeit sollte den Satz prägen: „der Schüler ist nicht über seinen Meister; wenn er ist, wie sein Meister, so ist er vollkommen“. Das kühne sechste Jahrhundert war anderer Meinung; es hielt denjenigen für den besten Schüler, der über seinen Meister hinauswuchs und sich dann auch nicht scheute, den Gegensatz frei zu bekennen. So hat es die Wissenschaft von der Fessel

der Autorität befreit oder doch den Anfang dazu gemacht; nicht der Name eines berühmten Lehrers, sondern nur vollwichtige Gründe sollten darüber entscheiden, was Wahrheit oder Irrtum sei.

Doch mochten diese Philosophen auch untereinander im Streite liegen, den Volksglauben bekämpften sie anfangs noch nicht; vielmehr lehrten sie, daß alles von Göttern erfüllt sei, d. h. sie gingen auf die Anschauungen des Animismus zurück, der jedem beliebigen Dinge seine übernatürliche Seele lieh. Die homerische Götterwelt hatte diese älteste Form des religiösen Denkens zurückgedrängt, aber keineswegs ertötet. Thales und seine Nachfolger befanden sich also ganz in Übereinstimmung mit ihrem Volke, wenn sie dies Ergebnis der frühesten Grübelei in ihre Systeme einfügten, und auch die höheren Götter des Epos widersprachen diesen nicht. Denn sie waren ja nicht die „allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde", die, selber ohne Anfang, alles Gewordene hatten entstehen lassen, sondern jeder von ihnen war gezeugt und geboren, von jedem wußte man Vater und Mutter zu nennen. Aus demselben Urstoffe wie die übrige Welt, mochte es nun Wasser, Luft oder ein beliebiges anderes sein, konnten also auch sie sich entwickelt haben, und daß die Entstehung unsterblicher Wunderwesen der des Menschen vorausging, entsprach einer Lehre, die noch heute einzelne Anhänger findet und damals unbestritten war.

Dem alten Manne scheint es immer, als wenn in seiner Jugend die Welt viel schöner gewesen sei, und die Pietät erforderte, daß Söhne und Enkel der Weisheit ihrer Erzeuger Glauben schenkten. Waren die Philosophen auch kühn genug, den Hypothesen ihrer Lehrer, welche diese selbst nur für ein Meinen, nicht

für sicheres Wissen erklärten, neue Hypothesen entgegenzustellen, so wagten sie doch nicht, dem zu widersprechen, was seit undenklichen Zeiten die Väter gelehrt hatten. „Von einem Philosophen muß ich Gründe für seine Religion fordern, unseren Vorfahren aber glauben, auch wenn sie keinen Grund angeben.“ Das ist die Meinung Ciceros, und fast das ganze Altertum teilte sie. Man glaubte daher auch, daß die Entwicklung der Menschheit in einer fortschreitenden Degeneration bestehe und ihre beste Zeit der erste Anfang gewesen sei. Wie wir uns Adam und Eva im Paradiese denken, so nahmen die Griechen an, daß die ersten Menschen ein seliges Dasein ohne Sünde und Leid geführt hätten; diesem goldenen Zeitalter sei das silberne gefolgt, dann das eherne, endlich das eiserne, jedes schlechter und unglücklicher, als das vorhergehende. Dieser Anschauung entsprach es sehr gut, wenn man sich vor der Erzeugung jener frühesten und besten Menschen ein Geschlecht entstanden dachte, das noch reiner, stärker und seliger war als sie und auch von den Schrecken des Todes verschont blieb. So ließen Götter und Dämonen, die menschenähnlich und doch übermenschlich waren, sich in alle philosophischen Systeme jener Zeit hineinfügen, ja eines stellte sich sogar die Aufgabe, den Volksglauben wissenschaftlich zu vertiefen und ihn so auch den Zweiflern, die hier und da schon auftauchen mochten, mundgerecht zu machen. Sein Begründer war Pythagoras von Samos, der in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts als Lehrer tätig war. Dieser Mann hat auf das ganze religiöse Denken bis zum Schlusse des Altertums und noch darüber hinaus einen so tiefgreifenden Einfluß ausgeübt, daß wir bei seiner Philosophie, so wunderlich sie ist, etwas länger verweilen müssen.

Saiteninstrumente besaß man seit unvordenklicher Zeit und verstand natürlich auch, sie zu stimmen, tat dies aber einfach nach dem Gehör, ohne sich über die Gesetze des Tones viele Gedanken zu machen. Doch ein Zeitalter, das nach den Gründen aller Dinge forschte, mußte auch diesen Gegenstand bald in den Kreis seiner Untersuchungen ziehn. Pythagoras, der nach Art mystisch angelegter Naturen ein sehr feines Empfinden für musikalische Wirkungen besaß, wurde zuerst auf ihn aufmerksam. Er machte die Beobachtung, daß dieselbe Saite, je nachdem, an welchem Punkte man sie stützte, ganz verschiedene Töne hervorbringen konnte und daß Höhe und Tiefe derselben von der Länge des schwingenden Teiles abhängig waren. Und soweit die Töne harmonisch zueinander stimmten, ließen sich zwischen jenen Längen immer Größenverhältnisse wahrnehmen, die durch ganz einfache Zahlen auszudrücken waren, z. B. bei der Oktave 1 : 2, bei der Quarte 3 : 4, bei der Quinte 2 : 3. Daraus schloß Pythagoras, daß das Wesen der Harmonie in der Zahl liege, nicht ganz mit Unrecht; doch eine Forschung, die noch wenig entwickelt und daher weder durch Erfahrung noch durch Widerspruch gezügelt ist, neigt immer dazu, Resultate, die in einzelnen Fällen sich bewährt haben, unbedacht zu verallgemeinern. Wenn die luftigen Gebilde der Musik, bei denen der unbefangene Hörer niemals etwas Arithmetisches bemerken konnte, sich durch Zahlen erklären ließen, so lag es nahe, bei diesen eine geheimnisvolle Einwirkung ähnlicher Art auch auf andere Gebiete zu vermuten. Und das suchende und durch Übung geschärfte Auge konnte sie auch wirklich finden, zunächst bei den mathematischen Figuren. Setzte man den Punkt = 1, so war die Linie = 2, weil sie die Ver-

bindung zweier Punkte darstellte, die Fläche = 3, weil ihre einfachste gradlinige Form das Dreieck war, der Körper = 4, weil er, gleichfalls in seiner einfachsten Form, als Tetraëder, durch vier Schnittpunkte seiner Linien begrenzt sein mußte. Die Vier hat außerdem die Eigentümlichkeit, daß die Addition aller Zahlen, die in ihr enthalten sind (1 + 2 + 3 + 4), die Zehn ergibt, welche als Grundlage unseres Zahlensystems für Pythagoras den Inbegriff aller Vollkommenheit darstellte. Jener Vierzahl als Vertreterin der gesamten Körperwelt und Ausgangspunkt des Vollkommenen wurde daher eine besondere Heiligkeit beigelegt, und später schwor der rechtgläubige Pythagoreer

Bei ihm, der für unser Geschlecht überliefert die Vierheit,
Wurzel und Quell der Natur enthaltend, die ewig dahinfließt.

Damit war nicht etwa ein Gott gemeint, sondern Pythagoras selbst, den seine Schüler nicht ohne sein eigenes Zutun zu göttlichem Range erhoben hatten.

Schon hieraus sieht man, wie aus richtigen Beobachtungen durch übereifriges Verfolgen ihrer vermeintlichen Konsequenzen eine verrückte Mystik erwachsen konnte. Und die Zahl hatte noch eine andere Bedeutung: indem jeder Buchstabe nach der Stelle, die er im Alphabet einnahm, durch eine Ziffer bezeichnet werden konnte, ließen sich auch Worte und Sätze in Zahlen umdeuten, die so neue geheimnisvolle Kräfte empfingen. Der Ausspruch, der für den Pythagoreer als die zweifelloseste Beglaubigung jeder philosophischen Wahrheit galt, lautete: *αὐτὸς ἔφα*, „Er selbst hat's gesagt." Dieser Satz aber ergab nach den Zahlenwerten seiner Buchstaben

A *Υ* T O *Σ* E *Φ* A
1 + 20 + 19 + 15 + 18 + 5 + 21 + 1 = 100.

Das ist das Quadrat der bewunderten Zehn; die Lehren des Meisters waren also die potenzierte Vollkommenheit. Und später berechnete ein Pythagoreer, daß es genau 183 Welten geben müsse; denn die Buchstaben des Beiworts, das dem Dionysos in seiner Eigenschaft als Sonnengott zukam, ἄστρων χοραγός, d. h. Führer des Sternenreigens, ließen sich zu dieser Zahl addieren.

Indem so Zahlen für Worte und Worte für die durch sie ausgedrückten Gegenstände und Begriffe eintraten, ließen sich Beziehungen herstellen, auf die ohne solche Difteleien kein Mensch verfallen wäre, und die besonderen Eigenschaften der einzelnen Zahlen fügten neue hinzu. Für die Sechs ist es bezeichnend, daß sie zugleich $1+2+3$ und $1\times2\times3$ ist; da sich Addition und Multiplikation so in ihr vereinigen, stellt sie die Vermählung dar, dann aber auch die Göttin, welche dieser vorsteht, Aphrodite, oder den Vollklang des Alls. Eins ist der Punkt, zugleich aber die höchste Gottheit, welche die Welt geschaffen hat, weil sie die Grundlage aller Zahlen ist und diese insgesamt daraus hervorgehen, daß man Eins immer weiter mit sich selbst addiert. Aus diesem Grunde bedeutet sie aber auch das Gute, und die Zwei als ihre Negation das Böse. Die Acht läßt sich bis zur Eins herab immer weiter in gleiche Teile teilen ($4+4=2+2+2+2$); deshalb ist sie die Gerechtigkeit. Die Sieben ist Athene; denn sie entsteht nicht aus der Multiplikation zweier Zahlen, sondern nur aus dem Fortzählen der Eins, also hat sie nicht Vater und Mutter, sondern nur einen Vater allein, und dieser ist die höchste Gottheit, wie die Göttin ohne geschlechtliche Zeugung aus dem Haupte des Zeus hervorgesprungen ist. Außerdem verharrt sie in ewiger

Jungfräulichkeit, und Sieben läßt sich nicht multiplizieren, ohne über die vollkommene Zehn hinauszuwachsen, erzeugt also keine andere Zahl aus sich, d. h. in pythagoreischer Ausdrucksweise sie ist unfruchtbare Jungfrau. Daneben hat sie noch so und soviel andere Bedeutungen, auf die wir hier nicht eingehn, weil das Angeführte zur Charakteristik der ganzen Methode mehr als genügend ist. Wie man sieht, besteht sie aus jener Mischung von Scharfsinn und Unsinn, die mystische Gemüter so gern als Tiefsinn verehren. Daß sie mächtig wirkte, und nicht nur auf die Zeitgenossen, ist daher wohl begreiflich.

Doch eine noch größere Bedeutung für das religiöse Denken des ganzen Altertums, als diese Zahlentheorie an sich, hatte ihre Anwendung auf die Lehre von der Seelenwanderung. Diese berührt sich sehr eng mit dem Glauben der Buddhisten, braucht aber darum nicht aus ihm entlehnt zu sein; denn die gleiche Anschauung findet sich in den Religionen sehr vieler Völker wieder, und die Konsequenzen der pythagoreischen Philosophie konnten auch unabhängig von jedem Vorbild auf sie hinleiten. Der Grundsatz der physikalischen Forschung, an dem wir noch heute festhalten, daß die Masse des Weltstoffes sich weder vermehren noch vermindern könne, ist wohl schon von den ältesten Philosophen aufgestellt worden und mußte erst recht seine Geltung behaupten, seit jener Stoff sich in eine heilige, ewig unveränderliche Zahl verwandelt hatte. Zu ihm gehörten aber auch die Seelen aller Lebewesen, die sich nach Pythagoras in fünf Klassen gliederten: Götter, Dämonen, Menschen, Tiere und Pflanzen. Blieb aber ihre Anzahl immer die gleiche, so mußte man schließen, daß die Geburt eines neuen Geschöpfes unmöglich sei,

wenn es nicht die Seele eines vorher gestorbenen in sich aufnahm, woraus sich die Seelenwanderung von selbst ergab. Doch wie bekannt, war sie nicht an eine jener Klassen geheftet, sondern konnte von der Pflanze in das Tier, vom Tier in den Menschen und weiter in den Dämon und selbst in den Gott übergehn, ebenso aber auch umgekehrt. Ob die lange Fahrt der Seele sie aufwärts oder abwärts führte, das hing vom irdischen Wandel des beseelten Wesens ab. So leitete die Naturlehre zu einer Ethik hinüber, die ebenso phantastisch und wunderlich war, wie ihr Ausgangspunkt.

Nicht daß sie sich von dem entfernt hätte, was wir noch heute als recht und gut anerkennen und was auch das Altertum in gleichem Sinne empfand: Gerechtigkeit und Bruderliebe predigte auch die Philosophie des Pythagoras, wie jede gesunde Ethik es tut. Aber nach seiner Seelentheorie mußte er jedes Tier und selbst jede Pflanze als Bruder, wenn auch als tief entarteten, betrachten, und danach richtete sich sein Sittengesetz. Es untersagte die Tötung der Tiere; nicht nur die blutigen Opfer fielen weg, sondern auch der Fleischgenuß. Das gleiche Verbot auf die Pflanzenkost zu erstrecken, wie die Konsequenz der Lehre es gefordert hätte, war freilich ausgeschlossen; doch durften wenigstens gewisse Pflanzen, in denen der Meister geheimnisvolle Symbole sah, z. B. die Bohne, nicht als Nahrung benutzt werden. Das größte Gewicht aber legte seine Ethik auf die Gottesfurcht und die Befolgung der heiligen Gebräuche; nur mußten diese schon durch die Beseitigung des Tieropfers eine tiefgreifende Veränderung erfahren. Die Formen des Kultus umzugestalten, die man seit den fernsten Urzeiten als den Göttern genehm erprobt hatte, und die

daher von allen Staaten mit größter Zähigkeit festgehalten wurden, war allerdings ein kühnes Unternehmen. Nur auf Grund einer göttlichen Offenbarung konnte es erlaubt sein; doch diese meinte Pythagoras zu besitzen, weil er, gleich dem mythischen Orpheus, die Geheimnisse des Jenseits aus eigener Anschauung kannte.

Hermes, so erzählte die Sage, hatte mit einem sterblichen Weibe den Aithalides gezeugt, der als Herold an der Argonautenfahrt teilgenommen hatte. Diesem war von seinem göttlichen Vater eine Bitte freigegeben worden: alles, mit einziger Ausnahme der Unsterblichkeit, wolle er ihm gewähren. Da hatte der Sohn den Wunsch getan, sein Gedächtnis auch über den Tod hinaus zu bewahren, so daß in jedem künftigen Leben, dem er nach dem Gesetze der Seelenwanderung unterworfen war, die Erinnerung an alle vorhergehenden in ihm haften bleibe. Die Seele dieses Aithalides war, wie Pythagoras meinte, durch verschiedene Zwischenglieder in ihn übergegangen, und kraft der Gabe des Hermes wußte er daher nicht nur, was er in den früheren Verkörperungen erlebt, sondern auch, was er in den kurzen Zwischenräumen, die seinen Wiedergeburten vorhergingen, im Jenseits geschaut hatte. Als er im Heratempel zu Argos einen uralten Schild sah, ein Beutestück, das dort als Weihegabe aufgehängt war, da erkannte er mit Tränen, daß er einst im trojanischen Kriege diese Waffe als Euphorbos getragen und große Heldentaten damit ausgeführt hatte, bis er, wie dies bei Homer erzählt war, durch Menelaos erschlagen wurde. So hatte er auch in der jenseitigen Welt die Götter selbst gesehn und konnte aus ungetrübter Erinnerung angeben, was ihr Wille sei und durch welche Art des Kultus man

ihre Gunst am besten gewinne. Wer solche Verkündigungen spendete, war freilich schon mehr als Mensch. Pythagoras hatte „den Kreislauf der Geburten", den jedes sterbliche Wesen zu seiner Qual durchlaufen mußte, schon beinahe hinter sich; er war zum Dämon aufgestiegen und erwartete demnächst, ein Gott zu werden. Wir sahen schon, wie seine Jünger bei ihm Eide leisteten, aber dabei seine Person nur umschrieben, um seinen heiligen Namen nicht nennen zu müssen. Denn das Gebot: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnützlich führen!" gehört nicht nur der mosaischen Gesetzgebung an.

Menschen, die, von Göttern erzeugt, übermenschliche Taten vollbracht hatten und dann zu den Göttern erhoben waren, kannte schon die frühere Religionsentwicklung der Griechen. Aber solche Gestalten, wie Herakles und Dionysos, waren ursprünglich von ungemischt göttlicher Natur gewesen und erst durch die rationalistische Grübelei einer späteren Zeit in die Menschlichkeit herabgezogen worden. Doch ohne Zweifel war es ihr vermeintliches Beispiel, was Pythagoras den Mut gab, als Mittler zwischen Himmel und Erde aufzutreten. Er ist der erste Gottmensch, den wir historisch beglaubigen können; doch im Dunkel der Urzeit wird ihm mancher andere vorausgegangen sein, und daß er nicht der letzte blieb, ist allbekannt. Schon eine Generation später durchzog der sizilische Philosoph Empedokles als Halbgott die Länder, um geheime Weisheit zu verkündigen, Kulte zu stiften, Kranke zu heilen und sich anbeten zu lassen. Und endlich verschwand er, so daß keiner wußte, wo er hingekommen sei. Böse Zungen behaupteten, er habe sich in den Krater des Ätna ge-

stürzt, damit man seinen Leichnam nicht finde und glaube, er sei lebendig zum Himmel aufgefahren. Und ähnliche Erscheinungen haben alle Zeitalter hervorgebracht, in denen eine starke religiöse Erregung der Völker Wunder forderte und nach unmittelbarer Berührung mit der Gottheit verlangte.

Doch die Lehre des Pythagoras drang zunächst noch nicht tief ins Volk hinab. Obgleich ihre Bruderliebe selbst das Tier umfaßte, konnte sie doch nicht alle Menschen selig machen, weil ihre seltsamen Geheimnisse nur denjenigen verständlich waren, die sich im „Kreislauf der Geburten“ schon zu einer sehr hohen Stufe emporgeschwungen hatten. Die andern mochten folgen, aber erst nach ungezählten Jahrhunderten, wenn auch ihre Seelen durch immer neue Einkörperungen genügend Buße getan hatten. Seine Heilslehre bewahrte daher dieselbe aristokratische Ausschließlichkeit, die ursprünglich den eleusinischen Mysterien eigen war. Auch sie galt ja als ein Mysterium, das der Meister nur mündlich seinen Auserwählten verkündigte und dessen Ausschwatzen arger Frevel war. Als der Pythagoreer Hippasos von Metapont durch eine Schrift das Geheimnis des Dodekaëders, in dem das Weltall sich verkörperte, unter die Leute brachte und nachher seinen Tod in den Wellen fand, betrachtete man das als gerechte Strafe der Gottheit. Durch mehrere Vorstufen, die in erster Linie dem Studium der elementaren Mathematik und der Musik gewidmet waren, trat der Schüler in den engsten Kreis der Eingeweihten und lernte die heilige Kraft der Zahlen erst dann in ihrem vollen Umfange kennen. Und mit dieser Belehrung verband sich die Unterweisung in allerlei rituellem Hokuspokus, dessen Kenntnis die Befreiung aus dem

Kreislaufe der Geburten und das Eingehen in ein seliges Götterdasein bedingte. In dieser Beziehung knüpfte die Lehre vielfach an die Überlieferungen der orphischen Mysterien an und wahrte so den Zusammenhang mit dem damaligen Volksglauben. Und wie dem Ägypter sein Totenbuch als Führer durch das Jenseits ins Grab gelegt wurde, so dem Pythagoreer ein Täfelchen, das die heilbringenden Sprüchlein enthielt. Doch dieses war von Gold, also aus einem höchst kostbaren Stoffe. Der kleine Mann war ebensowenig imstande, die Paßkarte für die Himmelsreise zu bezahlen, wie die erlösenden Zahlengeheimnisse zu begreifen.

Doch sie blieben nicht immer Geheimnis. Das Schicksal des Hippasos hielt die Schüler nicht ab, was sie teils von dem Meister erfahren, teils auf Grundlage seiner Lehren selbst ergrübelt hatten, auch der Schrift anzuvertrauen. Wahrheiten von so heiligem Tiefsinn, wie die Natur jenes wunderbaren Dodekaëders, mochten dabei vielleicht verschwiegen bleiben; immerhin drang soviel ins Publikum, um auch diejenigen, welche nicht innerhalb der Sekte mündliche Belehrung empfangen konnten, mit den Grundgedanken der pythagoreischen Philosophie leidlich vertraut zu machen. Und diese erwiesen sich erstaunlich einflußreich; Platon ist ganz von ihnen abhängig, und als die heidnische Religion den Kampf gegen das Christentum ernstlich aufzunehmen hatte, da führte sie ihn unter seiner Fahne und unter der des Pythagoras.

Und wirklich enthielten dessen Lehren, so kraus sie im einzelnen auch waren, doch manchen Gedanken, der es wohl verdiente, sich auch weitere Kreise zu gewinnen. Zwar daß die Welt ein Jammertal sei und alles Streben darauf hinausgehn müsse, die Seele

aus den Fesseln des Leibes zu befreien, war eine Anschauung, die nur dazu dienen konnte, die frische Lebenslust zu ertöten und die Kraft im schweren Kampf ums Dasein, den die Völker ebenso wie der einzelne durchzukämpfen haben, herabzudrücken. Auch war sie keineswegs neu, sondern schon lange vor Pythagoras aufgetaucht (S. 3), um bis auf den heutigen Tag ihre unheilvolle Wirkung fortzusetzen. Doch daß die höchste Gottheit ihm zur heiligen Eins wurde, aus der alle Vielheit hervorging, war eine bedeutsame Neuerung, die den Monotheismus nicht nur vorbereitete, sondern schon klar ausgeprägt insichfaßte. Zwar ließ Pythagoras auch alle Götter des Volksglaubens unverändert fortbestehn, doch neben jenem schöpferischen und allgewaltigen Zeus mußten sie zu untergeordneten Gehilfen werden. Sie waren also von den Engeln und Heiligen des christlichen Glaubens, die ja auch übermenschliche Kräfte besitzen, sie aber nur im Dienste des einen Gottes anwenden dürfen, ihrem Wesen nach kaum mehr verschieden. Trotzdem meinte Pythagoras wohl nur, die herrschende Religion zu reinigen und zu vertiefen; daß er zu ihr in Widerspruch trat, dürfte er kaum empfunden haben.

Mit vollem Bewußtsein tat dies sein Zeitgenosse, Xenophanes von Kolophon. Für Pythagoras waren Götter wie Menschen Zahlen, die ineinander übergehn konnten, also wenn auch von verschiedener Macht, so doch gleichen Wesens. Dagegen bekämpfte jener die Menschenähnlichkeit der Götter als solche und deckte ihre Quelle mit kühner Entschiedenheit auf. Bei den Negern waren sie stumpfnasig und schwarz, bei den Thrakern blond und blauäugig, und wenn Rinder, Pferde und Löwen Hände besäßen,

um Götterbilder zu formen, so würden die Rinder sie als Rinder, die Pferde als Pferde, die Löwen als Löwen darstellen. Der Mensch hatte also seine Götter nach seinem eigenen Bilde geschaffen; die wirkliche Gottheit war einheitlich und ungeteilt, die alles bewegende und doch selbst in unbewegter Ruhe verharrende, ewig gleiche Seele des Weltalls. Es war ein erhabener Pantheismus, der Zeus mit allen seinen Genossen in das Reich der Fabel verwies. Doch diese Lehre war gefährlich, und für die Ohren der Masse schien sie dem Xenophanes selbst nicht geeignet. War er doch ein lustiger armer Sänger, der nach manchem Tage schmaler Kost einen Opferschmaus mit Freuden begrüßte und sich dann auch nicht weigern durfte, ihn mit seinen Liedern zu verherrlichen. Und als er im höchsten Greisenalter die Augen schloß, da waren eben die Perserkriege ausgefochten worden, in denen die Götter der Hellenen sichtbarlich für ihr Volk gekämpft hatten. Diese Zeit voll Not, Hoffnung und Jubel hatte das religiöse Empfinden mächtig gesteigert und dem alten Volksglauben neue Kräfte verliehen. So währte es noch fast ein halbes Jahrhundert, bis man den Kampf gegen die Menschengötter nicht nur im engen Kreise aufgeklärter Gesinnungsgenossen führte, sondern ihn mutig auf die Gasse hinaustrug.

Daß die Götter Diebstahl, Mord und Ehebruch getrieben hätten, wie Homer es erzählt und Xenophanes mit höhnischen Versen gegeißelt hatte, glaubte um die Mitte des fünften Jahrhunderts fast niemand mehr. Sie waren dem Volke zu Erhaltern des Rechts und Schützern der Tugend geworden, und nichts schien deutlicher von ihrem Walten Kunde zu geben, als wenn den Frevler die verdiente Strafe ereilte. Doch

um so mehr mußte es Zweifel an ihnen hervorrufen, wenn sie manchmal auch ausblieb. Diagoras von Melos, ein Hymnendichter von altväterischem Kinderglauben, hatte einem falschen Freunde Wertstücke zur Aufbewahrung anvertraut. Als er sie später zurückforderte, schwor jener den Empfang ab und brachte ihn so um sein Gut. Jetzt erwartete Diagoras, daß der Blitz des Zeus oder irgendeine andere augenfällige Strafe den Meineidigen treffen werde; doch dieser lebte ungekränkt weiter und genoß in Ruhe des erschlichenen Geldes. Dies drängte dem leidenschaftlichen Manne die Überzeugung auf, daß es keine Götter geben könne, und da er an dem Betrüger seine Rache nicht nehmen konnte, nahm er sie an dem Volksglauben, der ihn nach seinem Empfinden noch ärger betrogen hatte. Er trat in Athen, als dem Zentrum des geistigen Lebens, von wo seine Stimme am weitesten drang, als entschlossener Verkündiger des Atheismus auf und verschonte selbst das Heiligste, was der Athener kannte, die eleusinischen Mysterien, nicht mit seinem derben Spott. Und neben ihm standen Philosophen, die den Glauben nicht mit dem bitteren Hohn persönlicher Gereiztheit, sondern noch wirksamer mit wissenschaftlichen Gründen bekämpften. Protagoras von Abdera lehrte, die Seele sei kein selbständiges Wesen, sondern nur die Summe der menschlichen Empfindungen, die mit dem Leibe schwinden müßten. Dies war ein noch schwererer Angriff gegen die Mysterien, die ja das Fortleben der Seele zur Voraussetzung hatten. Und was den Gläubigen zu jener Zeit vielleicht noch mehr am Herzen lag, die Erforschung der Zukunft durch Orakel und Weissagungen, erklärte er für Schwindel, ja er zweifelte sogar die Existenz der Götter an,

wenn er sie auch nicht, wie Diagoras, geradezu leugnete. Noch näher kam diesem Anaxagoras von Klazomenai. Der Blitz, so führte er aus, traf keineswegs, wie der törichte Volksglaube ohne jede tatsächliche Grundlage annahm, die Meineidigen und Sünder, sondern er fuhr in unschuldige Eichen und Felsen oder selbst in Tempel und Götterbilder. Er war also kein Geschoß, das ein Gott zur Strafe des Frevels schwang, sondern eine zwecklose Naturerscheinung. Die Sonne, zu der man in ganz Griechenland betete, nannte er einen Feuerklumpen, den Mond ein Stück Erde. Und dieser Gottlose gehörte zum engsten Freundeskreise der Perikles und durfte seine Blasphemien in der besten Gesellschaft Athens verkündigen.

Lange Jahre konnten diese drei Sünder ihre gefährlichen Ketzereien ungestört von Athen aus verbreiten. Philosophische Angriffe gegen den Götterglauben waren eben für die ältere Zeit etwas so Undenkbares gewesen, daß ein Gesetz dagegen gar nicht existierte, und es neu zu schaffen war unmöglich, solange die aufgeklärte Staatsleitung des Perikles sich behauptete. Als aber durch die Bedrängnisse des peloponnesischen Krieges seine Macht ins Wanken kam und zugleich eine mörderische Seuche den Götterzorn zu verkünden schien, da brachten die Frommen, die sich um Nikias sammelten, einen Antrag durch, der alle, die nicht an das Göttliche glaubten und über die Himmelserscheinungen Vorträge hielten, einer Anklage unterwarf. Dies richtete sich zunächst nur gegen Anaxagoras, der durch seine Verbindung mit Perikles als der gefährlichste erschien. Die anderen, die mit ihm in gleicher Mitschuld und Verdammnis waren, ließ man einstweilen noch unbehelligt: bei ihrem

ersten Auftreten mochte die Ketzerriecherei auch ihren Urhebern nicht unbedenklich scheinen. Doch ein Jahrzehnt später (um 420) wurde auch Protagoras angeklagt und mußte aus Athen fliehen; und im Jahre 415 traf das gleiche Schicksal den Diagoras.

Die Antwort auf diese Verfolgungen der Philosophen gab eine Tat, die lebhaft daran erinnert, wie später die Christen das Umstürzen und Zerschlagen der Götzenbilder als ein verdienstliches Tun betrachteten, und zweifellos auch aus einer ähnlichen Sinnesart hervorgegangen ist. Einer früheren Zeit hatte die Zeugungskraft als eins der wesentlichsten Attribute der Gottheit gegolten, und die Hermen, welche auf allen Straßen und Plätzen Athens aufgestellt waren, gaben noch davon Zeugnis, indem sie jene Eigenschaft in höchst augenfälliger Weise zur Anschauung brachten. Doch die neue Philosophie, die jede sinnliche Erregtheit als eine unwürdige Störung des seelischen Gleichgewichts betrachtete, nahm an diesem Allzumenschlichen der Götterbilder Anstoß und empfand als unflätig, was die Vorzeit fromm verehrt hatte. Eine Anzahl begeisterter Jünglinge, von denen wohl die meisten zu den Füßen des Protagoras gesessen hatten, schwor sich zusammen, um dies Ärgernis zu beseitigen und damit zugleich gegen die Verurteilung ihrer Meister zu demonstrieren. In einer Sommernacht des Jahres 415 wurden alle Hermen Athens mit Ausnahme einer einzigen, die ein Zufall rettete, von ihrer Hand verstümmelt. Welchen Sturm dieser Religionsfrevel hervorrief und wie unheilvoll er auf den Ausgang des sizilischen Feldzuges und damit auf alle weiteren Schicksale Griechenlands einwirkte, ist allbekannt. Es ist nicht das erste Mal und wird nicht das letzte sein, daß fanatische Überzeugungstreue,

mag sie noch so wahr und berechtigt sein, unsagbares Unheil heraufbeschworen hat. Die Schuldigen, soweit sie entdeckt wurden und nicht rechtzeitig fliehen konnten, traf der Tod; denn das Volk, das in seinen religiösen Gefühlen verletzt war und hinter ihrer Tat die unheimlichsten Pläne vermutete, ließ sich leicht gegen sie aufregen. Doch in den Kreisen der höchsten Bildung konnte man sie nur wegen ihrer Unbesonnenheit verurteilen; die Motive, welche sie geleitet hatten, mußten hier bei den meisten Billigung finden.

Zwar gab es auch unter den Vornehmen noch immer einzelne, die, wie der alte Nikias und der junge Xenophon, treu am Väterglauben festhielten; die große Mehrzahl aber bekannte sich schon damals zu den Lehren der neuen Philosophie. Perikles verkehrte, wie wir schon gesehn haben, freundschaftlich mit Anaxagoras und schickte seine Söhne zu Protagoras in die Schule. Der reichste Geist, den jenes große Zeitalter hervorbrachte, der Geschichtschreiber Thukydides, steht der Religion seiner Väter so kühl gegenüber, daß er es nicht einmal der Mühe wert findet, sie zu verspotten oder zu bekämpfen; er redet von ihr mit derselben gleichgültigen Objektivität, wie etwa wir von dem Glauben der Chinesen oder der Rothäute. Die Dramen der Euripides sind ganz erfüllt von den Zweifeln der neuen Philosophie; sie gaben solchen Anstoß, daß einmal das Volk bei einer bedenklichen Stelle von seinen Sitzen aufsprang und Miene machte, den Schauspieler von der Bühne zu jagen und so dem Stück ein Ende zu bereiten. Aristophanes übt zwar seinen Gassenjungenwitz an dem gottlosen Dichter und den noch gottloseren Philosophen; doch will er damit nur Heiterkeit erregen; ernst ist es ihm mit ihrer Verurteilung keineswegs. Denn er macht auch

die Götter selbst zum Kinderspott, und der biedere Spießbürger lachte ebensosehr über den plumpen Fresser Herakles und den weibischen Feigling Dionysos, wie über die Zerrbilder des Sokrates und Euripides. Und wenn ein Mann der altgläubigen Richtung vor der Volksversammlung seine Ansichten zur Geltung bringen wollte, so konnte er sicher sein, daß die führenden Redner ihn dem Gelächter preisgaben. Mit demonstrativer Absicht verlegte ein geselliger Verein seine Festmahle auf solche Tage, die aus religiösen Gründen für unheilvoll galten, und wählte, um dies recht augenfällig zu machen, danach seinen Namen (Kakodaimonisten). Die vornehme Jugend, die sich um den schönen Alkibiades sammelte, amüsierte sich bei ihren Zechgelagen damit, die Zeremonien der Mysterien von Eleusis zu parodieren, und ging ein Betrunkener nach Hause, so machte er sich oft genug den Spaß, unterwegs den marmornen Götterbildern auf der Straße die Nasen oder was sie sonst Vorragendes hatten, herunterzuhauen. So war die Gottlosigkeit in den oberen Schichten fast allgemein, und was von den Gebildeten keiner mehr glauben will, an dem fängt bald auch die große Masse zu zweifeln an.

Schon das Ende des sizilischen Feldzuges, der mit dem Hermenprozeß begonnen hatte, sollte Anlaß dazu geben; denn alle Götterzeichen und Weissagungen hatten ihm Glück verkündet, und doch hatte er zu einer vernichtenden Niederlage geführt. Daß Protagoras recht gehabt hatte, wenn er das Orakelwesen verurteilte, stellte sich jetzt auch dem blödesten Auge dar, und wenn dies Stück des Volksglaubens fiel, an dem die Menge mehr als an jedem andern hing, was konnte noch unerschüttert bleiben?

Doch gleichzeitig regte sich auch die Reaktion,

und nicht nur in Halsgerichten, die Menschen, aber nicht Überzeugungen töten können, fand sie ihren Ausdruck. Das Unglück Athens, das zum großen Teil durch seine zügellose Demokratie verschuldet war, führte dazu, daß viele der Besten ihr Ideal in der Verfassung des sieghaften Sparta suchten; dort aber war man streng konservativ und hatte niemals an den Göttern gezweifelt. Zudem bestand die Meinung, daß die fernen Ahnen an Tugend und Verstand ihre Nachkommen weit überragt hätten, unerschüttert weiter; wenn also jene sich zum Götterglauben bekannt hatten, so mußten sie gute Gründe gehabt haben, und von ihm abzufallen schien schon deshalb bedenklich. Doch all den Unsinn, den man von Zeus und seinen Genossen erzählte, ehrlich zu glauben, war denjenigen, welche von der Philosophie berührt waren, doch nicht mehr möglich. Wie man diese widersprechenden Tendenzen ausglich, zeigen uns am besten die folgenden Verse des Kritias, der ein Schüler des Sokrates war und zu jener spartafreundlichen Partei gehörte.

Einst gab es Zeiten, da die Menschen regellos
Hinlebten, tierisch, der Gewalt nur untertan,
Da nie der guten Tat ihr Lohn beschieden war
Und niemals auch die schlechte ihre Strafe fand.
Doch später, mein' ich, schuf der Mensch Gesetze sich,
Die Bösen zu bestrafen, daß das Recht fortan
Gebieter werde, dem die Frechheit beuge sich,
Und Buße leiste, wer dagegen sich verging.
Als später das Gesetz die Sünder hinderte,
Noch offen mit Gewalt die böse Tat zu tun,
Da sündigten sie heimlich, bis, wie mir es scheint,
Ein weiser Mann voll Einsicht diesen Rat ersann,
Den Sterblichen Schreckmittel zu erfinden, so
Die Bösen fürchten machend, daß auch heimlich sie
Nicht sündigten in Tat, in Wort, in Absicht selbst.
Nach diesem Plane lehrt' er nun die Gottheit uns:
Es geb' ein geistig Wesen, das unsterblich sei,

Hörend im Geist und schauend, tiefen Sinnes voll,
In sich das All umfassend, göttlich von Natur;
Das werde alles hören, was die Sterblichen
Bei sich besprächen, werde jede Tat erschaun,
Und selbst wenn schweigend du ein Böses in dir trägst,
Bleib' es den Göttern nicht geheim; denn auch dein Sinn
Lieg' ihnen offen. Solche Rede sprach der Mann
Und führte so die allerschönste Lehre ein,
In Lügenworte hüllend tiefer Wahrheit Kern.
Und seinen Göttern wies den Ort er an, von wo
Am meisten sie den Menschen Furcht bereiteten,
Von wo er wußte, daß die Schrecken sie bedrohn
Und daß der Nutzen ihrem dürft'gen Leben kommt,
Im obern Himmelskreise, wo des Blitzes Strahl
Er fand zu Hause und des Donners graus' Getön,
Und wo zugleich des Himmels Sternenglanz erscheint,
Der gliedert schön die weise Schöpferkraft der Zeit,
Woher des Tagsgestirnes lichte Masse glänzt
Und feuchter Regen auf die Erde niederfällt.
Durch Reden solcher Art umgab er rings mit Furcht
Den Menschen, die dem geist'gen Wesen jenen Ort
Zur Wohnung wiesen, der am besten ihm geziemt,
Und beugte durch Gesetze, was gesetzlos war.
So, mein' ich, redete zuerst, wer's immer sei,
Den Menschen ein zu glauben, daß es Götter gibt.

So versöhnte man die hohe Meinung, die man von der Weisheit der Ahnen hegte, mit der Überzeugung, daß die Lehren, welche sie verkündet hatten, doch nicht wahr sein konnten. Der Götterglaube war eine wohlüberlegte Erfindung, um die sündlichen Neigungen der Massen im Zaum zu halten, und der kluge Staatsmann mußte sich daher vor seiner Erschütterung hüten. Ohne Zweifel haben die Männer, welche den Protagoras in die Verbannung trieben und die Verfolgung der Hermenfrevler leiteten, ebenso gedacht; denn wir kennen sie als Parteigenossen des Kritias. Wie man sieht, ist dies ganz dieselbe Anschauung, die wir mehr als zwei Jahrhunderte später

schon bei Polybios gefunden haben (II S. 339). Auch die offiziellen Verteidiger der Religion glauben nicht an sie, sondern benutzen sie nur als Machtmittel, um damit auf das dumme Volk zu wirken.

Viele von diesen Männern, ja vielleicht alle, waren mit den Lehren der Philosophie vertraut und schätzten sie hoch; doch in ihrem aristokratischen Dünkel hielten sie die Erkenntnis der Wahrheit für ein Vorrecht der oberen Klassen und meinten, es sei gefährlich, sie unter das Volk zu tragen. Nach dem Vorbilde der Pythagoreer machten sie daher die Wissenschaft zu einem Mysterium, dessen Ausschwatzen, wenn auch nicht mehr als Frevel gegen die Gottheit, so doch als Verbrechen gegen die politische Weisheit galt. Daß die Bösen trotz des Götterglaubens ruhig fortfuhren, Böses zu tun, die kluge Erfindung jenes unbekannten Staatsmannes der Urzeit sich also sehr schlecht bewährt hatte, machte sie in ihrer Bewunderung derselben gar nicht irre.

Von diesem Standpunkt aus bot sich auch die Möglichkeit, die alten Dichter von dem Vorwurf der Torheit und Gottlosigkeit zu reinigen, was den meisten Herzensbedürfnis war. Am Homer bildete sich schon der Knabe in der Kinderschule, und noch der Greis zitierte seine Verse als Aussprüche tiefster Weisheit. Und doch hatte ihm, der mit dem größten Rechte der Lehrer der Nation heißen durfte, Xenophanes vorgeworfen, daß er die Götter zu Mördern, Dieben und Ehebrechern gemacht habe. Dem Wortlaute nach war dies ja nicht zu bestreiten; doch offenbar hatte der Dichter unter diesen Fabeln das Mysterium der philosophischen Wahrheit versteckt, um es den Augen der Menge zu entziehen, und nur die allegorische Auslegung ergab ihren wirklichen Sinn.

Wenn Zeus seine widerspenstige Ehehälfte zur Strafe mit goldener Kette am Himmel aufhing, zwei schwere Gewichte an den Füßen, so bedeutete das nichts anderes als die innige Verknüpfung der vier Elemente in der Weltschöpfung; denn er selbst stellte den feurigen Äther dar, Hera die Luft und die beiden Gewichte die schwersten Elemente, Wasser und Erde. Wenn er seinen Sohn Hephaistos vom Olymp herabschleuderte und ihn so durch den Fall lahm machte, war der tiefere Sinn, daß das irdische Feuer von dem himmlischen herstamme, aber auf Erden viel von seiner Kraft verliere, so daß es, wie der Lahme eine hölzerne Krücke braucht, mit Holzstücken genährt werden müsse. Und nicht nur Homer, sondern die ganze Mythologie wurde nach derselben Methode umgedeutet. Herakles war kein roher Kraftmensch gewesen, wie die Dichter scheinbar erzählten; denn hätte sein ganzes Verdienst in derben Keulenschlägen und sicheren Bogenschüssen bestanden, so wäre er von ihnen gewiß nicht in den Olymp versetzt worden. Seine Taten konnten also nur Allegorien für geistige und moralische Leistungen sein. Daß er den Kerberos aus dem Hades ans Licht brachte, bedeutete die Befreiung der Philosophie aus dem Dunkel, in das sie vorher begraben war; das ergab sich klärlich daraus, daß man dem Höllenhunde drei Köpfe zuschrieb und sie drei Teile hatte, die Logik, die Physik und die Ethik. Die Reinigung des Augiasstalles war die sittliche Befreiung der Menschheit von ihren Leiden; der Eber, den er überwand, stellte die Sinnlichkeit dar, der Löwe den Zorn, der Stier den Übermut, die Hirschkuh die Feigheit, die Stymphalischen Vögel die flatternden Hoffnungen, die vielköpfige, sich immer erneuernde Hydra die Begierden. Diese Methode der

allegorischen Auslegung ist für Jahrtausende folgenreich geworden. Denn wie die Griechen sie an ihrem Homer ausgebildet hatten, so wandten sie später Juden und Christen auch auf die Bibel an und machten es auf diese Weise möglich, alles Anstößige aus ihr herauszudeuten und überall die Lehre zu finden, die jedem in seinen Kram paßte.

Auch diejenigen, welche den Herakles zuerst zum Philosophen machten und in dieser neuen Gestalt zu ihrem Ideal erhoben, waren Schüler des Sokrates, aber in ganz anderem Sinne als Kritias und seine hocharistokratischen Genossen. Gerade die Ärmlichkeit ihres Meisters, seine Verachtung des Gelderwerbs, sein abgeschabter Mantel, sein unbefangener Verkehr mit jedem aus dem niederen Volke regten sie zur Nachahmung an. Antisthenes und sein Schüler Diogenes begrüßten das Schimpfwort „Hund", das man ihnen anhängte, als Ehrennamen und nannten sich selbst danach Kyniker, d. h. die Hündischen. Denn in dem Abstreifen aller Bande der Konvention, in der Rückkehr zur Natur, wie sie sich am reinsten in den Tieren offenbare, fanden sie ihr Lebensideal. Und auch die Vielgötterei gehörte, wie sie meinten, zu demjenigen, was nur das konventionelle Staatsgesetz lehrte und verteidigte. Denn die Götter waren ja in jedem Staat verschieden, je nach der Laune des Gesetzgebers; von Natur aber konnte es nur einen Gott geben. Und der gemeine Mann, der an der Weichlichkeit des überfeinerten Luxus keinen Teil hatte und daher der Natur am nächsten stand, mußte dies am leichtesten begreifen. So versteckten denn die Kyniker ihre Philosophie nicht in einem vornehmen Kreise von Eingeweihten, sondern zogen in freiwilliger Armut

mit Bettelsack und Stab durch die Welt, überall ihr revolutionäres Evangelium zu verkündigen. Wie in den Aposteln des Urchristentums und den Bettelmönchen des Mittelalters brannte in ihnen ein glühender Bekehrungseifer. Ungerufen drangen sie in die Häuser, mochten es Fürstenpaläste oder Sklavenhütten sein, um in begeisterter Predigt das Glück ihres schlichten Naturlebens zu preisen und mit bitterem Spott den Götterwahn anzugreifen. „Soll der Schurke Pataikion", so fragte Diogenes, „auf die Inseln der Seligen kommen, weil er zufällig in die Eleusinischen Mysterien eingeweiht ist, und Epaminondas oder Agesilaos, die dazu keine Gelegenheit hatten, ewig im Schlamme liegen?" Und als ein orphischer Weihepriester dem Antisthenes das Glück schilderte, zu dem er durch seinen geheimen Kultus im Jenseits gelangen werde, da fragte der Kyniker ihn kurz und schlagend: „Warum stirbst du denn nicht?" In derbem Volkston und mit treffenden Witzen verkündeten diese Philosophen Lehren, die zwar nicht Atheismus waren, sich aber doch von der herrschenden Religion himmelweit entfernten, und was Männer von der Art des Kritias sich nur als geheime Weisheit ins Ohr zu flüstern wagten, pfiffen bald die Spatzen von den Dächern. Protagoras hatte seine Schrift über die Götter mit den Worten begonnen: „Über die Götter habe ich keinen Begriff, ob sie sind oder nicht sind oder welcher Art sie sind: denn vieles hindert, dies zu wissen, sowohl die Unsicherheit als auch daß das Leben der Menschen so kurz ist." Diese bescheidenen Zweifel hatten genügt, um ihn in die Verbannung zu treiben. Später hat Platon ein boshaftes Pamphlet gegen ihn geschrieben, in dem ihm persönlich wie sachlich alles vorgeworfen

wird, was sich ihm irgend vorwerfen ließ; aber mit keinem Worte wird er darin der Gottlosigkeit beschuldigt, obgleich gerade diese Anklage im Sinne Platons eine sehr schwerwiegende gewesen wäre. So sehr hatten sich in dem kurzen Menschenalter, das seit dem Tode des Protagoras verflossen war, die Anschauungen geändert! Man hatte sich eben durch die Kyniker an so scharfe und rücksichtslose Angriffe gegen die Volksgötter gewöhnt, daß ihnen gegenüber dasjenige, was früher ein Todesurteil hervorgerufen hatte, ganz unschuldig und fromm erschien.

Platon, der diese Apostel des Unglaubens am eifrigsten bekämpfte, gehört als Künstler des Wortes zu den Größten aller Zeiten und Völker. Dies hat über den sehr bescheidenen Wert der Verdienste, die er auch als wissenschaftlicher Forscher besitzt, schon im Altertum getäuscht und tut es noch heute. Wie es seiner echt dichterischen Anlage entsprach, philosophierte er weniger mit dem Kopf, als mit dem Herzen. Er war der Spätling eines uralten Adelsgeschlechts, das sich durch ihn nicht fortsetzen konnte, weil er, pervers in seinen geschlechtlichen Neigungen, auf die Gründung einer Familie verzichtete. So blickte er mit der Grämlichkeit des alternden Junggesellen und dem Hochmut des Dekadenten von überreizter Feinfühligkeit auf die ihn umgebende Welt herab. Als echter Aristokrat begeisterte auch er sich für das starr konservative Sparta und fühlte sich von dem lärmenden Treiben attischer Volksversammlungen angewidert; doch besaß er nicht die wilde Tatkraft eines Kritias, um mit Blut und Eisen die Verfassung in seinem Sinne umzugestalten. Dessen Ziele billigte er, aber nicht die Mittel; so konnte er weder Gegner noch Helfer der Oligarchen sein und stand den poli-

tischen Kämpfen seiner Zeit tat- und ratlos gegenüber. In trüber Resignation hat er selbst das Bild des unpraktischen Philosophen, auf dessen Hilflosigkeit der tätige Weltmann mit Spott herabblickt, aus allereigenster Erfahrung gezeichnet. Er vermochte nichts, als von dem bestmöglichen Staate zu träumen; und was er erträumt hat, beweist nur zu deutlich, daß er niemals die wirkliche Welt mit frischer Unbefangenheit angeschaut hatte und gar nicht die Organe besaß, um echte Menschenkenntnis zu erwerben. Platon wurde daher Idealist, d. h. er schuf sich ein ideales Bild von dem, was hätte sein sollen, und fand alles, was tatsächlich war, spottschlecht, weil es jenem Bilde nicht entsprach. Es liegt in der Natur dieser Art des Pessimismus, daß sich seine Hoffnungen einem besseren Jenseits zuwenden, in dem den Forderungen, die er an die Welt vergebens stellt, ihre Erfüllung werden soll. So ergriff er denn den Mysterienglauben in der geläuterten Form, wie er durch die Pythagoreer ausgebildet war, und daß ihre Lehre von der Seelenwanderung richtig sei, dafür meinte er neue Beweise zu besitzen. Der Stifter der Sekte hatte behauptet, er könne sich der früheren Schicksale seiner Seele noch erinnern. Dies hatte er als eine besondere Gunst der Götter betrachtet; doch Platon meinte bemerkt zu haben, daß dieselbe Erinnerung, wenn auch getrübt und verdunkelt, in jedem Menschen schlummere. Sein Lehrer Sokrates hatte es verstanden, in geschickt geführten Gesprächen, was er für das Richtige hielt, mehr in die Menschen hinein-, als aus ihnen herauszufragen. Daß diese, auch wenn sie anfangs falscher Ansicht waren, scheinbar aus sich selbst, nur durch Fragen angeleitet, die Wahrheit fanden, schien unserm Philosophen zu beweisen, daß sie schon vorher

latent in ihnen geruht habe, daß also ihre Belehrung nichts anderes sei, als das Erwecken verblaßter Erinnerungen. Diese aber konnten nur aus einem Leben der Seele herstammen, das ihrem derzeitigen vorausgegangen war. Und welcher Art die Eindrücke gewesen sein mußten, die sie dort empfangen hatte, das ergab sich aus einer anderen Beobachtung. Auf Erden gibt es keine gerade Linie, die wirklich ganz und gar gerade wäre, kein Quadrat, das die Idee des Quadrats ungetrübt verkörperte, und entsprechendes gilt in noch höherem Grade von der Gerechtigkeit, der Tapferkeit oder auch allgemein dem Guten. Wenn also der Mensch alle diese Begriffe und viele ähnliche in ihrer vollen Reinheit in sich trug, so konnte er sie nicht von der Erde haben, sondern die entstellten und verkümmerten Abbilder, die ihm hier begegneten, erinnerten ihn nur an etwas, was er in einem besseren Jenseits gesehen hatte. Dort mußten die absoluten Ideen alles dessen, was die dürftige Erscheinungswelt in verwirrender Mannigfaltigkeit und stetem Wechsel den Sinnen darbot, klar und in unveränderlicher Ruhe thronen. Sie waren das einzige, was in Wahrheit wirklich genannt werden konnte, die Götter, welche den trüben, immer fließenden Strom des Erdendaseins als ihre verzerrte Nachahmung aus sich hatten hervorgehen lassen. Die höchste Stelle nahm als alles beherrschende Gottheit das Gute an sich ein; ihm waren die vier Kardinaltugenden Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung untergeordnet, und daran reihten sich die andern Ideen vom absoluten Quadrat bis zur absoluten Wanze.

Wie sich Platon diese Ideenwelt im einzelnen dachte, wird niemals festgestellt werden können. Denn

gleich den Pythagoreern bewahrte auch er den tiefsten Inhalt seiner Lehre als Mysterium, das nur wenigen besonders Geeigneten geheimnisvoll ins Ohr geflüstert wurde. Er selbst sagt uns, daß er ihn niemals schriftlich aufgezeichnet habe, weil die große Mehrzahl der Menschen ihn doch nicht hätte verstehen können. So bleibt denn auch uns, die wir zu dieser traurigen Mehrzahl gehören, nichts andres übrig, als unsichere Schlüsse aus den sich vielfach widersprechenden Andeutungen zu ziehen, die er in seinen Schriften gegeben hat. Das Gute enthält alle Tugenden als Teile seiner Ganzheit, der Begriff des Tieres alle einzelnen Gattungen; trotzdem sollen sie als Ideen jede ihr gesondertes Dasein besitzen. Jenes Gute ist der Urgrund aller anderen Ideen; trotzdem sollen sie nicht in der Zeit aus ihm hervorgegangen sein, sondern von Ewigkeit her bestehen. Die Lösung dieser Widersprüche liegt wohl in der Angabe des Aristoteles, der als Schüler Platons in seine Geheimlehre eingeweiht war, daß dieser, auch hierin dem Pythagoras folgend, die Ideen, in denen er die Wesenheit der Dinge erblickte, sich als Zahlen gedacht habe. So konnte die eine in der andern enthalten und doch selbständig sein, alle aus der großen Eins hervorgehen und doch, wie diese selbst, keinen Anfang haben. Sie waren nicht sinnlich wahrnehmbar, sondern nur durch das Denken zu erfassen; trotzdem wurde durch die Gegenstände der Sinnenwelt die Erinnerung an sie geweckt. Daraus ergab sich, daß der Schöpfer, als er diese schuf, den Blick auf die Ideen gerichtet und sie in dem, was er hervorbrachte, so gut es ging, nachgeahmt hatte. Wenn ihm dies sehr unvollkommen gelungen war, so folgte hieraus weiter, daß er kein allmächtiger Gott, also

nicht das Gute an sich, sein konnte, sondern nur ein diesem untergeordnetes, wenn auch noch immer göttliches Wesen. Dieser Weltschöpfer oder Demiurg tritt bei Platon selbst wenig hervor, sollte aber in den Spekulationen der Neuplatoniker noch eine bedeutsame Rolle spielen. Auch er hatte nur Gutes gewollt, wie sich dies aus der Nachahmung der Idee des Guten von selbst ergab; auch mußte seiner Göttlichkeit als solcher jede böse Absicht fernliegen. Wenn gleichwohl die sichtbare Welt nach der Meinung unseres Philosophen herzlich schlecht war, so traf die Schuld den groben Stoff, mit dem sein Demiurg zu arbeiten hatte. Denn im Gegensatz zu der vornehmen Ruhe der Ideen war die Materie in unaufhörlicher Veränderung und krankhafter Bewegung; ihr ewiges Werden konnte niemals zu stetigem Sein gelangen, und in diesem Sinne durfte man sie ein Nichtseiendes nennen. Der Demiurg hatte sie als wüstes Chaos vorgefunden und zuerst Ordnung hineingebracht; doch konnte er ihre Tendenz zum bösen Regellosen nicht ganz überwinden. Nach der Idee des Guten, der höchsten Gottheit, bildete er zuerst die Weltseele nebst ihrem Körper, dem Weltganzen, auch dieses ein mächtiger, beinahe vollkommener Gott. Und wie das Gute an sich alle übrigen Ideen in sich faßte, so die Welt alle Geschöpfe, die jenen nachgeahmt waren, in erster Linie die Sternengötter. Doch indem die Schöpfung immer mehr ins einzelne fortschritt und so die Ideen, die ihr zugrunde lagen, sich immer weiter von den größten Allgemeinheiten entfernten, mochte der Demiurg sich nicht mehr mit ihr abgeben und übertrug ihre Vollendung den niedrigeren, durch ihn selbst geschaffenen Göttern. So wurde, was zuletzt entstand, Menschen, Tiere,

Pflanzen, in demselben Maße unvollkommener, wie ihre Schöpfer aus der höchsten und reinsten Gottheit durch Mittelstufen abgeleitet waren.

Die Lebewesen waren, wie die Welt als Ganzes, aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt, der Seele, die eine Mischung von Stofflichem und Idealem darstellte, und dem rein stofflichen Körper. Aus ihm sich zu befreien und so in die Regionen der Gottheit hinaufzudringen, wo ihr das selige Anschauen der reinen Ideen vergönnt war, sollte die Aufgabe der Seele in diesem Leben sein. Sie vollständig zu erfüllen, war nur dem Philosophen möglich, der sich von dem dürftigen Treiben der rohen Körperwelt ganz abwandte und einzig dem Zwecke lebte, die Erinnerung an die Ideen in sich zu erwecken und lebendig zu erhalten. Wer dies höchste Ziel nicht erreichte, sondern das durchschnittliche Leben des Weltmenschen führte, mußte nach seinem Tode in den Kreislauf der Geburten zurückkehren, um so allmählich zur völligen Reinigung aufzusteigen; wer unsühnbare Frevel beging, verfiel den ewigen Strafen des Tartaros.

Auf diese Lehre haben die philosophischen Systeme, welche dem platonischen vorangegangen waren, fast alle mehr oder weniger eingewirkt; in ihrem Kern aber ist sie eine Fortbildung des pythagoreischen. Doch während dieses die alten Götter, indem es sie gewissen Zahlen gleichsetzte, noch bestehen lassen konnte, finden sie in dem Weltbau Platons nicht mehr Platz. Zwar bezeichnet er das beseelte Weltganze mitunter als Zeus, und unter seinen Sternengöttern konnten Sonne und Mond natürlich nicht fehlen; doch das sind nur ärmliche Reste der bunten Menge, die den Olymp des Volksglaubens bevölkerte. Trotzdem

soll dieser nicht erschüttert werden. Auch für Platon sind die fernen Ahnen ein gottbegnadetes Geschlecht gewesen, das die Menschen der Neuzeit weit überragt habe; ja er meint sogar, sein Idealstaat habe vor Jahrtausenden in Athen wirklich bestanden, und träumt von den Großtaten, die dadurch möglich geworden seien. Auch das gehört ja zu den Eigentümlichkeiten des idealistischen Pessimismus, daß er das Gute überall sonst, nur nicht in der lebendigen Gegenwart, zu finden weiß. Wie aber jene großen Vorfahren, die sich nicht mit Unrecht Göttersöhne nennen konnten, die Religion eingeführt haben, so müssen die schlechteren Nachkommen an ihr festhalten, was auch die geheime Philosophie der Weisen darüber flüstern möge. Denn das gemeine Volk läßt sich nicht nur durch die Wahrheit lenken, die es doch nicht versteht; auch angemessene Erfindungen sind dazu brauchbar und erforderlich. Und diese nützlichen Lügen sollen im Notfall auch mit dem Henkerbeil verteidigt werden; der Philosoph selber ruft die Halsgerichte gegen die Philosophen an, wenn sie ähnliches vor der Öffentlichkeit aussprechen, wie er selbst es heimlich bekennt.

In einer viel späteren Zeit, als die Flucht aus der bösen Welt und der Drang nach dem Übersinnlichen zum beherrschenden Zustande aller führenden Geister geworden waren, sollten die Lehren des Pythagoras und Platon einen kräftigen Nachhall finden. Doch im vierten Jahrhundert vor Christus stand das Griechentum noch zu fest auf dem Boden der Wirklichkeit, war noch von einer zu gesunden Weltfreude erfüllt, als daß jene pessimistischen Träume eine tiefe Wirkung hätten üben können. Selbst in der Schule der Akademie, die Platon zur mündlichen Fortpflanzung seiner Lehre gegründet hatte, regte sich der Wider-

spruch. Der größte Philosoph, der aus ihr hervorging, Aristoteles, wollte von den Ideen nichts wissen und sammelte um sich bald eine neue Schule, die peripatetische, die von Anfang an in schroffem Gegensatze zur Akademie stand. Seine geringeren Genossen hielten, solange die persönliche Erinnerung an ihren göttlich verehrten Meister noch unter ihnen lebendig war, zwar an seinen Theorien fest; aber kaum war die unmittelbarste Tradition etwas verblaßt, so schlug auch die Akademie Bahnen ein, die von denen Platons noch mehr abwichen, als selbst die Richtung des Aristoteles. Die mündlich überlieferte Geheimlehre wurde ganz aufgegeben; was seine Wirkung behauptete, waren nur die Schriften des Meisters, deren bezaubernde Form sie zu einem ewigen Besitze der Weltliteratur gemacht hat und Griechen noch mächtiger ergreifen mußte, als uns, die wir den Reiz ihrer Sprache nur lernend zu verstehen suchen, nicht lebendig empfinden. Doch keines dieser Bücher enthielt das ganze System; die meisten beschäftigten sich nur mit einzelnen Fragen und ließen auch diese oft unentschieden. Fast in allen war Sokrates derjenige, welcher das Gespräch beherrschte, und was in erster Linie ins Auge fiel, war die dialektische Geschicklichkeit, mit der er durch seine Fragen Widersprüche aufdeckte und allverbreitete Meinungen *ad absurdum* führte. Diese Methode war fast das einzige, was die jüngere Akademie sich aus dem Nachlaß Platons aneignete. So viele philosophische Systeme waren aufgetaucht, und jedes hatte die vorhergehenden umzustoßen versucht; keines entbehrte einer gewissen Wahrscheinlichkeit, doch hatten sie alle auch ihre schwachen Seiten. Diese aufzudecken betrachteten jene entarteten Platoniker als ihre einzige Aufgabe und wurden so zu erklärten Skeptikern.

Während der Gründer der Schule noch gelehrt hatte, daß die Erinnerungen, die unsere Seele aus einem besseren Jenseits mitgebracht hätte, uns die reine Wahrheit erschließen könnten, waren sie, durch die Gegensätze der Philosophen verwirrt, zu der Überzeugung gelangt, daß dem Menschen ein sicheres Wissen überhaupt nicht möglich sei. Das höchste, zu dem er gelangen könne, sei eine gewisse Wahrscheinlichkeit; doch diese zu finden, waren sie viel weniger bestrebt, als nachzuweisen, daß alles, was dieser oder jener für Wahrheit hielt, es nicht sein könne, am wenigsten natürlich der populäre Götterglaube.

Daß dieser in der Form, wie er in den Dichtungen Homers Gestalt gewonnen hatte und im öffentlichen Kultus seinen Ausdruck fand, nur als Kindermärchen zu betrachten sei, darin waren jetzt alle Philosophenschulen, so sehr sie sonst voneinander abwichen, vollkommen einig. Aber die freudige Kampflust, mit der ihm einzelne im fünften Jahrhundert entgegengetreten waren, flaute im vierten mehr und mehr ab; der Gegner war zu verächtlich geworden, als daß man gegen ihn noch ernsthafte Waffen hätte führen mögen. Selbst die Kyniker kamen von ihrem negativen Bekehrungseifer zurück, und der Spott über die Religion, den die Gründer ihrer Sekte so scharf und wirkungsvoll geübt hatten, erschien deren Nachfolgern nicht mehr angemessen. „Leichname nochmals totschlagen“ nannte dies einer von ihnen. Sie machten ihren Frieden mit der Mythologie, indem sie deren Inhalt allegorisch deuteten und so auch aus den anstößigsten Götterfabeln erbaulichen Stoff für ihre Predigten gewannen. In noch höherem Grade waren die andern Schulen bemüht, dem Volke seinen

Glauben zu erhalten. Zwar verbargen sie ihre Lehren nicht mehr in mystischem Dunkel, sondern verkündeten ungescheut auch die letzten Konsequenzen derselben durch allgemein zugängliche Bücher; doch blieben sie trotzdem profanen Augen verhüllt. Was Platon der Öffentlichkeit übergeben hatte, war in die schlichte Form des Gesprächs gekleidet und für jedermann genußreich gewesen; die neueren Philosophen dagegen schrieben Abhandlungen und Lehrbücher, die durch ihre Trockenheit den größten Teil des Publikums abstießen und durch ihre schwierige Kunstsprache den Massen unverständlich waren. So sorgte man halb unbewußt auch jetzt dafür, daß die Philosophie ein Sondergut der Höchstgebildeten blieb und das dumme Volk durch den alten Götterglauben im Zaum gehalten werde.

Im fünften Jahrhundert hatte es in ehrlicher Entrüstung die Philosophen verurteilt, weil das, was sie angriffen, ihm noch heilig war; im vierten zeigen die Ketzergerichte weniger einen religiösen, als einen politisch konservativen Charakter. Man verteidigt nicht mehr den Götterglauben als solchen, sondern den Glauben der Väter; auch die Einführung fremder Kulte wird daher strafbar. Früher hatte das neuerungssüchtige Völkchen der Athener sie mit Begeisterung aufgenommen, und aus den neuen Formen, die doch mit dem alten Geist erfüllt waren, hatte die Religion frische Kraft geschöpft. Aber schon bei Aristophanes kündigt sich die Reaktion an. Wie er nicht als überzeugter Gläubiger, sondern als konservativer Parteimann die Philosophen dem Spotte preisgab, so eröffnete er auch einen Feldzug gegen die fremden Götter. Und bald mußte Sokrates nicht als Gottesleugner, was er nie gewesen ist, sondern als Verkündiger einer

bis dahin unbekannten Gottheit den Schierlingsbecher trinken, und andere Halsprozesse gleicher Richtung schlossen sich an, ohne daß die Anklagen gegen die Philosophen als solche aufgehört hätten. Wie sollten sie auch, da ihre Schulen selbst nach dem Strafrichter schrien und mit selbstmörderischem Eifer für die Beschränkung der Denk- und Redefreiheit eintraten!

Philosophenschulen im eigentlichen Sinne hatte es im fünften Jahrhundert noch nicht gegeben. Zwar sammelte sich fast um jeden der griechischen Denker eine Schar lernbegieriger Jünglinge; doch die meisten verwendeten die so gewonnene Bildung nur im praktischen Leben, und die wenigen, die ein angeborener Forschungstrieb dauernd an die Philosophie fesselte, waren zu kräftige Individualitäten, als daß sie auf die Worte des Meisters hätten schwören können. Eine Ausnahme machten nur die Pythagoreer; doch was sie zusammenhielt, war mehr ein religiöser Glaube, der aus göttlicher Offenbarung hervorgegangen schien, als philosophische Theorie. Im übrigen war, wie wir schon oben gesehn haben, der Lehrer jedesmal durch seine Schüler widerlegt oder überboten worden. Noch die Sokratiker waren nur in der Bewunderung ihres Meisters einig; was sie von ihm empfangen hatten, bildete jeder in so individueller Weise fort, daß aus ihrer Mitte die widersprechendsten Systeme hervorgingen. Seit dem vierten Jahrhundert wird dies anders. In dieser absinkenden Zeit ist die produktive Kraft des einzelnen geringer, das Bedürfnis nach Zusammenschluß daher größer, und wie sie dem Volke zumuten, sich bei seinem Glauben zu beruhigen, obgleich er unsinnig ist, so streben auch die Philosophen selbst zum Dogmatismus. Dies gilt sogar von den Skeptikern der Akademie, denen der Satz, daß

man nichts wissen könne, und die Moral, die sie aus ihm ableiten, zu Dogmen werden. Man hält sich eben an die Lehre des Meisters, die man weiterbildet oder stützt, wo sie angegriffen ist, aber nicht mehr umzustürzen wagt. Seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts entstehen daher keine neuen Systeme mehr, bis erst in der Kaiserzeit die Religion wieder erstarkt ist und sich dann auch eine Philosophie nach ihren Bedürfnissen schafft. Vorher tritt ein Stillstand ein, der mehr als zwei Jahrhunderte andauert, obgleich die philosophische Schriftstellerei noch reger ist, als in den produktiven Zeiten. Ihren Stoff findet sie in dem steten Kampfe der Sekten gegeneinander, indem sie teils die Angriffe der Gegner abwehrt, teils, was diese richtiges vorzubringen scheinen, in das eigene Lehrgebäude hineinzuarbeiten sucht. Außerdem überflutete man das Lesepublikum mit populären Traktätchen moralischen Inhalts, die zwar nicht die tiefste Weisheit der Philosophie, wohl aber ihre „ethische Kultur“ auch weiteren Kreisen zugänglich machen sollten.

Neben den Skeptikern sind es drei Schulen, die das wissenschaftliche Denken so gut wie ausschließlich beherrschen, die peripatetische, die epikureische und die stoische. Die kynische läßt sich kaum als vierte nennen, obgleich ihre Apostel nach wie vor in ihren zerrissenen Mänteln durch die Welt zogen; denn ihrem wesentlichen Lehrinhalt nach floß sie mit der stoischen mehr und mehr zusammen. Nicht mit Unrecht konnte ein Dichter der Kaiserzeit sagen, der Stoiker unterscheide sich vom Kyniker nur noch dadurch, daß er ein Hemd trage; doch dieses äußere Kennzeichen war nicht gleichgültig. Denn indem er seine Forderung des naturgemäßen Lebens nicht bis

zum hündischen Schmutz ausdehnte, konnte er sie auch den höheren Ständen mundgerecht machen und gewann damit für seine Lehre jenen aristokratischen Charakter, der allen Philosophen, mit einziger Ausnahme jener Bettelmönche, eigen war. Denn in der Verachtung, mit welcher der Weise auf die unweise Menge herabsah, waren sie einig. Außerdem ist allen diesen Schulen gemeinsam, daß sie im Gegensatze zu Platon stehn, insofern dieser das wirklich Seiende nur in den abstrakten Ideen erkennen wollte. Denn alle gehen sie von der sinnlichen Wahrnehmung als der ersten Quelle jeder Erkenntnis aus, alle räumen sie dem Stofflichen sein volles Recht ein, ja zum Teil werden sie ganz materialistisch. Am wenigsten gilt dies von den Peripatetikern, deren Schulhaupt Aristoteles die Eierschalen seines platonischen Jugendunterrichts doch nicht ganz hatte abstreifen können. Eben darum ging die Wirkung seiner Lehre nicht ins Breite, sondern blieb auf einen kleinen Kreis von Berufsphilosophen beschränkt, bis sie erst in der Kaiserzeit gemeinsam mit der platonischen zu neuer Anerkennung gelangte. Aristoteles verwarf zwar die Ideen und bewies, daß die Formen der Dinge nicht irgendwo außerhalb der Welt in körperloser Reinheit thronen könnten, sondern mit dem Stoff untrennbar verbunden seien; auch weiß er nichts von einer Schöpfung, sondern betrachtet die Welt als ungeworden und ewig. Doch über ihr denkt er sich ein stoffloses Wesen, das reine Vernunft ist und von dem ihre Bewegung ausgeht, und ebenso werden die Sternensphären von Göttern gedreht. Die Seele ist bei allen Lebewesen bis zu den Pflanzen herab von gleicher Art und stirbt mit ihrem Leibe; doch neben ihr waltet im Menschen noch eine besondere Kraft, die Vernunft, die unsterb-

lich ist. Wie er sich ihr Fortleben dachte, hat er nicht erklärt; doch da er weder ein Elysium noch eine Hölle kennt und auch den Gedanken der Seelenwanderung entschieden abweist, kann er ein persönliches Weiterbestehen des einzelnen Menschen nicht angenommen haben. Und wie er hierin im Gegensatze zum Volksglauben steht, so auch in seiner Anschauung von der Gottheit. Denn diese greift nicht tätig in die Weltregierung ein oder lenkt gar die Geschicke der Menschen, sondern sie beschäftigt sich ausschließlich mit dem, was dem Philosophen das höchste ist, dem reinen Denken; und was sie denkt, kann wieder nur das höchste sein, nämlich sie selbst in ihrer ewigen Ruhe. Und auch die Sternengötter haben mit dem, was auf der Erde vorgeht, nichts zu tun, sondern beschränken sich auf das Lenken ihrer Sphären. Gebete an sie zu richten oder ihnen Opfer zu bringen, hat daher gar keinen Sinn; trotzdem aber will Aristoteles den Kultus in vollem Umfange aufrecht erhalten wissen, ja er hält, gleich seinem Lehrer, diejenigen für strafbar, welche den Volksglauben zu erschüttern suchen. Die Religion, so meint auch er, ist eine Erfindung kluger politischer Köpfe, die der Weise nicht zu glauben braucht, die aber für die Masse unentbehrlich ist.

Auch Epikur scheint diesen Standpunkt eingenommen zu haben, obgleich er nicht nur seiner Götterlehre, sondern auch seinen ethischen Grundsätzen widersprach. Nach seiner Anschauung gab es nichts, was nicht körperlich war, sondern alles hatte sich aus dem Wirbel mannigfach gestalteter Atome gebildet. Indem diese, nur durch den Zufall geleitet, zusammenschossen, waren alle denkbaren Formen entstanden; aber da nur die lebensfähigen sich erhalten

konnten, erwuchs aus ihnen die jetzt bestehende Welt. Die Seelen setzten sich aus den leichtesten und beweglichsten Atomen zusammen und zerstreuten sich beim Tode des Leibes in die Luft. Die Götter zu leugnen, war nach dieser Theorie kein Grund. Denn warum sollten sich die Atome nicht auch zu Wesen vereinigt haben, die stärker und glückseliger waren, als die Menschen, und ewige Dauer besaßen? Und wie die Natur vom Stein zur Pflanze, dann zum Tier und endlich zum Menschen aufstieg, so konnte sie als Krönung ihres Gebäudes auch menschenähnliche, aber übermenschliche Geschöpfe hervorgebracht haben. Daß der Glaube aller Völker sich darin vereinigte, solche anzuerkennen, schien kein verächtlicher Beweis für ihre wirkliche Existenz. Diese Götter aber können sich nicht mit der Weltregierung befassen; denn ihrer seligen Ruhe würde eine mühselige Geschäftigkeit, wie jene sie erfordert hätte, nicht entsprechen. Und da sie ihrem Wesen nach gut sein müssen, könnte unter ihrer Leitung unmöglich das viele Böse vorkommen, das wir täglich mit Augen sehen. Um die Erde und ihre Bewohner kümmern sie sich also nicht, sondern thronen außerhalb der Welt, nur dem ungetrübten Genuß ihrer eigenen Glückseligkeit hingegeben. Und diese Überzeugung, daß der Mensch mit den Göttern nichts zu tun habe, ist nicht etwa geeignet, ihn moralisch zu schädigen; vielmehr ist es die Religion selbst gewesen, welche die schlimmsten Frevel veranlaßt hat. So opferte Agamemnon in unnatürlicher Grausamkeit sein eigenes Kind, nur weil er wähnte, damit den Göttern etwas Liebes zu tun. Wie Furcht und Hoffnung überhaupt des Weisen unwürdig sind, so muß er sich auch von der Furcht vor göttlichem Zorn, von der Hoffnung auf die Wir-

kungen des Gebets zu befreien wissen, wenn er das Ideal edler Menschlichkeit in sich verwirklichen will. Wenn so die Religion nur ein schädlicher, das Gleichgewicht der Seele störender Aberglaube war, so sollte man meinen, daß Epikur bestrebt gewesen sein müsse, die Menschheit davon zu befreien; und wirklich haben in späterer Zeit seine Anhänger einen regen Bekehrungseifer gezeigt. Er selbst aber wies es nicht zurück, die eleusinischen Weihen zu empfangen, Opfer darzubringen und alle Zeremonien des offiziellen Kultus mitzumachen, und forderte auch seine Schüler dazu auf. Er begründete dies damit, daß man dem höheren Wesen der Gottheit seine Achtung bezeigen solle, auch wenn man ihr damit weder etwas Gutes tue, noch Gutes dafür von ihr zu erwarten habe, namentlich aber mit der Pflicht, den Gesetzen gehorsam zu sein. Hinter diesen Scheingründen versteckte sich wohl derselbe Gedanke, dem wir schon bei Kritias, Platon und Aristoteles begegnet sind. Auch Epikurs Erlösung von der Götterfurcht war nur für den Weisen da; die törichte Menge ging sie nichts an.

Anders und doch sehr ähnlich schlossen die Stoiker, die in dieser Spätzeit neben den Epikuräern die verbreitetste Philosophenschule darstellten, ja den weitreichenden Einfluß jener vielleicht noch überboten, ihren Frieden mit der Volksreligion. Von der Beobachtung ausgehend, daß bei dem Leichnam die Körperwärme verschwunden ist, sahen sie im Feuer das Lebensprinzip, zugleich aber auch das Urelement und die höchste Gottheit. Diese durchdrang die ganze Welt mit ihrer beseelenden Glut, oder richtiger sie w a r die Welt, in der sie nur eine Ausgestaltung ihres allumfassenden Selbst gefunden hatte. Denn das Feuer hatte sich zu Luft verdichtet, diese zu Wasser und

dann weiter zu Erde; so waren auch die drei andern Elemente durch fortschreitende Verdichtung und Verkühlung aus ihm hervorgegangen, und seine belebende Kraft hatte dann aus ihrer Mischung die Wesen hervorgebracht, welche das Weltall erfüllten. Diesen flammenden Allgott nannten die Stoiker Zeus und fanden so den Anschluß an den Volksglauben; denn auch die andern Götter desselben brauchten sie nicht zu verwerfen. Zwar konnte es neben jenem großen Einen, der das Weltall in sich umfaßte und aus sich ausstrahlte, nichts Gleichartiges oder Gleichwertiges geben; doch die Namen Athene, Apollon, Hermes usw. konnten Teile seines Wesens bezeichnen oder auch ihm dienende Geister, was dasselbe war. Denn alles, was da war, war ja ein Teil seines Wesens, und alles diente ihm. So war auch die Menschenseele als feuriger Hauch aus ihm hervorgegangen und kehrte nach dem Tode des Leibes zu ihm zurück, aber ohne dabei ihr Sonderdasein zu verlieren. Sie konnte also für die Taten ihres Erdenlebens Belohnung oder Strafe empfangen, wie der Mysterienglaube in seiner pythagoreischen Fortbildung dies annahm. Doch ewig währte weder die eine noch die andere, wie auch die Seele selbst zwar viel langlebiger als der Leib, aber doch nicht, gleich dem höchsten Gott, ewig war. Hatte dieser die mannigfach wechselnden Gestalten der sichtbaren Welt aus sich hervorgehn lassen, so schlang er sie nach dem Verlauf langer Perioden auch wieder in sich hinein. Dann verzehrte sein ewiges Feuer alles Bestehende und vereinigte es so wieder zur mächtigen ungeteilten Gleichheit seines Wesens. Der flammende Weltuntergang schuf also nur ein neues höheres Leben in der Gottheit selbst. War dies aber eingetreten, so begann aufs neue die Verdichtung und Verkühlung

des Feuers zu den schwereren Elementen; die Welt bildete sich zum zweitenmal, und zwar genau ebenso, wie sie das erstemal gewesen war. Denn da alles von Zeus mit vollkommener Zweckmäßigkeit angeordnet war, konnte es bei seiner neuen Ausstrahlung nicht besser gemacht werden und noch weniger schlechter; die zweite Weltperiode mußte also eine unveränderte Wiederholung der ersten sein. Doch von einer ersten konnte man ja eigentlich gar nicht sprechen, da jener gewaltige Kreislauf von Entstehen und Vergehen unzähligemal von Ewigkeit her immer wieder durchzogen war und durchzogen werden mußte. So kamen nach vielen Jahrtausenden ein zweiter Sokrates und ein zweiter Platon und ein zweiter Zenon wieder, und dann ein dritter und ein vierter und immer wieder ein neuer, und jeder von ihnen tat und dachte ganz dasselbe, was sein Vorgänger in den vorher verflossenen Weltperioden getan und gedacht hatte. Alles stand also unter dem Zwange einer eisernen Notwendigkeit; keine Handlung, kein Gedanke konnte anders sein, als die Gottheit ihn bestimmt hatte und als er schon in unzähligen Weltperioden gewesen war. Dies hob aber die Verantwortung des Menschen nicht auf; denn wenn auch die Art seines Wesens eine gegebene war, so ging doch alles, was er tat, aus diesem Wesen hervor, war also sein eigenes Tun und daher des Lohnes oder der Strafe würdig.

So neu und eigentümlich dies Lehrgebäude war, so sehr es sich in seinem Kern von dem herrschenden Volksglauben unterschied, ließ sich dieser dennoch ohne gar zu große Inkonsequenz darin unterbringen. Himmel und Hölle blieben erhalten, und die Verehrung der Götter behauptete ihre Berechtigung. Weihegaben, Opfer und Gebete konnten freilich weder den Menschen

etwas nützen, die sie darbrachten, noch der Gottheit, der sie dargebracht wurden. Aber diese hatte auch ihren Kultus nach derselben zweckmäßigen Notwendigkeit entstehen lassen, wie alles andere in der Welt, und folglich mußte er gut und nützlich sein, was in der uns wohlbekannten Art des Kritias gerechtfertigt wurde. Namentlich aber gestattete diese Theorie, einen Glauben aufrecht zu halten, der seit der fernsten Väterzeit nicht nur dem niederen Volke, sondern allen Ständen teuer war und doch von den meisten Philosophen, vor allen von Epikur, hart bekämpft oder auch verächtlich beiseite geschoben wurde, den Glauben, daß man durch Vorzeichen mannigfacher Art die Zukunft erfahren könne. Denn da alles bis ins kleinste durch den großen Zusammenhang der Welt vorbestimmt war, so mußte sich das, was kommen sollte, aus den Elementen dieses Zusammenhanges auch erkennen lassen, sobald man nur die richtige Methode anwandte; und zu diesen Elementen gehörte ja alles, was es überhaupt gab. Sowenig die Eingeweide eines Opfertieres scheinbar mit dem Ausgange irgendeines menschlichen Unternehmens zu tun hatten, so stand doch beides in derselben unzerreißbaren Kette von Ursache und Wirkung, und beides hatte daher Bezug aufeinander, wie nichts in der Welt ohne Bezug zu allem andern war. Nach dieser Lehre konnte ein Blitz, der Schrei eines Vogels, die abnorme Leber eines Opfertieres, ein Hase oder eine Katze, die dem Ausgehenden über den Weg liefen, sehr gut Heil oder Unheil für ihn voraussagen, und da die Deutung solcher Zeichen meist auf dem Aberglauben ferner Vorzeiten beruhte, war der Gedanke nicht ausgeschlossen, daß sie auf Belehrung durch die Gottheit selbst zurückgehe.

Doch auch einer neuen Lehre bereitete die stoische Philosophie den Weg, die eben zu derselben Zeit, wo Zenon diese begründete, aus dem fernen Orient einzudringen begann. Die Himmelskörper waren natürlich auch für ihn göttlich, schon weil sie feurig waren, also die Natur des Allgotts am reinsten bewahrt hatten; von ihnen mußte daher eine ganz besonders kräftige Wirkung auf alles Irdische ausgehn. Daß ihre Stellung zueinander bei der Geburt von Menschen und Tieren oder auch bei der Gründung von Städten und Staaten deren fernere Schicksale vorauserkennen lasse, war daher ein Gedanke, der seiner Schule sehr nahelag. So hat sie die Astrologie, die in Babylonien entstanden war und seit dem vierten Jahrhundert vor Christus sich über die griechische Welt verbreitete, mit Eifer ergriffen und ihr die philosophische Rechtfertigung gegeben, deren sie nur zu sehr bedurfte. Denn ihre Theorien waren, vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, mehr als kindisch. Die Weissagungen, die sie aus ihren Horoskopen schöpfte, beruhten zum größten Teil nur auf den Namen, die man den Sternen und Sternbildern gegeben hatte. „Wessen Geburt unter bestimmten ungünstigen Voraussetzungen mit dem Tierkreisbild des Löwen zu tun hat, dessen Los ist es, von wilden Tieren zerrissen zu werden; Mars und Venus zusammen müssen Ehebrecher hervorbringen und so weiter ins Unendliche.“ Solche Prophezeiungen trafen oft genug ein, weil man ihr Eintreffen mit Bestimmtheit erwartete. Denn wer der Überzeugung ist, daß er nach unabänderlichem Schicksalsschluß ein Ehebrecher werden muß, wird nie die sittliche Kraft gewinnen können, der Versuchung zum Ehebruch, wenn sie an ihn herantritt, zu widerstehen. Fälle dieser

Art mußten dann als untrügliche Beweise für die Richtigkeit der Lehre dienen, während man bei den tausend andern, in denen sie sich nicht bewährte, immer die Entschuldigung bereit hatte, daß das Horoskop falsch gestellt oder falsch gedeutet sei. So hat diese Afterwissenschaft nicht nur das Denken des späteren Altertums völlig beherrschen können, sondern auch, wie das allbekannte Beispiel Wallensteins zeigt, noch weit über das Mittelalter hinaus Unheil gestiftet.

Gleichfalls noch bei Lebzeiten ihres Stifters (um 270 v. Chr.) erhielt die stoische Lehre eine zweite Ergänzung von nicht minder zweifelhafter Art. Der sie ihr zuteil werden ließ, war Euhemeros von Messene, ein Schriftsteller, den das Altertum bald den Historikern, bald den Philosophen zurechnete; denn seine „heiligen Aufzeichnungen" gaben sich zwar als geschichtliche Forschung, sollten aber in erster Linie dazu dienen, die philosophische Lehre von der Entstehung der Religion zu stützen. Wie er selbst erzählte, hatte er im Auftrage des Kassander von Makedonien eine Reise nach dem glücklichen Arabien unternommen und von dort einen Vorstoß in den Indischen Ozean gemacht. Dabei war er auf eine noch unentdeckte Gruppe von Inseln gestoßen, deren bedeutendste den Namen Panchaia trug. Hier fand er nicht nur alle Gaben der Natur in üppigster Fülle, sondern auch einen Staat mit Gütergemeinschaft und strenger Kastengliederung, der von einem Stande weiser Priester beherrscht wurde. Eine Verfassung dieser Art hatte Platon für seinen Idealstaat erdacht, aber zugleich behauptet, daß sie nicht freie Erfindung sei, sondern in dem Athen der fernsten Urzeiten tatsächlich bestanden habe. Da sich auf seiner glücklichen Insel die Einrichtungen der weisheitsvollen

Ahnen so treu erhalten hatten, durfte Euhemeros erwarten, hier auch über die Art Aufklärung zu finden, wie sie den Kultus gestiftet hätten, und er sollte sich nicht täuschen. In dem Haupttempel fand er auf einer goldenen Tafel die Geschichte des Zeus und seiner Vorfahren, wie jener sie selbst, als er König war, zum ewigen Andenken hatte aufzeichnen lassen. Freilich hatte er sich dazu der ägyptischen Hieroglyphenschrift bedient, um die geheime Kunde profanen Augen zu entziehen; doch dies konnte einen Gelehrten vom Range des Euhemeros nicht stören. Da las er denn, daß über die Insel in grauer Vorzeit Uranos geherrscht habe, der seinen Namen vom Himmel empfangen hatte, weil er in seinem Palast auf der Höhe des Olympos — denn einen solchen Berg gab es auch in Panchaia — Himmelsbeobachtungen anzustellen pflegte. Er hatte den ältesten und zugleich wahrsten Kultus eingeführt, den der Gestirne, die ja auch von den Philosophenschulen fast einstimmig als Götter anerkannt wurden. In ihm hatte man also den Mann gefunden, der, wie Kritias dies geschildert hatte, zuerst die Roheit der Menschen durch Furcht vor dem Überirdischen bändigte, und wohl hatte er es verdient, dafür auch seinerseits nach seinem Tode als Gott verehrt zu werden. Er hinterließ zwei Söhne, Titan und Kronos, von denen jener zwar der ältere, aber durch seine Häßlichkeit der Witwe-Mutter und den Schwestern verhaßt war. Sie überredeten ihn daher, zugunsten des jüngeren Bruders auf den Thron zu verzichten, wogegen dieser sich verpflichtete, seine ganze männliche Nachkommenschaft umzubringen, damit nach seinem Tode die Herrschaft den Söhnen des Titan zufalle. So war die Sage entstanden, daß Kronos seine Kinder ge-

fressen habe, insofern nicht mit Unrecht, als damals die Menschenfresserei noch bestand; denn ihre Abschaffung gehörte erst zu den Verdiensten, durch welche König Zeus sich den Anspruch auf Vergötterung erwarb. Da wurden von Rhea, der Gattin und Schwester des Kronos — denn wie in Persien, so war auch in Panchaia die Geschwisterehe erlaubt und gebräuchlich — Zwillinge geboren, ein Knabe und ein Mädchen, die Zeus und Hera benannt wurden. Aber nur die Tochter wurde dem grausamen Vater gezeigt; den Sohn rettete die Mutter, indem sie seine Geburt verheimlichte und ihn nach Kreta schaffen ließ, wo er unter der Hut der Großmutter Hestia aufwuchs. In derselben Weise blieben auch Poseidon und Hades erhalten, nur daß ihre Zwillingsschwestern früh starben und daher in der Mythologie keine Rolle spielen. Da erfuhr Titan, daß Kronos ihm sein Versprechen nicht in vollem Umfange gehalten habe, erregte mit seinen Söhnen einen Aufstand, fing seinen königlichen Bruder und kerkerte ihn ein. Als Zeus herangewachsen war, sammelte er eine Schar von Kretern und zog aus, um seinen Vater zu befreien. Bei einem Opfer setzte sich ein Adler auf seinen Kopf. Dies begrüßte er als gutes Zeichen, fing den Vogel und zähmte ihn, weshalb dieser zu seinem heiligen Tier geworden ist. Nachdem der Titanenkampf glücklich beendet war, wurde Kronos durch ein Orakel mißtrauisch gegen seinen siegreichen Sohn, bereitete ihm Nachstellungen und zwang ihn dadurch, den Vater vom Thron zu stoßen und sich selbst zum Könige zu machen. Auch er residierte, wie sein Großvater auf dem panchaiischen Olymp, milderte von dort aus durch gute Gesetze die noch rohen Sitten der Menschheit und ließ sich Kunde

von allen neuen Erfindungen bringen, um sie dann durch seine Macht zu verbreiten. Indem er sich so Dankbarkeit erwarb und dadurch seine Vergötterung vorbereitete, sorgte er zugleich in höchst schlauer Weise für die Verbreitung und die Dauer seines Kultus. Er bereiste die ganze Erde, und wo er bei einem Gastfreunde einkehrte, da veranlaßte er diesen, sich selbst mit ihm gemeinsam ein Heiligtum zu gründen. Wohnte er zum Beispiel bei einem Atabyrios, so ließ er sich in dessen Heimat als Zeus Atabyrios verehren, wenn bei einem Kasios, als Zeus Kasios usw. So wurden auch die Gastfreunde und ihre Mitbürger dazu veranlaßt, den Kultus, der ihnen selbst Ehre brachte, aufrechtzuerhalten. Auf diese Weise ist Zeus zu den mannigfachen Beinamen gelangt, unter denen er in den verschiedenen Ländern verehrt wurde.

Ganz ebenso wurden auch die Mythen der andern Götter „historisch" erklärt; z. B. hat Aphrodite, nachdem ihr Verhältnis mit Ares den Schmied Hephaistos zur Scheidung von ihr veranlaßt hatte, sich dadurch um die Welt verdient gemacht, daß sie die Prostitution erfand, und einer ihrer Liebhaber hat ihr Tempel errichtet und so ihren Kult begründet. Doch wir haben uns bei diesen dummen Erfindungen schon fast zu lange verweilt. Wie man sieht, ist ihre Methode genau dieselbe, nach der ein Jahrtausend früher auch Herakles und Jason, Achill und Odysseus, als man an ihrer Göttlichkeit zu zweifeln begann, zu menschlichen Heroen umgeformt wurden. Und Euhemeros hatte ja selbst erlebt, wie Alexander der Große und mancher seiner Nachfolger zu göttlichen Ehren aufstiegen; warum sollte es also mit Uranos und Zeus nicht ebenso gegangen sein? Klarblickende Gelehrte, wie Kallimachos, Eratosthenes und Polybios, durch-

schauten zwar die Fälschung; doch bei minder kritischen Geistern fand sie Glauben und dies um so mehr, als sie sich nicht mit der hohen Poesie des alten Epos umkleidet und alles Wunderbare, das dieses noch hatte bestehn lassen, in platter Vernünftelei ausgemerzt hatte. Doch auch was Homer erzählte, hielt man ja für wahr, wenn auch für poetisch entstellt, und da seine Gedichte in viel höherem Grade für dies ganze Zeitalter Quelle der Bildung waren, als Thukydides oder Xenophon, hatte man durch sie allen Sinn für das historisch Mögliche verloren. Und die Geschichte der Götter hatte Euhemeros, wie er behauptete, aus den zweifellosesten Urkunden geschöpft; alles entsprach darin den überlieferten Mythen und ging doch hübsch natürlich zu. Denn die dreifache Zwillingsgeburt der Rhea und anderes ähnlicher Art war zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unmöglich. Zudem glaubt man leicht, was man gerne glaubt, und die Fabeleien des Euhemeros lehnten sich nicht nur an die Schriften Platons an, die jeder Gebildete mit Begeisterung las, sondern sie paßten auch vortrefflich zu den stoischen Lehren, die sich eine immer größere Anhängerschaft eroberten.

Denn was diese boten, war den oberen Klassen sehr bequem. Im fünften Jahrhundert waren sie es gewesen, die der Religion demonstrativ ihre Verachtung gezeigt und dadurch den Zorn des Volkes hervorgerufen hatten; im dritten, wo dieses selbst von Zweifeln ergriffen war, schonten und pflegten sie den Götterglauben wie ein krankes Kind. Wie der Engländer jeden Sonntag in die Kirche geht, auch wenn er sich bei den Predigten langweilt und an ihren Inhalt nicht mehr glaubt, so galt es jetzt dem vornehmen Griechen und noch mehr dem Römer

für anständig, alle Gebräuche des Kultus gewissenhaft mitzumachen. Für dies echt aristokratische Bestreben, das Absterbende künstlich am Leben zu erhalten, bot die Philosophie Zenons ihnen die wissenschaftliche Rechtfertigung, und eben darum war sie ihnen hochwillkommen und fand eine Verbreitung, wie sie keiner Schule vorher zuteil geworden war.

In der breiten Masse des Volkes, das man geflissentlich dumm erhalten wollte, war dies Bestreben nach einer Richtung hin sehr erfolgreich oder vielmehr überflüssig. Alle Formen des Aberglaubens, die noch an den alten Animismus anknüpften, blieben nur zu lebendig, wie sie ja bis auf den heutigen Tag nicht ganz erstorben sind, und der neue Humbug der Astrologie, der sich ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt hatte, drang viel schneller als irgendeine philosophische Lehre in die unteren Schichten hinab. Doch auch in demjenigen, was man im engeren Sinne religiöse Überzeugung nennen kann, folgte die Menge trotz aller Gegenbemühungen den geistig führenden Klassen nach, wenn auch langsam und in weitem Abstande. Die Anschauung, welche schon die homerischen Dichtungen beherrscht, daß die Götter zwar auf Opfer und Gebete hohen Wert legen, aber Lohn und Strafe doch in erster Linie nach dem sittlichen Verhalten der Menschen austeilen, ist im fünften Jahrhundert allgemein geworden. Doch diese göttliche Vergeltung tritt schon auf Erden ein, wenn nicht bei dem Täter selbst, so doch bei seinen Kindern und Kindeskindern; das Jenseits denkt man sich noch immer, wie es in der Odyssee erscheint, als den Aufenthaltsort fühlloser Schatten ohne Lust und ohne Qual. Doch von dem Mysterienglauben ausgehend, der anfangs ja nur einer bürgerlichen und geistigen Elite angehörte, verbreitet

sich die Lehre von Himmelsfreuden und Höllenstrafen immer mehr, obgleich sie selbst im vierten Jahrhundert sogar in Leichenreden und Grabschriften noch als zweifelhaft bezeichnet werden kann, also nicht zum sicheren Gemeinbesitz des ganzen Volkes geworden ist. Für dieses war also der Glaube, der mehr als jeder andere auf die Sittlichkeit hätte einwirken können, ganz jung und eben darum sehr wenig tief gewurzelt. Schon zu Platons Zeit verspotteten ihn viele, von denen dann freilich manche in ihrer Todesstunde wieder sehr bedenklich wurden. Fand er doch durch Platon selbst und dann auch in einzelnen der späteren Philosophenschulen, namentlich in der stoischen, seine wissenschaftliche Begründung und brauchte daher nicht unbedingt als Ammenmärchen verlacht zu werden. Doch die Skeptiker zweifelten ihn an, und die Epikureer bekämpften ihn, und bei einer Lehre, die sich erst kürzlich weiter verbreitet hatte und ihren Schutz nicht in der Weihe uralter Gewohnheit fand, mußten diese Angriffe wirkungsvoller sein als die sehr unzureichenden Versuche, sie zu stützen. Jedenfalls wissen wir aus Polybios, daß um 150 v. Chr. der Glaube an eine Vergeltung nach dem Tode unter den Griechen fast ganz geschwunden war und der Eidbruch wohl noch von dem anständigen Menschen gescheut, aber nicht mehr von dem abergläubischen gefürchtet wurde. Daß es gute und selige Götter gebe, war allerdings eine so alte und festgewurzelte Überzeugung, daß selbst unter den radikalsten Philosophen nur sehr wenige sie zu bestreiten gewagt hatten. Doch ob man mit Epikur annahm, daß sie sich um die Menschheit nicht bekümmerten, oder mit Zenon, daß alles in der Welt sich mit unumstößlicher Notwendigkeit periodisch wiederholen müsse, für die

Wirkung des Gebets, in der die stärkste Macht jedes Gottesglaubens liegt, blieb in beiden Anschauungen kein Raum. Und beide mußten, wie schon gesagt, wenn auch langsam und entstellt, aus der Philosophenschule allmählich ins Volk dringen. So tritt denn auch für die allgemeine Ansicht das Walten der Götter mehr und mehr zurück, und was seine Stelle in der Bestimmung der menschlichen Schicksale einnimmt, wird die Tyche oder das Automaton, d. h. Glück und Zufall. Am deutlichsten zeigt sich das Sinken des religiösen Gefühls darin, daß die Orakel, die einst eine so große Macht entfaltet hatten, fast alle in den letzten Jahrhunderten vor Christus allmählich eingingen, weil keiner es mehr der Mühe wert fand, sie zu befragen. Jene heuchlerische konservative Politik, dem Volke seinen Glauben zu erhalten, hatte ihren Zweck vollständig verfehlt, ohne daß Staat und Gesellschaft darüber zugrunde gingen. Als diese nicht durch wachsende Unsittlichkeit, sondern durch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse tief herabgekommen waren, regte sich freilich in der schwächer gewordenen antiken Welt das religiöse Bedürfnis von neuem und knüpfte dann zum Teil wieder an seine alten Formen an; doch wurden dadurch weder die Zustände noch die Gesinnungen besser, als sie in den Zeiten des Unglaubens gewesen waren.

Denn die Meinung, daß die Religion vom Bösen zurückhalte, war unter der Herrschaft des griechischen Heidentums, wenn möglich, noch unbegründeter, als sie es heute ist. Gab es doch sogar in dem allverehrten Hermes eine besondere Gottheit für die Diebe, die sie gewiß nicht mit geringerem Eifer anbeteten, als die Abruzzenräuber des vorigen Jahrhunderts ihre Schutzheiligen, und die Odyssee, aus der

jeder Knabe seine erste Belehrung schöpfte, wußte von diesem biederen Gott zu rühmen, daß er seinen Sohn Autolykos mit großer Gewandtheit im Stehlen und Meineide schwören begnadet habe. Aphrodite hatte nicht nur selbst Neigung zu unerlaubten Verhältnissen, sondern beförderte sie auch bei den Menschen, z. B. bei Paris und Helena. Athene hatte in höchsteigener Person die Trojaner zum Bruch eines beschworenen Vertrages angestiftet, und auch von allen andern Göttern nahm man an, daß sie in ihrem Zorne die Menschen zur Sünde verleiteten. Daß Platon und seine Genossen den alten Glauben erhalten und doch diese Züge desselben, die von der Menschenähnlichkeit der Götter untrennbar waren, aus ihm beseitigen wollten, war ein höchst naives Bestreben. In seiner idealen Gesetzgebung will er bei Strafe die Lehre verbieten, daß der Sünder durch Opfer und Gebete die Verzeihung der Götter erlangen könne, und wirklich war sie für die Sittlichkeit des Volkes nicht ungefährlich; dabei aber bildet sie einen der wichtigsten Kernpunkte fast aller Religionen von den Zeiten des Homer bis auf unsere Tage herab.

Zwei fremde Reisende gerieten in Eleusis zufällig in die Schar der Mysten und gelangten mit ihr in den Tempel, wo die geheimen Mysterien gefeiert wurden. Weil sie diese ungeweiht geschaut hatten, wurden sie getötet, obgleich es feststand, daß sie nur aus Unwissenheit gesündigt hatten. — Ein Kind sah ein Blatt liegen, das aus dem Goldkranz einer Götterstatue herausgefallen war, nahm es auf und spielte damit. Als man dies bemerkte, stellte man es vor Gericht und legte ihm dort neben anderem Spielzeug jenes Blatt zur Auswahl vor. Da es wieder nach dem glänzenden Dinge griff, wurde es als hart-

näckiger Tempelräuber hingerichtet. So hatte die Religion wohl die Macht, grauenhafte Frevel hervorzurufen, aber nicht sie zu verhindern, selbst wo sie in ihr eigenstes Gebiet, das Asylrecht der Tempel, eingriffen. In Aigina hatte die Aristokratie einen Aufstand der Gegenpartei niedergekämpft und führte nicht weniger als siebenhundert gefangene Demokraten zur Schlachtbank. Da gelang es einem, sich loszureißen und bis zur Tür des Demetertempels zu fliehen, an deren Ring er sich in seiner Todesangst festklammerte. Da man seinen krampfhaften Griff nicht lösen konnte und sich scheute, ihn in unmittelbarer Berührung mit dem Heiligtum abzuschlachten, hieb man ihm beide Hände ab, die im Türring hängen blieben, und schleppte ihn so zum Tode. Noch skrupelloser zeigte man sich in Athen, wo man die Anhänger des Kylon an den Altären der Eumeniden niederstieß, derselben Göttinnen, die berufen waren, frevelhaften Mord zu rächen. Dies sind keineswegs die einzigen Fälle, daß persönlicher Haß und Parteiwut vor der Heiligkeit der Tempel nicht halt machten, und die meisten dieser Schandtaten fallen gerade den Aristokraten zur Last, die, wie wir schon gesehen haben, sich als die berufenen Verteidiger der Religion aufspielten.

Wie wenig diese dazu beitrug, das Volk beim Guten zu erhalten, ergibt sich aus der Tatsache, daß in demselben Maße, wie die Zeit vorschritt und zugleich die altertümliche Frömmigkeit ihre Macht schwinden sah, die Sittlichkeit sich immer mehr verfeinerte. Schon in den Motiven, die nach der allgemeinen Volksansicht die Sünde hemmen sollen, tritt dies zutage. Bei Homer ist es der Zorn der Götter, der sich freilich nicht sehr wirksam erweist.

weil derjenige, welcher ihn erregt hat, ihn auch durch Opfer und Sühnungen stillen kann. Daneben tritt auch schon die Scham vor der öffentlichen Meinung auf, die dann im fünften Jahrhundert zum beherrschenden Motiv wird. Im vierten lehrt Platon, daß der Gute glücklich sei, auch wenn er allgemein verkannt werde, und der Peripatetiker Theophrast prägt den Spruch: „Hege Scheu vor dir selbst, und du wirst dich vor keinem andern zu schämen brauchen." Der Stoiker Seneca wünscht: „Möge ich nichts um der öffentlichen Meinung willen, sondern alles für mein Gewissen tun; möge ich bei allem, was ich tue, glauben, daß das Volk mir zuschaut, wenn ich mein eigener Mitwisser bin!" Die Richtschnur des Handelns ist nicht mehr der zweifelhafte Götterzorn oder die leicht getäuschte Volksmeinung, sondern der rechte Mann trägt sie in seinem Innern, das ihn niemals irreführen kann.

Daß er seinen Freunden Gutes, den Feinden Böses tue, galt von den fernsten Urzeiten bis in das vierte Jahrhundert hinein als Kennzeichen des Tüchtigen. Doch Platon verwirft die Rache, und die stoische Schule verkündigt schon das „Liebe deine Feinde!" Dies sind freilich philosophische Forderungen, die damals von ebenso wenigen erfüllt wurden, wie noch heute. Aber daß man sie überhaupt stellen konnte, beweist schon an sich eine hohe Steigerung des sittlichen Bewußtseins und unterscheidet so die glaubenslose Zeit sehr vorteilhaft von der gläubigen.

Doch nicht nur im Denken, auch im Tun treten bedeutsame Fortschritte hervor. Im frommen homerischen Zeitalter werden die Leichen der erschlagenen Feinde den Hunden und Vögeln preisgegeben. Achill schleift den toten Hektor um die Mauern Trojas, und

wenn er ihn endlich dem flehenden Vater ausliefert, so ist dies eine Tat außergewöhnlicher Milde. Dem Dichter erscheint sie lobenswert; doch wenn sein Held sie unterließe und seine Rache bis zuletzt durchführte, würde er auch daran kaum etwas zu tadeln finden. Doch schon im fünften Jahrhundert ist es ein heiliges Gesetz, das nur sehr selten übertreten wird, daß man nach der Schlacht dem besiegten Feinde seine Toten ausliefert oder auch sie selbst begräbt. — Wenn Troja erobert wird, so versteht es sich für Homer von selbst, daß alle Männer hingeschlachtet, die Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt werden. Im fünften Jahrhundert ist dies zur seltenen Ausnahme geworden; im zweiten findet man schon darin unnütze Grausamkeit, wenn der Angreifer im Feindeslande die Fruchtbäume zerstört, und im ersten nach Christus ist man soweit gelangt, daß der Krieg selbst als etwas Unnatürliches betrachtet werden kann.

Und wie der Haß milder wird, so breitet sich die Menschenliebe über immer weitere Kreise aus. Als Griechenland zuerst in das Licht der Geschichte tritt, erkennt der Adel nur seinen Standesgenossen Rechte zu, und in Sparta, wo mit der alten Frömmigkeit sich auch die alten Sitten am längsten erhielten, ist der Helot fast bis zum Untergang des Staates jagdbares Wild geblieben. Doch in den Griechenstädten, welche der frische Hauch der Gedankenfreiheit durchströmen konnte, änderte sich dies Verhältnis. Die attische Aristokratie hatte anfangs selbst die ewige Seligkeit als Standesprivileg in Anspruch genommen, indem sie von den eleusinischen Mysterien, die sie verleihen sollten, die meisten Niedriggeborenen ausschloß. Später sind sie nicht nur jedem Athener, sondern jedem Griechen zugänglich, und bald empfindet

man auch diese Beschränkung als ungerecht. Wir sahen schon, wie Diogenes darüber spottete, daß edle Männer, die zufällig nicht Gelegenheit gehabt hatten, die Weihen zu empfangen, deshalb in die Hölle kommen sollten (S. 56). Ein konservativerer Mann einer etwas späteren Zeit sucht diesen berechtigten Zweifeln gegenüber die Heilswirkung der Mysterien, auf die er doch nicht ganz verzichten mag, durch die Annahme aufrecht zu halten, daß zwar alle Guten auf das Himmelreich Anspruch hätten, aber den Eingeweihten doch eine Art von Vorsitz gebühre. Man ersieht hieraus, wie die Lehren der überlieferten Religion für das unbestochene sittliche Urteil nicht zur Stütze, sondern zur Verlegenheit werden, die man durch allerlei künstliche Deutungen zu beseitigen sucht.

In der alten gläubigen Zeit war die Menschenliebe auf den Standes- und Parteigenossen beschränkt; allen andern gegenüber hielt man die rücksichtsloseste Grausamkeit für erlaubt. Wo die Demokratie zum Siege gelangte, da führte sie dazu, daß wenigstens die Bürger derselben Stadt sich brüderlich zusammenschlossen, und in der Begeisterung der Perserkriege reifte die Empfindung, daß alle Hellenen einander naheständen und die ungescheute Anwendung des alten grausamen Kriegsrechts gegen eine Stadt gleicher Nationalität zu verurteilen sei. Noch galten die Barbaren als niedriger stehende Geschöpfe, die man ohne Scheu verknechten oder hinschlachten dürfe. Doch schon bei Platon finden sich Ansätze dazu, die Rechte der Menschlichkeit als solcher in vollem Maße anzuerkennen, und bei den Stoikern gehört es zu den Grundzügen ihrer Lehre, daß auch der Fremde und der Sklave, wenn er nur ein edler Mann sei, hinter dem freien Griechen nicht zurückstehe.

Wer wohlgeartet von Natur zum Guten strebt,
Ist, mag er auch ein Neger sein, doch edlen Bluts.

So schrieb Menander gegen Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr. Der Satz, daß alle Menschen Brüder sind, den wir mit Unrecht erst für christlich halten, hat also schon damals seine klare Ausprägung gefunden.

Dieser immer fortschreitenden Ausdehnung des Menschlichkeitsbegriffes brauchte die griechische Religion nicht hindernd entgegenzutreten, und zwar besaß sie diesen Vorzug durch eben jene Aufnahme fremder Götter und Kulte, welche die konservativen Politiker im Sinne des Aristophanes bekämpften (S. 66). Der Jude verehrte nur den Gott Israels, der einzig für sein Volk kämpfte und allen Heiden Feind war. Die griechischen Staaten hatten zwar auch ihre lokalen Gottheiten; aber keine von ihnen stellte die Forderung: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!“ So hatte man ungescheut jeden Kult aufnehmen können, der zeitweilig die Phantasie erregte, nicht nur aus andern griechischen Staaten, sondern auch von Thrakern, Phrygern und Ägyptern. Die Religion errichtete daher nicht, wie sie es bei den Juden tat, eine Scheidewand zwischen den Völkern. Doch bewirkte sie auch nicht die Verwischung ihres Gegensatzes, schon weil diese in demselben Maße fortschritt, wie jene an Kraft verlor.

So ist dieser allmähliche Ausgleich der Philosophie zu danken? Wie mir scheint, muß auch dies verneint werden. Wie jedes echt Sittliche beruht er überhaupt nicht auf Belehrung, weder auf religiöser noch auf philosophischer, sondern hat sich im Laufe der Zeit aus den Verhältnissen heraus entwickelt. Die Philosophie hatte nur das sehr geringe Verdienst, theoretisch formuliert zu haben, was sich als instink-

tives Empfinden zuerst in den Gemütern der Besten regte und dann auch immer tiefer ins Volk hinabdrang. Dies ergibt sich daraus, daß alle ihre Schulen, so heftig sie sich befehden, von ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus doch im wesentlichen zu übereinstimmenden Vorschriften gelangen. Zwischen diesen macht nur die Zeit, in der sie geprägt werden, einen erheblichen Unterschied, nicht das philosophische Dogma.

Als in den Wirren des Peloponnesischen Krieges die Parteien mit roher Gewissenlosigkeit um die Herrschaft ringen und alle staatlichen Ordnungen dabei in Frage gestellt werden, ist auch die Ethik revolutionär. Es taucht die Lehre auf, die Gerechtigkeit sei nichts anderes, als was den Stärksten Nutzen bringe; denn diese bestimmten nach ihrem Vorteil die Gesetze der Staaten, welchen dann die Entscheidung über Recht und Unrecht zufalle. Hiernach waren ein Kritias und seine Genossen befugt, sich mit allen Mitteln, auch Mord und Verrat, zu den Stärksten zu machen, um dann frei bestimmen zu können, was in Zukunft Gerechtigkeit sein solle. Doch ihre Schandtaten wurden nicht etwa durch die gottlose Sophistik hervorgerufen — denn in dem frommen sechsten Jahrhundert waren ganz ähnliche und noch viel grausamere vorgekommen —, sondern die neue, wissenschaftliche Epoche verriet sich nur darin, daß sie für die wilden Instinkte, die ihr als Erbteil eines roheren Altertums noch geblieben waren, philosophische Begründungen suchte. Und während man es in jener früheren Zeit ganz berechtigt gefunden hatte, wenn der Sieger im Parteikampf Hekatomben seiner andersdenkenden Mitbürger schlachtete, regte sich gegen die oligarchischen Morde des fünften Jahrhunderts sehr

schnell nicht nur die politische, sondern auch die sittliche Reaktion. Obgleich Sokrates der Lehrer des Kritias war und zu ihm in einem nahen freundschaftlichen Verhältnis gestanden hatte, weigerte er sich doch, seinen Blutbefehlen zu gehorchen. Er, der Begründer der wissenschaftlichen Ethik, hat immer gelehrt, daß man sich nicht über das Gesetz erheben dürfe, sondern ihm Gehorsam schuldig sei, und darin stimmten fast alle Philosophenschulen der Folgezeit mit ihm überein. Wurde doch sogar die Pflicht, den geistig längst überwundenen Kultus äußerlich mitzumachen, dadurch begründet, daß er gesetzlich eingeführt sei. So schreibt Euripides, in dessen Trauerspielen alle philosophischen Meinungen der Zeit ihren poetischen Ausdruck gefunden haben:

> Doch mächtig sind die Götter, und was sie beherrscht,
> Ist das Gesetz; denn nach Gesetzen glauben wir
> An sie und unterscheiden Recht von Ungerecht.

Der Sinn des Wortes: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ war also seit dem vierten Jahrhundert allen geläufig.

Für Platon war die sinnlich wahrnehmbare Welt nur ein verzerrtes Abbild der Ideen, in deren Erinnerung die Seele ihr eigentliches Leben fand. Er betrachtet es daher als die höchste sittliche Aufgabe, sie von den Banden des Körperlichen, die ihr nur Hemmnis sind, nach Möglichkeit zu befreien. Dem Philosophen, der allein der vollkommene Mensch ist, ziemt also weder Freude am Genuß, vor allem nicht am sinnlichen, noch Klage über irgendeinen Schmerz, irgendeine Entbehrung. Er hat sich der Betrachtung der Ideenwelt, deren Gedächtnis er in seinem Innern erweckt und nährt, ganz zu widmen und soll alle äußeren Lebensverhältnisse als gleichgültig betrachten.

Diese Anschauungen waren aus seiner Philosophie konsequent abgeleitet; aber diese Philosophie selbst war ein Produkt seiner Persönlichkeit: ein Mann, dessen unpraktische Grüblernatur so schlecht für das Weltleben paßte, konnte nicht anders, als Abwendung von der Welt predigen. Nicht nur Aristoteles hat ihn auch in dieser Beziehung bekämpft, sondern er hat in seiner eigenen Zeit überhaupt wenig Anklang gefunden. Das politische Leben war eben in den Städten Griechenlands noch zu lebendig, als daß man an dieser trostlosen Ruheseligkeit hätte Gefallen finden können. Doch bald darauf wird es durch die makedonische Macht niedergedrückt; das Parteitreiben hört nicht auf, aber alle großen Ziele gehen ihm mehr und mehr verloren. Und was vorher ein einzelner, den seine weltscheue Art zu staatlicher Wirksamkeit untauglich machte, als seine persönlichste Überzeugung verkündet hatte, wird jetzt zum Glaubensbekenntnis aller Philosophenschulen. Nicht nur die neue Akademie, soweit sie sonst sich von den Bahnen Platons entfernte, hält doch in sittlicher Beziehung seine Forderungen fest, sondern auch die beiden anderen Sekten, die sich seit dem dritten Jahrhundert in die Beherrschung der Geister teilen, stimmen bei allen sonstigen Unterschieden hierin überein.

Die stoische Schule schloß sich darin an die Kyniker an, daß sie ihr sittliches Ideal in einem naturgemäßen Leben fand; die Epikureer sahen die Aufgabe des Menschen in dem Streben nach Lust und dem Vermeiden von Unlust. Doch so verschieden diese Grundlagen ihrer Ethik waren, die Regeln, die sie daraus für das praktische Verhalten ableiten, sind doch beinah identisch. Der Stoiker lehrte, daß man sich der unabwendbaren Notwendigkeit alles Geschehens

verständnisvoll unterwerfen müsse; in ihrer Erkenntnis ruhe das Glück des Weisen, das kein Unfall trüben, kein Besitz vermehren könne. Die äußeren Lebensumstände seien daher gleichgültig, woraus weiter folgte, daß es nicht der Mühe wert war, auf sie einwirken zu wollen, sondern ein ruhiges Betrachten, wie es auch Platon empfohlen hatte, das einzig angemessene Verhalten sei. Der Epikureer dagegen gelangt zu dem Satze, den in neuerer Zeit Schopenhauer wiederholt hat, daß nämlich die Lust nichts Positives sei, sondern nur die Aufhebung der Unlust. Das Streben nach Lust ist also gleichbedeutend mit dem Vermeiden von Unlust, und dieses erreicht man am besten durch dieselbe tatenlos betrachtende Ruhe, welche auch die Stoiker predigen. Natürlich hat keine dieser Schulen ihre Sittenlehre ganz konsequent durchführen können, und noch weniger konnten ihre Anhänger sie streng beobachten: die Forderungen des praktischen Lebens erwiesen sich eben zu allen Zeiten stärker als die Theorien der Philosophie. Und daß sie diese Theorien aufstellte, war wieder nur eine Folge des praktischen Lebens. Wie die Weltherrschaft Alexanders und die Annäherung der Nationen, die sie bewirkte, in der Lehre ihren Ausdruck fand, daß alle Menschen Brüder seien, so führte der Ekel an dem politischen Treiben der griechischen Kleinstaaten, das immer mehr seinen Inhalt verlor, zu jener quietistischen Ethik der späteren Philosophenschulen. Es bewahrheitete sich wiederum, daß Religion und Philosophie nicht die Sittlichkeit schaffen, sondern vielmehr durch die Sittlichkeit, die durch Anpassung an die bestehenden Lebensverhältnisse bedingt ist, ihre Gestalt empfangen, soweit nicht die Überlieferung der Vorzeit ihre freie Entwicklung hemmt.

Wir haben gesehn, daß die Sittlichkeit in demselben Maße stieg, wie der religiöse Glaube schwächer wurde, nicht weil er an sich ihr schädlich gewesen wäre, sondern weil der Fortschritt der Kultur, der jene hob, zugleich dies Rudiment der primitivsten Wissenschaft zum allmählichen Einschrumpfen brachte. Und haben wir in der neueren Zeit nicht ganz Ähnliches erlebt? Der fromme Kinderglaube des Mittelalters vertrug sich sehr gut mit Raubrittertum und Folterkammer. Je mehr er schwand, desto besser ist die Welt geworden, und heute sind die Gesellschaftsklassen, die sittlich wie geistig am höchsten stehn, wenn auch nicht in allen ihren Vertretern, so doch im großen Durchschnitt die am wenigsten gläubigen.

Sechstes Kapitel.

Die Religion des römischen Reiches.

Bei den Griechen hatte jeder ihrer tausend Kleinstaaten seinen Gottesdienst gesondert ausgebildet, dabei aber Anregungen von allen Nachbarn empfangen und sie in den eigenen Glauben hineinzuarbeiten gesucht. So war jenes bunte, widerspruchsvolle Gemisch von Mythen und Kulten entstanden, das sich unter dem Einfluß der epischen Dichtung endlich zur Nationalreligion entwickelte. In Italien war es eine Stadt, die sich alle andern unterwarf und sie dann auch geistig beherrschte. Natürlich ist auch sie von fremden Einwirkungen nicht unberührt geblieben; doch machten sie sich hier anfangs nicht so energisch geltend wie in Griechenland, wo so viele Staaten gleichberechtigt nebeneinanderstanden. Auch sah sich der Römer der Urzeit nicht veranlaßt, dasjenige, was er aus der Fremde empfing, mit seinem ursprünglichen Eigentum zu einer geistigen Einheit zu verarbeiten, sondern stellte beide Elemente unvermischt nebeneinander. So ist denn auch seine Religion in ihrem frühesten Stadium einheitlicher und konsequenter als die griechische, aber zugleich viel ärmer an dichterischer Ausgestaltung und echt menschlichem Empfindungsgehalt.

Beide gingen aus von einem wesentlich gleichen Animismus, wie er bei den Römern namentlich darin

zutage tritt, daß über jedem Menschen, bei den Männern als Genius, bei den Frauen als Juno, ein besonderer Schutzgeist waltet. Auch in der Beseelung der ganzen Natur vom Himmelsgewölbe bis zum Quell, Baum und Stein herab stimmten sie ursprünglich mit den Griechen überein. Aber während diese für alle Naturerscheinungen nach Erklärungen suchten und sie in menschlichen Analogien zu finden meinten, hielt der praktische Römer es für überflüssig, sich über Dinge, die ihn nichts angingen, den Kopf zu zerbrechen. Ebensowenig, wie später eine eigene Philosophie, hat er daher einen Mythus ausgebildet, der ja die Philosophie der Urzeiten war. Nicht einmal den Begriff dieses Gedankenkreises, der allen anderen Völkern der geläufigste war, die geschlechtliche Verbindung der geistigen Wesen, hat er festgehalten. Wohl kennt er Götterpaare, wie Jupiter und Juno, Faunus und Fauna, Liber und Libera, doch sind sie nicht als Gatten gedacht und zeugen keine Kinder; sie sind nur dazu da, damit auch die Weiber mit denselben Gebeten, wie ihre Männer, sich an Vertreterinnen ihres eigenen Geschlechtes wenden können. Denn jede Gottheit hat ihren fest umgrenzten Wirkungskreis, über den sie nicht hinausgreifen kann; soweit ihre Tätigkeit für beide Geschlechter in Betracht kommt, muß sie also verdoppelt werden.

Doch wenn die Römer sich auch mit mythischen Erklärungen nicht abgaben, so grübelten sie um so eifriger darüber nach, welche Geister ihnen nützen oder schaden könnten und wie deren Hilfe zu gewinnen oder ihr Zorn abzuwenden sei. Nach dieser Richtung hin, die, wie man sieht, durchaus praktisch ist oder doch dafür gehalten wurde, haben sie schon in fernen Urzeiten die spitzfindigste Theologie aus-

gebildet. Wie bei dem geheimen Wissen der Zauberei, so kam auch bei ihrem Kultus alles darauf an, daß die richtigen Formen und Formeln mit großer Genauigkeit angewendet wurden. Jede kleine Abweichung, jede zufällige Störung machte die ganze heilige Handlung ungültig und zwang dazu, sie auf die vorgeschriebene Weise noch einmal vorzunehmen, was oft recht kostspielig war. Doch unterließ man es, so war der Zorn der Götter, die fest am Gewohnten hingen, mit Sicherheit vorauszusehen. Um die Kenntnis dieser schwierigen Zeremonien zu erhalten und fortzupflanzen, gab es besondere Verbände von Sachverständigen, unter denen die Pontifices und die Augurn die vornehmsten Stellen einnahmen. Sie waren nicht so sehr Priester, die Opfer oder Gebete darzubringen hatten, wie Berater des Staates auf bestimmten Gebieten des heiligen Wissens. Tauchten darüber Zweifel auf, so holte man ihre Gutachten ein, und die Formen jeder religiösen Handlung wurden von ihnen vorgeschrieben und beaufsichtigt. So wurde die Weihung eines neuen Tempels zwar von einem weltlichen Beamten vollzogen; aber neben ihm stand ein Pontifex und sagte ihm die hergebrachte Formel Wort für Wort vor, damit beim Aussprechen derselben nur ja kein Versehen gemacht werde.

Für diese wunderliche Theologie war es eine der wichtigsten Fragen, welche Gottheiten man in jedem einzelnen Fall anzurufen habe. Auch die Griechen erzählten ja, Artemis habe die Plage des kalydonischen Ebers geschickt, weil bei einem Opfer für alle Götter sie allein vergessen sei: wieviel mehr mußte es römischer Gewissenhaftigkeit einleuchten, daß ein Gott, der bei der ihm zukommenden Gelegenheit übergangen war, seine Rache nehmen werde. Doch

die ungeheure Geisterschar des Animismus in ihrem vollen Umfange zu befriedigen, war unmöglich; es kam also darauf an, denjenigen Teil, der bei der Handlung, für die man ihre Hilfe brauchte, irgendwie beteiligt war, möglichst vollzählig aus der Masse auszusondern. Um keinen zu vergessen und keinen mit falschem Namen zu benennen, ging man in der Vorsicht so weit, daß man selbst unbekannte Götter in sein Gebet einschloß und sie mit der Formel: „Seist du Gott oder Göttin“ anrief. Vor allem aber bezeichnete man, wenn man für ein bestimmtes Vorhaben göttlichen Beistandes bedurfte, den Helfer mit einer Benennung, die von der betreffenden Handlung abgeleitet war, z. B. als Sator, d. h. Säer, wenn man mit der Aussaat beschäftigt war. Mochte dies auch nicht sein ganz richtiger Name sein, so konnte doch der Dämon, der die Saat überwachte und ihr gutes Gedeihen verlieh, nicht zweifeln, daß er mit der Anrufung gemeint sei. Während der ursprüngliche Animismus jedem sinnlich wahrnehmbaren Gegenstande seine Seele verliehen hatte, vergeistigte so die römische Theologie jeden Begriff, der zu dem Handeln und Erleiden des Menschen in irgendwelcher Beziehung stand. Und um ja keine Gottheit zu übergehen, die sich dadurch hätte beleidigt fühlen können, zerlegte man jeden dieser Begriffe in soviel Unterbegriffe, wie die Spekulation nur ersinnen konnte, und verlieh jedem seinen besonderen dämonischen Vertreter. So gab es nicht nur einen Gott für den Landbau im allgemeinen, sondern auch einen zweiten für das erste Pflügen der Brache, einen dritten für das zweite Pflügen, einen vierten für das Furchenziehen, einen fünften für das Säen, einen sechsten für das Überpflügen, einen siebenten für das Eggen, einen achten

für das Behacken, einen neunten für das Jäten, einen zehnten für das Mähen, einen elften für das Zusammenbringen der Ähren, einen zwölften für das Einfahren der Ernte und einen dreizehnten für das Ausfahren der neuen Saat, jeden mit besonderem Namen, der von seiner Spezialtätigkeit hergeleitet war. Außerdem beschäftigte das Getreide allein nicht weniger als dreiundzwanzig Gottheiten, weil jedes Stadium seiner Entwicklung vom ersten Keim bis zum Dreschen von einer anderen beaufsichtigt wurde, und dazu kamen noch alle diejenigen, die über Wein, Öl, Gemüse und den mannigfachen Zweigen der Viehzucht walteten. Eine andere Gottheit lehrte das neugeborene Kind trinken, eine andere essen, eine festigte ihm die Knochen und eine das Fleisch; um es stehen zu lehren, wurden drei dämonische Helfer in Tätigkeit gesetzt, für das Gehen und das Sprechen je zwei usw. usw. Natürlich konnte kein gewöhnlicher Mensch alle die Götter, die über seinem Leben walteten, auch nur mit Namen nennen, geschweige denn die Anrufungen und sonstigen Zeremonien kennen, durch die ihre Gunst gewonnen wurde. Man mußte sich jedesmal bei gelehrten Sachverständigen Rats erholen oder ein paar Dutzend Götter unbeachtet lassen, und wird bald das letztere vorgezogen haben. Was zu dieser unendlichen Zerteilung des Gottesbegriffs geführt hatte, war eine übermäßige Gewissenhaftigkeit des öffentlichen Kultus; doch ihre Folge mußte sein, daß ihr gegenüber die Gewissenhaftigkeit des einzelnen sich mehr und mehr abstumpfte.

Trotzdem hat die staatliche Vermehrung dieser Sondergötter bis ins zweite Jahrhundert v. Chr. nicht aufgehört. Als Hannibal gegen Rom zog, aber kurz

vor den Toren umkehrte, da wurde ein neuer Gott des Zurückgehens (*Rediculus*) geschaffen und ihm eine Kapelle errichtet, und noch viel später hat man dem Wurmgotte (*Verminus*) einen Altar geweiht, wahrscheinlich um dadurch eine Würmerplage abzuwenden. Doch diese leeren Schemen beschäftigten damals wohl nur noch die offizielle Theologie; das Volk hatte sich längst von ihnen abgewandt, um bei menschlicheren Göttern die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse zu suchen.

Der Aufnahme fremder Gottheiten hat Rom sich nie verschlossen, ja sie war ihm sogar durch seine eigene Religion geboten. Denn diese schrieb vor, daß, wenn man eine feindliche Stadt zerstörte, man deren Götter nicht des gewohnten Kultus berauben und sich dadurch zu Feinden machen dürfe. Man lud sie feierlich ein, nach Rom überzusiedeln, und verehrte sie dort in Formen, die ihren heimischen möglichst getreu nachgeahmt waren. Und wenn bei schwerem Landesunglück die alten Götter nicht helfen wollten, so wandte man sich mitunter an neue, die mächtiger oder gefügiger schienen, und führte so ihren Kultus ein. Auf diese Weise waren schon in der Königszeit einzelne griechische Götter, wie Herakles, die Dioskuren, Apollon, teils direkt, teils auf dem Umwege über andere italische Städte nach Rom gekommen und hatten dort bald eine größere Gemeinde gewonnen, als die blassen Abstraktionen der heimischen Religion. Doch wurde diese noch nicht durch sie verändert, sondern wirkte vielmehr darauf ein, daß sie selbst ihrer großen, allgemeinen Helfermacht entkleidet und in echt römischem Sinne auf einzelne Seiten ihres Wesens spezialisiert wurden. Apollo verehrte man nur als Orakelspender, Hercules als

Bringer unverhofften Gewinns, Castor und Pollux als Patrone der Reiterei. Es waren nur ein paar neue Namen und ein paar neue Begriffe der ungeheuren Zahl der vorhandenen hinzugetreten, und mit ihnen einige neue rituelle Formen. Denn in ihrer ängstlichen Sorgfalt, jedem Gotte zu geben, was ihm nach alter Überlieferung zukam, hielten die Römer darauf, die griechischen Fremdlinge auch nach griechischer Weise zu verehren. Dies aber wirkte allmählich zwar nicht auf den römischen Gottesdienst, der ein für allemal unverändert bleiben mußte, wohl aber auf das römische Gottesbewußtsein ein.

Die alten Gottheiten waren so gestaltlos gewesen, wie die Begriffe, denen sie entsprachen; sie hatten weder Statuen noch Tempel besessen. Die neuen thronten als sichtbare Kunstgebilde in ihren stattlichen Häusern und zogen schon durch diese sinnfällige Ausgestaltung mächtig an. Und wen man als hehren Menschen vor sich sah, bei dem konnte man nicht nur an die abstrakte Bedeutung denken, die er nach römischer Anschauung repräsentieren sollte, sondern legte ihm unwillkürlich eine ganze Persönlichkeit bei. Sie wurden zwar nicht zu den Allgöttern, die sie in ihrer Heimat gewesen waren, aber näherten sich ihnen doch. Und als man ganz am Ende der Königszeit nach dem Vorbilde der Etrusker, die ihrerseits gleichfalls von den Griechen beeinflußt waren, den Capitolinischen Tempel errichtete und in ihm die Dreiheit Jupiter, Juno und Minerva in menschlichen Bildern aufstellte, da verzichtete man darauf, ihnen einen beschränkten Wirkungskreis zuzuweisen. Den höchsten und besten Jupiter, der vom Burghügel auf seine Stadt niedersah, konnte man in allen Nöten und Gefahren anrufen; auch er war vom Vertreter

des Himmelsgewölbes zum allmächtigen Vater der Götter und Menschen geworden und entsprach so vollkommen dem griechischen Zeus.

Ob man diese Gleichheit damals schon klar erkannt hat, ist allerdings mehr als zweifelhaft. Der alte Trieb der Römer, das göttliche Wesen eher in seine Teile zu zerlegen als zusammenzufassen, dürfte sich wenigstens insoweit geltend gemacht haben, daß man die Schützer Roms noch immer von denen anderer Staaten schied. In diesem Sinne konnte man Jupiter und Zeus als verschiedene Personen betrachten, und das um so mehr, als sie ja unter verschiedenen Namen angerufen wurden.

Dies mußte einer Zeit höchst bedeutungsvoll erscheinen, die noch an dem uralten Glauben festhielt, daß in dem Namen einer Gottheit ein wichtiger Teil ihres Wesens liege und sein Aussprechen Macht über sie verleihe. Doch schon vor der Weihung des Capitolinischen Tempels hatte man einen Schritt getan, der in seinen Konsequenzen dazu führen sollte, auch diesen Unterschied als unwesentlich erscheinen zu lassen. Servius Tullius gründete auf dem Aventin ein Heiligtum, in dem er eine Nachbildung der Artemisstatue von Ephesus aufstellen und sie unter dem Namen der altrömischen Göttin Diana verehren ließ. Nicht sehr viel später wurde auch die eleusinische Dreiheit, Demeter, Dionysos und Persephone, als Ceres, Liber und Libera nach Rom übertragen und damit ein Weg weiter fortgesetzt, der zur Vernichtung der altrömischen Religion führen sollte.

Früher hatte man fremde Götter neben die einheimischen gestellt, dabei aber nicht aufgehört, sie als fremde zu empfinden. Die prägte sich darin aus, daß Apollon, Herakles, die Dioskuren ihre griechischen

Namen, wenn auch teilweise leicht korrumpiert, beibehielten. Doch hatte die älteste Zeit sich in einer immer weiter gehenden Spaltung des Gottesbegriffs gefallen, so mußte ein gereifteres Denken zu seiner Vereinfachung führen, die sich in der griechischen Philosophie ja bis zum Monotheismus steigerte. Bei den Römern fand sie darin ihren frühesten Ausdruck, daß sie auf die staatliche Abgeschlossenheit ihres Götterkreises verzichteten und bei den Gottheiten anderer Völker Analogien zu ihren eigenen suchten, um sie dann nach oft ganz zufälligen Ähnlichkeiten gleichzusetzen. Und wie die Kultur der Griechen am tiefsten auf Rom einwirkte, so auch ihre Mythologie. Hatte man erst Diana mit Artemis, dann Ceres mit Demeter, Liber mit Dionysos, Libera mit Persephone geglichen, so wurden bald Jupiter zum Zeus, Juno zur Hera, Minerva zur Athene, Diespiter zum Hades, Neptunus zum Poseidon, Saturnus zum Kronos, Mars zum Ares, Venus zur Aphrodite, Vesta zur Hestia, Volcanus zum Hephaistos, die Camenen zu Musen. Mit dieser Gleichsetzung veränderten sie aber ihr ganzes Wesen und wurden aus kahlen Abstraktionen zu den lebenglühenden Gestalten, zu denen griechische Dichterphantasie sie gemacht hatte. Und indem sie so dem Herzen des Beters menschlich nähertraten, drängten sie die Götter, die keine Ähnlichkeit mit den fremden boten und daher diesen Wandel nicht hatten mitmachen können, im Volksbewußtsein zurück und hätten sie ganz in Vergessenheit gebracht, wenn nicht staatlicher Kultus und gelehrte Theologie ihre Namen erhalten hätten. Die römische Religion war, ohne daß man sich der Veränderung klar bewußt wurde, vollständig in die griechische übergegangen.

Das Unmerkliche dieses Prozesses war für sein Zustandekommen von höchster Bedeutung; denn niemals hätte sich der stockkonservative Römer die Religion seiner Väter rauben lassen, wenn er den Raub als solchen empfunden hätte. Doch was sein heiliges Gesetz von ihm verlangte, war ja kein Glauben, das in feste Dogmen gefaßt gewesen wäre, sondern nur das Vollziehen gewisser Kulthandlungen in ihren uralten, genau vorgeschriebenen Formen. Der Römer verkehrte mit seinen Göttern als kühler, aber zuverlässiger Geschäftsmann; er gab ihnen, was sie nach der Väter Sitte zu fordern hatten, ehrlich und unverkürzt und erwartete dafür, daß sie auch ihm den gleichen Schutz gewähren würden, wie seinen Vätern. Diese hergebrachten Verpflichtungen wurden nach wie vor anerkannt und erfüllt; der Kultus veränderte sich nur insofern, als neue Elemente ihm hinzutraten. Doch an diesen hing das Volk, eben weil sie neu waren und daher den neuen Anschauungen entsprachen, während man die älteren Zeremonien mechanisch vollzog, ohne ihren Sinn zu verstehen, und dabei Götter anrief, die nur noch den Altertumsforscher interessierten. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß man in der Ausübung dieser veralteten Bräuche allmählich lässiger wurde. Keiner von ihnen ist wirklich abgeschafft worden; doch kam es vor, daß man den einen oder den andern mitunter vergaß und daß solche Versäumnisse dann immer häufiger und endlich zur Regel wurden. So pflegte man wunderbare Erscheinungen aller Art, die früher als Zeichen des Götterzornes gegolten hatten und sorgfältig durch staatliche Opfer gesühnt worden waren, im ersten Jahrhundert v. Chr. gar nicht mehr zu beachten. Und da manche Priestertümer mit rituellen Verpflichtungen

von sehr unbequemer Art belastet waren, fehlten dafür nicht selten die Bewerber, und man mußte sie lange Jahre unbesetzt lassen. Damit fielen dann auch die gottesdienstlichen Handlungen weg, die ihnen oblagen, ohne daß man sich darüber gar zu ernste Skrupel machte. Im ersten Jahrhundert v. Chr. konnte ein Mann, der treu an den Sitten der Väter hing, die Befürchtung hegen, die römischen Götter würden untergehn, nicht durch feindlichen Einfall, sondern durch die Gleichgültigkeit der Bürger.

So war die römische Religion eine zerbröckelnde Ruine geworden; doch das religiöse Empfinden des Volkes hatte dabei mehr gewonnen als verloren. Aus einer trockenen Theologie, deren Gebote man pflichtgemäß erfüllte, die aber keinem ans Herz griff, war ein persönliches Verhältnis zu persönlichen Göttern, ein frommes und hoffnungsvolles Gottvertrauen erwachsen. Wie schnell der neue griechische Glaube in der Volksseele Wurzel gefaßt hatte, das trat am deutlichsten hervor, als Hannibal in Italien eingefallen war und Rom mit dem Untergange bedrohte. In dieser äußersten Not suchte man Hilfe bei dem Orakel von Delphi, und die Kulthandlungen, die man vollzog und gelobte, um den Zorn der Götter zu versöhnen, waren fast alle griechisch. Aber mochten diese fremden Formen der Gottesverehrung, die man den heimischen aufgepfropft hatte, auch anfangs die Seelen mächtig ergreifen, sie hatten doch nicht die Festigkeit eines uralten Glaubens, der von den Vätern ererbt, sich schon allein durch die beharrende Kraft unvordenklicher Gewohnheit gegen alle Anfechtungen zu behaupten vermag. Die römische Religion, wie sie sich jetzt entwickelt hatte, stellte eine blutjunge Bildung dar, obgleich der Römer selbst sie nicht als solche empfand,

und war daher sowohl gegen die Erschütterung durch philosophische Zweifel als auch gegen das Überwuchern anderer Religionen kaum widerstandsfähig. Gewiß ist dies der entscheidende Grund, warum Rom und das römische Reich sich als ein so geeignetes Feld für religiöse Experimente aller Art erwiesen haben.

Mit dem Glauben der Griechen hatten auch die Elemente des Unglaubens, die sich bei ihnen so wirksam gezeigt hatten, in Rom ihren Einzug gehalten. Wenn eine edle Menschlichkeit ihre Götter dem Herzen nahe brachte, so bedrohte doch zugleich deren Allzumenschliches ihre Autorität. Und das älteste Buch, das die römische Literaturgeschichte zu nennen wußte, war eine Übersetzung der Odyssee, durch welche die Geschichten vom fruchtlosen Zorne des Neptun und dem Ehebruch der Venus neben vielem andern, was den Griechen selbst mit gutem Grunde Anstoß gegeben hatte, auch im lateinischen Sprachgebiet allbekannt wurden. Dann währte es nicht mehr lange und jeder gebildete Römer konnte auch die griechischen Originale lesen, und diese Sprachkunde wurde nicht nur benutzt, um sich an hoher Poesie zu erfrischen, sondern auch um die gefährlichen Schriften der Philosophen zu studieren. Hatte zur Zeit des ersten punischen Krieges (um 250 v. Chr.) Livius Andronicus den Homer übersetzt, so brachte ein Jahrhundert später Quintus Ennius den Euhemeros in lateinische Verse; der bewundertste Dichter der Zeit machte sich so zum Sprachrohr der Lehre, daß die ganze Religion nichts als eine Erfindung kluger Gesetzgeber und die Götter sündige Menschen gewesen seien. Und in einer seiner Tragödien standen die folgenden Verse, die, so schlecht sie sind, doch ihres Inhalts

wegen lebhaften Beifall fanden und häufig angeführt wurden:

Immer sagt' ich und werde sagen, daß es himmlische Götter gibt,
Doch sie kümmert, wie ich meine, gar nicht, was die Menschheit treibt;
Kümmerte sie's, ging's gut den Guten, bös den Bösen, was jetzt fehlt.

Das ist genau die Lehre des Epikur, die jeden Kultus überflüssig erscheinen ließ. Und die Schläge, die gegen den griechischen Glauben geführt waren, trafen jetzt auch den römischen mit, weil dieser ja schon fast ganz zum griechischen geworden war.

In den konservativen Kreisen witterte man Gefahr. Im Jahr 173 v. Chr. wurden zwei Verkündiger der epikureischen Lehre aus Rom ausgewiesen; doch daß dies keine Wirkung hatte, ergibt sich aus der bald erfolgten Wiederholung der Maßregel, die jetzt noch sehr verschärft wurde und eben dadurch verrät, wie drohend das Zunehmen der Umsturzideen den leitenden Männern erschien. Denn im Jahr 161 beschloß der Senat, daß kein Philosoph oder Rhetor künftig in der Stadt zu dulden sei. Aber schon sechs Jahre später (155 v. Chr.) kamen drei Vertreter dieser verruchten Menschenklasse nach Rom, die man nicht wohl ausweisen konnte, weil sie als Gesandte des freien Athen erschienen. Es waren die damaligen Häupter der akademischen, der peripatetischen und der stoischen Schule; der Epikureer war als der Gottloseste weislich zu Hause geblieben. Da sie lange Zeit auf den Bescheid des römischen Senats warten mußten, begannen sie unter dem Schutze ihrer internationalen Stellung Vorträge zu halten, und die ganze vornehme Jugend lief ihnen zu. Vor allem

die skeptische Weisheit des Akademikers Karneades, der auf fünferlei Art den Beweis zu führen verstand, daß der Begriff der Gottheit undenkbar sei, gefiel den vernünftigen Römern. Auch der alte Cato hörte ihm zu, fand aber, daß, wenn jener seine Gründe darlege, keiner mehr wissen könne, was die Wahrheit sei. Er beantragte daher im Senat, diese gefährlichen Gesandten möglichst bald abzufertigen, damit man sie schnell aus Rom loswerde. Doch das Unheil ging seinen Gang. Es dauerte nicht mehr lange, so wurde es Sitte, daß der junge Römer der höheren Stände auf ein paar Jahre nach Athen oder Rhodos ging, um dort die Vorträge irgendeines berühmten Lehrers zu hören, und auch in Rom selbst wurden die Philosophen heimisch. Hatte man sie im zweiten Jahrhundert v. Chr. noch verfolgt, so erwies man ihnen im ersten fast überschwengliche Ehren, und neben den rhetorischen gehörten ihre populären Schriften zu den meistgelesenen Erzeugnissen der Modelitteratur. Auch in der Welthauptstadt disputierten Akademiker, Stoiker und Epikureer, ob es Götter gebe und ob sie sich um die menschlichen Dinge bekümmerten, und wenn auch die konservativste Lehre, wie die Stoa sie vertrat, die meisten Anhänger gewann, so empfand man doch die Zweifel keineswegs als gottlos. Die Römer haben die Philosophie nicht bereichert und vertieft, sondern wiederholten nur die Gründe, die in den griechischen Schulen gefunden waren; aber auch für sie waren Existenz und Wesen der Götter zu rein wissenschaftlichen Fragen geworden, die man mit derselben kühlen Ruhe erörtern konnte, wie den Lauf der Sterne oder die Natur der Elemente.

Doch was man von der zeitgenössischen Philosophie sich am eifrigsten zu eigen machte, war der

Satz, daß die Aufklärung religiöser Zweifel Sache eines kleinen Kreises von Weisen sei, das Volk dagegen bei dem Glauben der Väter beharren müsse. Schon Cato hatte, obgleich er die Philosophen für gefährlich hielt, doch den Ausspruch getan, er begreife nicht, wie ein Haruspex den andern ansehen könne, ohne zu lachen. Trotzdem wurde nicht nur die Eingeweideschau, die in den stoischen Lehren immerhin noch eine Stütze fand, sondern jeder Unsinn abgelebtesten Aberglaubens von der römischen Aristokratie mit eiserner Konsequenz festgehalten. Und freilich war er für sie höchst bequem. Denn Augurn oder Pontifices konnten bei einigem guten Willen fast in jeder Volksabstimmung irgendeinen sakralen Fehler entdecken, der genügte, um ihr Resultat anfechtbar zu machen. Der Senat hatte dann zu entscheiden, ob er die Gutachten jener Sachverständigen als berechtigt anerkennen wolle oder nicht, und konnte auf diese Weise jedes Gesetz, jede Konsulwahl, die ihm nicht genehm war, für nichtig erklären. Mit welcher frivolen Nichtachtung der Religion gerade ihre eifrigsten Hüter diese Macht benutzten, mag ein Beispiel von vielen zeigen.

Jeder Beamte, vor allem der Konsul, war verpflichtet, wenn er irgendeine wichtige Handlung vornehmen wollte, vorher die Zustimmung der Götter durch Auspizien einzuholen. Dabei galt ein Blitz von bestimmter Art als das günstigste Zeichen für jedes andere Vorhaben; nur das Abhalten einer Volksversammlung an demselben Tage machte er unmöglich. Ursprünglich hatte dies wohl praktische Gründe gehabt; denn da die Komitien unter freiem Himmel zusammentraten, machten Regengüsse ihre Befragung mindestens sehr unbequem, und Blitze pflegen mit Regen ver-

bunden zu sein. Aber weil Jupiter sie schickte, wurden sie als göttliches Verbot von Volksversammlungen aufgefaßt. Als dann die Auspizien nicht mehr ernst genommen wurden, sah man jedesmal, wenn man sie einholte, den erforderlichen Blitz, und dadurch wurde schon die Himmelsbefragung als solche zum sakralen Hindernis für Wahl und Gesetzgebung. Nun brachte Caesar während seines ersten Konsulats (59 v. Chr.) mehrere Anträge, die der Senat vorher zurückgewiesen hatte, gegen dessen Willen an das Volk; da verkündete sein streng konservativer Mitkonsul Bibulus durch öffentlichen Anschlag, er werde jeden Tag, an dem Volksversammlungen stattfinden sollten, sein ganzes Amtsjahr hindurch Blitze sehn, und machte so jeden Beschluß über jene Anträge sakral ungültig. Freilich kümmerte sich Caesar nicht darum und ließ sie dennoch durch das Volk zu Gesetzen erheben. Aber diese konnten jetzt durch den Senat allesamt als nichtig behandelt werden, und wirklich machte man Versuche dazu. So offenkundig durfte die Partei, die sich als Schützerin von Religion und Vätersitte aufspielte, die sakralen Formen mißbrauchen! Und doch deklamierte man noch immer mit hohlem Pathos, daß Rom in den Auspizien, die Romulus bei seiner Gründung anstellte, die Bürgschaft seiner künftigen Macht erhalten habe, und daß diese in Frage gestellt werde, wenn man die Zeichen des Götterwillens nicht auch ferner beachte.

Die römische Religion war in der griechischen aufgegangen, doch ihre leeren Formen hatte man noch pietätvoll bewahrt. Seit sie aber zu Mitteln bösartigster Schikane geworden waren, fanden sich nicht wenige bereit, auch diesen Rest des alten Väterglaubens über Bord zu werfen, und begannen

den Kampf gegen die Religion als solche. Unter der Fahne der griechischen Philosophie wurde er geführt, ging aber weit über das hinaus, was diese selbst gefordert hatte. Auch auf den von allen Sekten gebilligten Grundsatz, dem Volke seinen Glauben zu erhalten, verzichtete man jetzt. Lucrez predigte die Lehre des Epikur in prachtvollen lateinischen Versen und verkündigte dabei, daß die Furcht vor den Göttern nur Schmach und Unheil über die Welt gebracht habe und daß die Menschheit erst jetzt ihre wahre Freiheit erlange, wo sie dahin gekommen sei, die Religion verachtungsvoll unter die Füße zu treten. Und daß man sie wirklich unter die Füße trat und nicht nur in den Kreisen der höchsten Bildung, beweist neben vielem andern die folgende Tatsache.

Als im Jahre 62 v. Chr. das Nachtfest einer Göttin gefeiert wurde, bei dem nach heiligem Recht nur Frauen anwesend sein durften, schlich sich der junge Clodius, als Weib verkleidet, in das Haus des Oberpontifex Caesar, wo die Feier begangen wurde, um sich mit dessen Frau ein Stelldichein zu geben. Er wurde erkannt und von seinen politischen Gegnern auf Religionsfrevel angeklagt. Doch obgleich der Skandal stadtkundig war und sein versuchter Alibibeweis kläglich mißlang, wagte das bestochene Gericht ihn freizusprechen. Und was in diesem Zusammenhange wichtiger ist, seine Stellung als einflußreicher Führer der Demokratie wurde durch den schmählichen Prozeß gar nicht berührt. Nach wie vor brüllte die Volksmenge seinen Reden Beifall, und er blieb der Beherrscher des römischen Marktes. Also auch der kleine Mann, in dem die religiösen Anschauungen am festesten zu haften pflegen, war gern bereit, die

ehebrecherische Schändung einer heiligen Mysterienfeier als harmlosen Jugendstreich zu belachen.

Die Zeiten der wilden Revolution, die alle staatlichen Überlieferungen Roms erschütterte, hatten auch die religiösen niedergeworfen. Die Herrschaft des Augustus brachte den Rückschlag. Wie er seine Monarchie in die abgelebten Formen der republikanischen Verfassung kleidete, so suchte er auch auf allen anderen Gebieten die Sitten der Väter zu stützen und zu erneuern. Sein religiöses Empfinden war von dem des Clodius kaum verschieden. In Rom war es stadtbekannt, daß er als Triumvir eine wüste Orgie gefeiert hatte, bei welcher der Zwölfgötterkreis durch sechs mythologisch bekleidete Pärchen, darunter er selbst als Apollo, in der schamlosesten Weise parodiert worden war. Doch in seinen gesetzteren Jahren machte ihn die Politik zum frommen Vorkämpfer des heiligen Väterglaubens, und wer in der Gesellschaft oder im Geistesleben Roms eine bevorzugte Stellung einnahm, schloß sich dieser Umkehr an. Auch die griechische Philosophie erschien jetzt als eine Macht des Umsturzes, deren Wirkung man, wenn auch nicht ganz zu unterdrücken — wie wäre das möglich gewesen? —, so doch zu hemmen suchte.

> Den Göttern dient' ich sparsam und selten nur,
> Solang im Wahnwitz zweifelnder Weisheit ich
> Ins Irre ging; jetzt aber drängt mich's,
> Rückwärts zu lenken in alte Bahnen.

So sang Horaz nicht nur im Sinne seines Kaisers, sondern auch seiner Zeit. Man war der Erschütterungen alles Bestehenden, die so fürchterliche Opfer an Gut und Blut gekostet hatten, gründlich satt und sehnte sich nach etwas Festem und Bleibenden. Ein solches glaubte man in dem zu finden, was die großen Ahnen

fromm verehrt hatten. In der verklärenden Ferne, wie die Nachwelt sie sah, stellten sie sich in hehrer Tugend und ruhiger Hoheit dar, und ihr Vorbild in der verderbten Neuzeit wiederzuerwecken, erschien als das höchste Ziel, das die kaiserliche Politik sich stecken konnte.

So strebte man denn auch in der Religionsübung zu ihm zurück. Das Priestertum des Flamen Dialis, das zu den heiligsten des alten Rom gehört hatte, jetzt aber seit fünfundsiebzig Jahren aus Mangel an Bewerbern vakant geblieben war, wurde neu besetzt. Die zwölf Arvalbrüder, zu denen nach der Sage Romulus selbst gehört hatte, erneuerten ihren unverständlichen Kultus und sangen wieder alljährlich nach uralten Textbüchern ein Lied ab, dessen verschollenes Latein sie selbst nicht mehr deuten konnten. Nicht weniger als zweiundachtzig Tempel, die längst nicht mehr besucht wurden und daher ganz oder halb verfallen waren, wurden von Augustus wieder hergestellt. Dies romantische Bestreben, die römische Urreligion nach den gelehrten Büchern der Altertumsforscher neu zu erschaffen, wurde zwar von den Zeitgenossen hoch gepriesen, konnte aber natürlich auf den Volksglauben gar keine Wirkung ausüben. Und indem man zuerst den toten Caesar, dann Augustus und später alle seine Nachfolger, die ein ehrenvolles Andenken hinterließen, zu Göttern erhob, sündigte man zwar nicht gegen die Überlieferungen des griechisch-römischen Altertums, das von Herakles, Dionysos und Romulus Entsprechendes berichtete; aber man gab doch dem schlimmsten Auswuchs der griechischen Philosophie, dem Euhemerismus, recht, der ja behauptete, daß alle Götter ursprünglich Menschen gewesen seien. Diese religiöse

Wiedergeburt erwuchs nicht aus einem Herzensbedürfnis des Volkes, sondern aus politischen Theorien, und künstlich, wie sie war, ist sie mit ihrer Zeit erstorben und für die Zukunft ganz folgenlos geblieben.

Doch während der Kaiser und sein hoher Geistesadel sich vergeblich bemühten, das Tote zu neuem Leben zu erwecken, regte sich in den niedrigeren Schichten der Gesellschaft schon eine andere Glaubensmacht, die anfangs verachtet und von den staatlichen Gewalten bekämpft, doch immer mächtiger vordringen und bald zur anerkannten Herrschaft gelangen sollte. Als die altrömische Religion abzusterben begann, hatte sie sich an der griechischen erfrischt und aufgerichtet; jetzt, wo diese gleichfalls am Verdorren war, holten beide gemeinsam sich aus weiterer Fremde neue Stützen.

In dem übermächtigen Eindringen orientalischer Kulte hat man den Verfall der griechisch-römischen Religion zu erblicken gemeint, wie die Kaiser des ersten Jahrhunderts selbst es beurteilten; tatsächlich aber war es die einzig mögliche Erneuerung derselben. Denn was den Glauben der Ägypter, Perser und Syrer von dem griechischen unterschied, waren ja nur die äußeren Formen des Kultus; dem inneren Gehalte nach stimmten sie vollkommen überein, und schon seit den ältesten Zeiten war die Mythologie der Hellenen immer wieder aus denselben Quellen bereichert worden. Der Unterschied war nur, daß man damals das Fremde mit dem eigenen Gut untrennbar zusammengearbeitet und so ein drittes Neues daraus geschaffen hatte, während jetzt die geistig schwächere Zeit diese Kraft der Assimilierung nicht mehr besaß und daher die Kulte der verschiedenen Völker unvermischt nebeneinanderstellte. Doch im Geiste der tiefer denkenden Gläubigen wuchsen sie auch jetzt zusammen und riefen ein Ge-

samtbild der Gottheit hervor, das in den philosophischen Monotheismus auslief. Besonders charakteristisch dafür ist folgende Stelle aus dem Roman des Apuleius, der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. geschrieben ist. Die Göttin Isis erscheint dem Helden im Traume und spricht zu ihm: „Da bin ich, Lucius, durch deine Gebete gerührt, die Mutter der großen Natur, die Herrin der Elemente, die Anfangsgeburt der Zeitalter, die höchste der Gottheiten, die Königin der Abgeschiedenen, die Erste der Himmlischen, die einheitliche Gestalt der Götter und Göttinnen, die ich des Himmels lichte Höhen, des Meeres heilsames Wehen, der Unterirdischen tränenvolles Schweigen mit meinem Wink beherrsche, deren einheitliche Gottheit in vielerlei Gestalt, in verschiedenen Kulten, mit mannigfachen Namen der ganze Weltkreis verehrt. Dort nennen mich die erstgeborenen Phryger die pessinuntische Göttermutter, hier die autochthonen Attiker die kekropische Athene, dort die meergeschaukelten Kyprier die paphische Aphrodite, die pfeiltragenden Kreter die diktynnische Artemis, die dreisprachigen Sizilier die stygische Persephone, die Eleusinier die alte Göttin Demeter, und andere Hera, andere Bellona, andere Hekate, andere Rhamnusia; die aber von des neugeborenen Sonnengottes beginnenden Strahlen beleuchtet werden, die Äthioper, die Arier und die in uralter Lehre erfahrenen Ägypter, verehren mich mit den mir eigenen Riten und nennen mich mit meinem wahren Namen Königin Isis.“ Also e i n e Gottheit hat als die große Mutter alles aus sich geboren und beherrscht alles, Erde und Meer, Himmel und Unterwelt, und immer ist sie dieselbe, mögen die Völker sie auch unter verschiedenen Namen anrufen und mit mannigfachen Kulten verehren. Doch

wird der alte Aberglaube festgehalten, daß es darauf ankomme, ihren wahren Namen zu brauchen und die Kulthandlungen zu vollziehen, welche sie selbst als die ihr genehmsten anerkennt. Diese hat nach der Meinung des Apuleius die Weisheit der Ägypter, deren Überlieferungen bis in ein unvordenkliches Altertum zurückreichten, am treuesten bewahrt; aber andere konnten anderer Meinung sein und die echteste Form der Gottheit in der eleusinischen Demeter finden oder in dem persischen Mithras oder auch in dem jüdischen Jahve. So konnten sich, weniger um verschiedene Götter, als um verschiedene Gottesnamen eigene Gemeinden gruppieren, oder man machte auch, um ja nichts zu versäumen, möglichst viele Kulte mit und ließ sich in alle Mysterien einweihen, weil man dadurch ja die sicherste Aussicht hatte, unter manchem Falschen oder Ungenügenden auch das Richtige zu treffen.

Denn ein heißes, brünstiges Sehnen nach Heil ging seit der Zeit des Augustus durch die antike Welt. Durch die Bürgerkriege, die von Spanien bis nach Syrien und Ägypten hinüber überall ihre gräßlichen Spuren hinterlassen hatten, waren ungezählte Tausende hingeschlachtet oder irrten, ihrer Habe beraubt, als Bettler und Räuber umher. Wer gestern noch als angesehener Staatsmann und reicher Gabenspender von Schmeichlern umdrängt gewesen war, konnte heute ermordet oder zugrunde gerichtet sein. Wo weder Tapferkeit noch Klugheit schützen können, sondern alle Geschicke der Menschen nur durch einen grausen Zufall bestimmt zu werden scheinen, da meint man in Rettung und Untergang am deutlichsten den Finger der Gottheit zu erkennen und ringt angstvoll um ihre mächtige Hilfe. Doch zu den alten griechisch-

römischen Göttern, die ihre Pflicht, das Reich vor Unheil zu bewahren, so schlecht erfüllt hatten, besaß man kein Vertrauen mehr. Die Philosophie hatte ihre Stellung erschüttert, und daß deren Zweifel berechtigt waren, bewies die grauenvolle Zerstörung, die alle Opfer und Spiele nicht hatten abwenden können. Da wandte man sich zu Gottheiten, die noch nicht abgebraucht und angefochten waren, deren fremdartige Riten mit dem Reiz der Neuheit zu wirken vermochten und doch von der Weihe höchsten Altertums geheiligt wurden. Das geheimnisvolle Dunkel, das sie umgab, gestattete hochgebildeten Männern, wie Apuleius es war, die tiefste Weisheit der Philosophie in ihnen verkörpert zu sehen, und hinderte doch das Volk nicht, sie in derber Menschlichkeit zu sich herabzuziehen. Wie auch diese Art des religiösen Bedürfnisses in den Kulten des Orients ihre Rechnung fand, mag folgendes Beispiel zeigen.

Zur Zeit des Kaisers Tiberius wurde eine vornehme Römerin namens Paulina von einem zudringlichen Liebhaber, Decius Mundus, mit Anträgen verfolgt, die sie keusch zurückwies. Da bestach er die Isispriester, daß sie ihr verkündigten, der Gott Anubis wolle mit ihr ein Kind zeugen, und sie aufforderten, zu diesem Zwecke eine Nacht in ihrem Tempel zu schlafen. Voll frommen Stolzes, die Auserwählte des Gottes zu sein, erbat sie sich die Einwilligung ihres Gatten und folgte dem Rufe, um dann im Dunkeln von Mundus mißbraucht zu werden. Man sieht, wie im Volke — denn auch in der vornehmsten Gesellschaft standen die meisten Frauen in ihrer Bildung kaum über dem gemeinen Manne — die Gottheit noch die ganze derbe Fleischlichkeit der ältesten Zeit bewahrt oder wiedergewonnen hatte. Und selbst

gegen ihre Ehebrüche, die der griechischen Philosophie schon seit Xenophanes so berechtigten Anstoß gegeben hatten, fand man nichts einzuwenden; nur war das Recht dazu von Zeus und seinen Genossen auf den ägyptischen Anubis übergegangen. Der schöne fromme Väterglaube der Griechen und Römer, den man um der Sittlichkeit des Volkes willen mit solchem Eifer stützte und erhielt, war also keineswegs vernichtet, sondern nur mit neuen Kulten und Götternamen wieder belebt worden.

Doch diesem Erwachen kindlicher Glaubensfreudigkeit standen die staatlichen Mächte nichts weniger als wohlwollend gegenüber. Solange in Rom die alte Religion noch lebendig gewesen war, hatten sie sich, wie wir gesehn haben, durchaus nicht gegen fremde Kulte gewehrt. Nicht nur die Königszeit hatte sich in dieser Beziehung höchst liberal erwiesen, sondern noch im hannibalischen Kriege, dessen schwere Wechselfälle allen Mächten des Glaubens neue Kraft gegeben hatten, war der Stein der großen Mutter aus Kleinasien nach Rom gebracht worden, um dort einen Kultus zu empfangen (205 v. Chr.). Doch um dieselbe Zeit begann das Verknöchern der römischen Religion und zugleich ihre Abschließung nach außen. Vor allem gegen jede Art der Ekstase lehnte sich der vernünftige Sinn der Herren Senatoren auf, seit sie begannen, den Glauben nur als ein Mittel zur Bändigung des Volkes zu betrachten. Dies trat zutage, als die griechischen Bacchanalien mit ihren wilden, lärmenden Nachtfeiern sich in Italien verbreiteten. Man behauptete, daß sie mit Unzucht und Mord verbunden seien, wie man dies später auch den christlichen Liebesmahlen nachgesagt hat; ob mit besserem Grunde, können

wir nicht entscheiden. Es liegt eben in der Natur aller geheimen Feiern, daß die Außenstehenden Gefährliches hinter ihnen vermuten. So wurden auch die heidnischen Mysterien, als die Christen ihnen fremd geworden waren, von diesen für Herde bösen Zaubers gehalten, und noch in unseren Tagen hat man selbst die unschuldigen Freimaurer des Umgangs mit dem Teufel und aller möglichen andern Schandtaten bezichtigt. Andererseits ist es richtig, daß religiöse Ekstase nicht selten in sinnliche Erregung, mitunter selbst in tollen Blutdurst übergeht, wie noch manche Beispiele des neunzehnten Jahrhunderts bewiesen haben. Doch mit Recht oder Unrecht, jedenfalls begann im J. 186 v. Chr. eine Verfolgung gegen die Bacchanalien, bei der man ihre Teilnehmer, obgleich sie nach Tausenden zählten, selbst mit der Todesstrafe bedrohte. Aber auch bei dieser Gelegenheit bewies der römische Senat seine religiöse Gewissenhaftigkeit. Derselbe Beschluß, welcher die Feier verbot, bestimmte doch zugleich, daß sie denjenigen, die sie für notwendig hielten, auch ferner gestattet sein solle; nur müßten sie mit Darlegung ihrer Gründe die Erlaubnis des Senats dazu einholen. Eine Verpflichtung gegen die Gottheit, namentlich wenn sie von den Vätern ererbt war, durfte eben keiner vernachlässigen; selbst die höchste Autorität des Reiches konnte dies nicht verlangen.

Doch wenn man von diesem Gesichtspunkt aus nicht nur den Bacchusverehrern, sondern auch Ägyptern, Persern und Juden gestattete, in Rom und ganz Italien ihre angestammten Zeremonien weiter auszuüben, so verlangte man jetzt auch von den Römern, daß sie bei den Göttern bleiben sollten,

welche die Väter sie gelehrt hatten. Die religiöse Gleichgültigkeit der nächsten Folgezeit hatte freilich auch in dieser Beziehung zu größerer Laxheit geführt; doch Augustus griff wieder auf die alte Sitte zurück, und seine Nachfolger schlossen sich auch hierin seinem Beispiel an. Aber den notwendigen Gang der Geschichte vermochte auch die Macht römischer Kaiser nicht aufzuhalten. Ihr Reich war ein Weltreich, und die zahllosen Völker, die es umfaßte, mischten sich in jedem Teil desselben, vor allem aber in seinem Mittelpunkte, Rom und Italien. Und die Vertreter jeder Nation waren berechtigt und verpflichtet, ihre heimischen Kulte auch am fremden Ort fortzusetzen, mochten sie sich hier als Kaufleute niedergelassen haben oder als Gefangene in die Knechtschaft verkauft sein. Denn auch seinen Sklaven verwehrte ein milder Herr nicht leicht, ihren Göttern in der gewohnten Weise zu dienen. So verbreitete sich die Kenntnis der fremden Religionen, und überall konnten sie ihre Anziehungskraft üben.

Der älteste dieser Kulte, der in Rom Heimatrecht gewann, galt der großen Göttermutter von Pessinus. In den Nöten des hannibalischen Krieges hatte man sie auf Geheiß der sibyllinischen Orakel als Retterin herbeigerufen, und ihre Hilfe hatte sich glänzend bewährt. Denn sehr bald, nachdem der heilige Stein, in dem ihre Gottheit sich verkörperte, auf dem Palatin angelangt war (205 v. Chr.), wurde die Schlacht bei Zama geschlagen und der Krieg glorreich beendet (202 v. Chr.). Man mußte daher schon aus Dankbarkeit ihren Kult aufrechterhalten, obgleich seine exotische Wildheit dem Römertum, wie es damals war, noch abstoßend erschien. Soweit seine Formen keine Änderung duldeten, wurde er daher nur aus-

ländischen Priestern übertragen; in Rom waren nicht nur die Bürger, sondern selbst die Sklaven davon ausgeschlossen. Andere Kulte von verwandter, aber etwas zahmerer Art mußten erst den Weg bereiten, auf dem in der Kaiserzeit auch die große Mutter ihren Siegeszug antreten sollte.

Die Bahnbrecherin für sie und alle ihre barbarischen Genossen war die ägyptische Isis. Auch an ihre Person knüpfte sich der uralte, immer wiederholte Mythus von dem früh sterbenden Sonnengott, der mit seiner Schwester, der Erd- und Nachtgöttin, vermählt, aus ihrem Schoße die neue Sonne als einen Nachfolger und Rächer erzeugt (II S. 384). Sein böser Bruder Typhon, der Dämon der Finsternis, hatte den unüberwindlichen Helden durch List getötet und die Stücke des Leichnams überall zerstreut; doch Isis hatte sie zusammengesucht, aneinandergefügt und durch ihre Zaubersprüche neubelebt. So herrschte Osiris als König im Reiche der Unterwelt, während sein Sohn Horos den Typhon besiegt und sich zum Herren der lichten Himmelshöhen aufgeschwungen hatte. Diese heilige Geschichte bildete den Inhalt für das Jahresfest der Isis. Es war ein Mysterium gleich dem eleusinischen, und wie hier die Klage der Demeter über ihr verlorenes Kind und dann ihre Freude über dessen Wiedererscheinen dargestellt wurde, so bei der Isisfeier die Trauer um den toten Osiris und der Jubel über seine Auferstehung. Auch in diesem Falle war das Schicksal des Gottes als Vorbild für die Menschenseele gedacht, die gleich ihm sterben und dann zu einem seligen Geisterleben neu erwachen sollte. Doch während in Eleusis die Handlung von priesterlichen Schauspielern als Drama den Mysten vorgeführt wurde, beteiligten sie sich in Ägypten selbst daran.

Mit wildem Geheul stürmten sie umher, die Leichenteile des Osiris suchend, und begrüßten seine Belebung mit gellendem Freudengeschrei. Die Folge mußte dieselbe sein, wie bei den Bacchantinnen der Griechen oder den Heul-Derwischen des Islam. Die heftige Körperbewegung verbunden mit dem schreienden Herbeten eintöniger, immer gleicher Rufe und Formeln mußte jenen Zustand überreizter Mattigkeit hervorrufen, der als willenlose Hingabe an eine höhere Macht, als Besessenheit von dem heiligen Geiste des Gottes erschien. Und auch hier machte ein langes Fasten, das der Feier vorherging, den geschwächten Leib für nervöse Ekstasen empfänglicher. Neben diesen Mysterien voll wilder Trauer und tobender Freude standen andere Feste, in denen die Lustigkeit vorherrschte, namentlich Prozessionen, die von komischen Maskenzügen begleitet waren. So wußten diese Gottheiten ihre Anbeter nicht nur mächtig zu erregen, sondern auch für deren Vergnügen zu sorgen, und zugleich war die Priesterschaft, die ihnen diente, in viel höherem Grade geeignet, für ihren Kult Propaganda zu machen, als römische Pontifices oder Flamines.

Der römische Gott war meist zufrieden, wenn ihm durch eine einzige Jahresfeier sein Recht geschah; im übrigen brauchten die Sterblichen sich nicht um ihn zu kümmern. Der ägyptische verlangte ununterbrochenen Dienst. Am Morgen mußte er geweckt, gesalbt, angekleidet, während des Tages mit mehreren Mahlzeiten gespeist, am Abend zu Bette gebracht werden, und erhielt so seine berufenen Pfleger in steter Tätigkeit. Daher konnte man bei ihm auch nicht, wie die Römer es taten, ein Priestertum als Nebenamt verwalten, sondern wer sich seinem Dienste weihte, wurde ganz dadurch in Anspruch genommen.

Um jedes Heiligtum sammelte sich eine zahlreiche, hierarchisch gegliederte Geistlichkeit, die schon durch ihre Tracht sich vor den Laien auszeichnete. Und diese Männer mit ihren rasierten Köpfen und weißen, wallenden Leinwandmänteln kannten nicht nur die Vorschriften des regelmäßigen Gottesdienstes; sie wußten auch heilende Tränklein zu brauen und geheimnisvolle Formeln herzusagen, die den untreuen Liebhaber fesselten oder auch dem Feinde Krankheit und Tod bereiten konnten.

Der Isiskult beruhte auf uralter Überlieferung, war aber von den Ptolemäern umgestaltet worden, indem sie an Stelle der ägyptischen eine griechische Liturgie schufen und die steifen Idole des Nillandes durch Werke moderner Künstler ersetzten. So war in Alexandria das Kultbild des Serapis, unter welchem Namen diese neue Form des Osiris angebetet wurde, von Bryaxis, dem Genossen des Skopas, gefertigt worden, und griechischen Ursprungs ist auch der Isistypus, von dem sich zahlreiche Nachbildungen über die ganze römische Welt zerstreut gefunden haben. Da während der Diadochenzeit der politische Einfluß der Ptolemäer sich in der östlichen Hälfte des Mittelmeers überall geltend machte und ihre Besitzungen über die Küsten desselben weit zerstreut waren, verbreitete sich ihr bevorzugter Kultus, der jetzt auch sprachlich und künstlerisch den Griechen angepaßt war, schnell über die meisten Städte hellenischer Zunge. In Italien scheint er durch ägyptische und griechische Kaufleute eingeführt zu sein; denn der älteste Serapistempel, den wir hier nachweisen können, bestand im zweiten Jahrhundert v. Chr. zu Puteoli, dessen Hafen den wichtigsten Stapelplatz der Halbinsel für die Waren des Orients darbot. In Rom wurde der

Kult zur Zeit der Sulla heimisch, zunächst als privater. Der erste, der ihm auf dem Kapitol ein Heiligtum stiftete, war ein gewisser Curius, wahrscheinlich derselbe, der später Genosse des Catilina wurde. Es war also ein verlotterter Jüngling, der hier Erholung und Absolution von seinen Ausschweifungen suchte, und die eifrigsten Beterinnen, welche Isis fand, wurden die Damen der Halbwelt. Denn wie alle Formen der Erd- und Nachtgöttin, galt auch sie als die große Gebärerin, und der sinnliche Zug trat daher in ihrem Wesen bedeutsam hervor. So erzählte ihr Mythus, sie habe schon im Mutterleibe mit ihrem Bruder Osiris gebuhlt und noch an dem Leichnam desselben ihre Brunst gekühlt. Die Magdalenen fanden also an ihr ein würdiges Vorbild und eine verständnisvolle Patronin, wenn sie den Übergang von der Dirne zur Betschwester vollzogen. Doch ihr rauschender, sinnebetörender Dienst machte auch auf die Volksmenge tiefen Eindruck und wurde in wenigen Jahren zum populärsten in Rom, wie sich bald zeigen sollte.

Begreiflicherweise nahm der gestrenge Herr Senat an diesem Dirnenkult Anstoß und ließ im Jahre 59 v. Chr. die Altäre auf dem Kapitol umstürzen. Das Volk aber stellte sie gewaltsam wieder her, und als am 1. Januar 58 die neuen Konsuln antraten, forderte es tumultuarisch, daß sie die Berechtigung des Isisdienstes formell anerkennen sollten. Sie hielten die Beschlüsse des Senats aufrecht und entfernten die Altäre von neuem; doch nicht alle ihre Nachfolger fanden dazu den Mut. Jedenfalls ist das Heiligtum sehr bald erneuert worden, und das reicher als vorher; denn schon Ende 53 mußte der Senat wieder seine Zerstörung verfügen, und jetzt handelte es sich nicht mehr um bloße Altäre, sondern schon

um Tempel. Gleich darauf ließ sich ein Uhu in der Stadt sehen, ein Götterbild schwitzte, ein Meteor wurde beobachtet, und viele andere Zeichen verkündigten den Zorn der Götter, was zur Wiederaufrichtung der angefeindeten Heiligtümer geführt haben muß. Denn ein paar Jahre später (50 v. Chr.) sollen sie wieder zerstört werden; kein Handwerker aber will das Beil gegen sie erheben, bis der Konsul selbst das Beispiel gibt. Doch gleich darauf müssen sie noch einmal ihre Auferstehung gefeiert haben, da 48 die sibyllinischen Bücher wieder ihre Beseitigung fordern und der Senat, so gegen die Volkswut gedeckt, sie wieder beschließt. So schwankt der Kampf der konservativen Staatsgewalt gegen den neuen Volksglauben sechzehn Jahre hin und her, bis man sich im Jahre 43 v. Chr. endlich zu einem Kompromiß entschließt. Auf dem Kapitol, in nächster Nähe des höchsten und besten Jupiter, will man „die Kupplerin Isis“ zwar nicht dulden; doch dafür soll ihr in der Vorstadt, sogar auf Staatskosten, ein Tempel errichtet werden. Unfreundlich und ablehnend standen ihr aber noch die ersten Kaiser gegenüber. Als auch im Innern Roms Privatleute ihr Kapellen bauten, verfügte Agrippa im Jahre 26 v. Chr., daß dies nur außerhalb der Bannmeile geschehen dürfe, mußte aber schon im Jahr 21 die Maßregel wiederholen, und ein Menschenalter später, nachdem jener schmähliche Betrug gegen Paulina ruchbar geworden war, von dem wir oben (S. 118) geredet haben, ließ Tiberius den Tempel der Isis niederreißen, ihr Bild in den Tiber werfen und ihre Priester kreuzigen. Doch schon seit Caligula besitzt sie nicht nur ein staatlich anerkanntes Heiligtum auf dem Marsfelde, unmittelbar vor den Toren der inneren Stadt, sonden auch auf dem Kapitol sind ihre Kapellen

wiedererstanden. Seitdem hört der Kampf gegen sie auf, und bald verbreitet sich ihr Kultus, der den griechischen Osten schon lange gewonnen hatte, auch im Westen bis in die fernsten Provinzen.

Der Dienst der phrygischen Göttermutter stand in gewissen Äußerlichkeiten im Gegensatze zum Isiskult, war ihm aber innerlich nah verwandt. Seine Priester trugen ihr Haar als ungeschorene, lang wallende Mähne, während die ägyptischen sich den Kopf rasieren ließen; bei den Fasten, welche die Mysterien der Isis begleiteten, mußte Fleischnahrung vermieden werden: bei denen der großen Mutter war sie erlaubt, doch sollten dafür Brot und gewisse andere Pflanzenspeisen verboten sein. Doch diese Unterschiede konnten nur die Wirkung haben, die Phantasie der Gläubigen in mannigfacher Weise anzuregen und ihnen die Meinung beizubringen, daß sie in jedem der beiden Kulte durch andere Mittel für ihr Seelenheil sorgten. Denn das Wesentliche blieb doch die gewerbsmäßige Priesterschaft mit ihrer auffälligen Tracht und die Fastengebote als solche, und dies war beiden gemein. Ebenso bot auch der Inhalt der Feier, die der großen Mutter und ihrem Buhlen Attis dargebracht wurde, nur den immer wiederholten Mythus von dem frühen Tode und der glorreichen Auferstehung des Sonnengottes. Doch empfing sie dadurch einen etwas abweichenden Charakter, daß sein Jahreslauf mit dem Tageslauf zusammengeworfen und das Ersterben der Fruchtbarkeit im Winter als eine Entmannung des Attis, die seinem Tode vorausgegangen sei, aufgefaßt wurde. Da nun die Priester ihrem Gotte ähnlich sein sollten, mußten auch sie Eunuchen werden, und ihre Verschneidung bildete einen widerwärtigen, aber die Sinne mächtig erregenden Teil der Kulthandlungen. Nachdem der

Tod des Gottes dargestellt und die Leichenklage erhoben war, folgte am dritten Tage sein Begräbnis nebst dem Blutopfer, das ihm hierbei dargebracht werden mußte. Eine wilde Musik, bei der Klappern, wie sie auch im Isiskult zur Verscheuchung der bösen Geister gebraucht wurden, eine wichtige Rolle spielten, begleitete die Darstellung, und der eilige Rhythmus, den dies Instrument in Verbindung mit Pauken und Cymbeln scharf betonte, entflammte die Priester zu rasendem Tanz. In schwindelndem Drehen schüttelten sie ihre langen Haare, stießen dabei ein anhaltendes Klagegeheul aus und erschöpften so ihre Nerven bis zur Gefühllosigkeit. Dann zerfleischten sie sich mit Geißelhieben den Rücken, zerschnitten sich mit Messern Schultern und Arme, um mit dem Blut den Altar und die anwesenden Gläubigen zu bespritzen, und diejenigen, welche in die Priesterschaft eintreten wollten, vollzogen an sich selbst die Entmannung. Am andern Tage feierte man die Auferstehung des Gottes mit lautem Jubel, Schmausereien und lustigen Maskenzügen, wie sie uns auch im Kulte der Isis begegnet sind.

Neben dieser öffentlichen Feier standen noch geheime Mysterien, die den eleusinischen nahe verwandt waren (S. 11). Der Eingeweihte aß aus der Kesselpauke und trank aus der Cymbel, den Lärmgeräten, nach denen vorher die Gallen ihren wilden Tanz aufgeführt hatten. Was er so genoß, war jedenfalls als Fleisch und Blut des Attis gedacht, die er in sich aufnahm, um seinen sterblichen Leib zu vergöttlichen. Er trug etwas auf der Opferschüssel, wahrscheinlich das abgeschnittene Glied eines Entmannten, durch das er seine Vermählung mit der Göttin vollzog. Er mußte symbolisch sterben, wie der Gott gestorben war, und dann von der großen Mutter zu einem neuen unsterb-

lichen Leben wiedergeboren werden. Hierauf wurde ihm Milch gereicht, um durch diese Nahrung auszudrücken, daß er wieder zum Kinde geworden sei. Daneben stand noch eine Taufhandlung, so widrig und unheimlich, wie sie der blutigen Roheit dieses Kultus entspricht. Der Myste stieg in eine Grube hinab, die mit durchlöcherten Brettern bedeckt wurde. Auf diesen opferte man dann einen Stier und einen Widder, so daß deren Blut auf den Untenstehenden herabtropfte und von ihm mit dem Munde aufgefangen werden konnte. Den Tag, an dem man sich dieser ekelhaften Weihe unterzogen hatte, feierte man als Geburtstag; denn man war durch sie „zur Ewigkeit wiedergeboren". So wies auch dieser Kultus aus dem Elend der tief gesunkenen Welt in ein seliges Jenseits hinüber, und wie Osiris, wurde auch Attis zum Sinnbilde und zur Verheißung des Auferstehens. Kleine Figürchen eines Hirten — denn als solchen stellte man ihn dar — finden sich daher von Makedonien bis nach Germanien hinüber bald den Toten ins Grab mitgegeben, bald auf den Leichensteinen eingemeißelt.

Die taumelnde Erregtheit dieses Kultus, der die thrakisch-griechischen Bacchanalien noch weit überbot, war den Römern anfangs so zuwider, daß selbst ein Sklave, der sich zu Ehren der großen Mutter entmannt hatte, im Jahre 101 v. Chr. über das Meer verbannt und ihm verboten wurde, sich jemals wieder in Rom sehen zu lassen. Doch als man sich in der Kaiserzeit an das Klagegeheul und Freudengeschrei der Isisdiener gewöhnt hatte, da ließ man sich die gleichen Religionsübungen auch bei den Attisverehrern gefallen, und daß sie noch wilder und schrecklicher waren, konnte in einer erschlafften Zeit, die nach kräftigen Nervenreizen dürstete, ihre Anziehungs-

kraft nur erhöhen. Und diese steigerte sich noch, als man den persischen Mithras zum Sohne der großen Mutter machte und beider Kulte eng miteinander verband. In dieser Gestalt führte der Sonnengott den Beinamen des Unbesiegten (*Sol invictus Mithras*), weil von den zahllosen Seiten seines Wesens namentlich sein Kampf gegen die Nachtunholde hervorgehoben war. Er wurde daher nur von Männern, vor allem von den Soldaten, verehrt und bedurfte einer Ergänzung für deren weibliche Angehörige, wie sie die große Mutter darbot. So erscheinen ihre Tempel meist in nächster Nähe und im unmittelbarsten Zusammenhange mit den Grotten des Mithras, und als dieser zur populärsten Gottheit des römischen Reiches wurde, nahm auch sie an seiner Beliebtheit teil.

Über die gelehrte Theologie der alten Perser sind wir durch den Avesta gut unterrichtet, nicht aber über den Mithrasglauben, der sich durch Aufnahme teils volkstümlicher, teils fremdländischer Elemente von jener weit entfernt hatte. Und da sich seine Lehren in das Geheimnis des Mysteriums hüllten und selbst unter den Eingeweihten wohl nur der höchsten Stufe vollständig bekannt waren, besitzen auch wir über sie nur sehr unzureichende Kunde, obgleich Denkmäler dieses Kultus in ungeheurer Zahl über alle Länder der antiken Welt zerstreut sind. Sein Ausgangspunkt ist jener Dualismus, der den Weltlauf aus dem steten Kampfe eines guten und eines bösen Prinzips erklärt. Der lichte Ahuramazda streitet gegen den finstern Angramainyus, und jedes lebende Wesen hat die Pflicht, die schaffende Macht in diesem Kriege gegen den allgemeinen Zerstörer zu unterstützen. Wie dieser Teufel von einer Dämonenschar, so ist auch das höchste Gute von andern Geistern umgeben, unter denen Mithras

die erste Stelle einnimmt. Ahuramazda thront zu hoch über der Menschenwelt, um mit ihr in unmittelbare Berührung zu treten; will er auf sie einwirken, so bedarf er eines Mittlers, und als solchen hat er seinen Sohn, die Sonne, gezeugt. Sie zieht ihre Bahn ebensoweit von seiner unnahbaren Höhe, wie von der Erde entfernt und kann so seine Wirkungen auf diese übertragen. Daher übernimmt sie auch die Rolle des platonischen Demiurgen (S. 61); denn nicht durch den höchsten Gott, sondern durch Mithras ist die Welt geschaffen, natürlich im Kampfe mit Angramainyus. Die erhaltenen Kultbilder des Gottes lehren uns, daß man seinen Sieg als die Tötung eines Stieres auffaßte, aus dessen Schwanz Ähren hervorsprießen und dessen strömendes Blut ein Hund und eine Schlange lecken, während zugleich ein Skorpion sich an seinem Geschlechtsteil zu schaffen macht. Offenbar symbolisiert er die zeugende und ernährende Kraft der Erde. Weil diese, wie wir schon wiederholt bemerken konnten, meist mit der Finsternis gleichgesetzt wird, konnte sie als ein Geschöpf des Teufels gelten, das erst durch Mithras getötet werden mußte, um als Leichnam Nahrungsstoffe aus sich hervorgehen zu lassen und sich aus einer zerstörenden Macht in eine schaffende zu verwandeln. So finden wir auch hierin einen Gedanken Platons wiederholt, daß nämlich das Stoffliche als solches in das Gebiet des Bösen gehört. Und noch ein anderer Zug dieses Mythus berührt sich mit einer Lehre der griechischen Philosophie, die uns schon bei Zenon entgegengetreten ist (S. 73). Es heißt nämlich, daß das heilige Feuer der Sonne einst die Erde in Flammen setzen und, was sie selbst geschaffen habe, wieder zerstören werde. Da auch das allgemeine Weltbild der Mithraslehre mit dem stoischen manche Übereinstim-

mungen zeigt, hat man geschlossen, daß sie stark von der Philosophie beeinflußt worden sei; doch ebensogut ist auch das Umgekehrte möglich. Denn Zenon stammte aus Cypern her, dessen Handelsstädte mit alten Sitzen des persischen Kultus in naher Verbindung standen, und auch bei dem weitgereisten Platon ist die Annahme nicht ausgeschlossen, daß manches von der Theologie Zarathustras ihm bekannt geworden sei. Jedenfalls pflegen religiöse Dogmen konservativer zu sein, als philosophische, und schon hierdurch scheint mir die Vermutung gerechtfertigt, daß, wenn wir in beiden Gemeinsames finden, jene die ältere Überlieferung repräsentieren. Doch wie dem immer sein mag, daß die Mithraslehre in vielen Punkten mit der Modephilosophie der Kaiserzeit zusammentraf, hat jedenfalls dazu beigetragen, ihr Ansehen zu steigern und ihr auch in die gebildeten Kreise den Zutritt zu öffnen. Im übrigen wirkte sie durch dieselben Mittel, die allen Mysterienkulten gemeinsam sind. Auch dieser eröffnete die Hoffnung auf eine bevorzugte Stellung im Jenseits; auch er bekräftigte sie durch ein heiliges Mahl und durch ein symbolisches Sterben und Auferstehen. Eigentümlich ist ihm nur, daß die Mysten erst durch eine lange Reihe niedriger Stufen zu den höchsten Weihen aufstiegen, und daß er seine Feier in Felshöhlen, teils wirklichen, teils nachgeahmten, beging. Dies mochte dazu beitragen, die Schauer des nächtlichen Dunkels und die Wirkungen des plötzlich aufblitzenden Lichtes, das auch bei diesen Mysterien seine Theatereffekte geltend machte, noch zu steigern.

Der Mithraskult war im dritten Jahrhundert v. Chr. in Kleinasien weit verbreitet, wie der schon damals vorkommende Name Mithradates und andere ähnliche beweisen. Über das ganze Mittelmeer wurde

er durch die Seeräuber getragen, die den tapferen Gott als ihren besonderen Schutzpatron verehrten, und als Pompeius ihre besiegten Scharen an den verschiedensten Orten ansiedelte, wurden diese zu Ausgangspunkten seiner Mysterien. Da diese sich bald an die Heiligtümer der großen Mutter anschlossen, die bei der römischen Regierung schon lange offizielle Anerkennung gefunden hatte, blieben sie unter deren Schutz von Verfolgungen verschont. Der römische Soldat diente dem unbesiegten Gotte mit besonderem Eifer, und mit den Heeren drang sein Kultus in alle Provinzen ein, bis nach dem fernen Britannien hinüber.

Wir sind auf diese Götter genauer eingegangen, weil sie die meisten Verehrer fanden und weil die Theologie, die sich an ihre Personen knüpfte, am tiefsten auf das geistige Leben der Kaiserzeit einwirkte. Doch stellen sie nur einen ganz kleinen Bruchteil der ungeheuren Göttermischung dar, welche das römische Reich erfüllte. Denn jeder kleine Gau jedes fernsten Barbarenvolkes hatte ja seine eigenen Gottheiten, deren Kult er auch nach dem Verluste seiner Unabhängigkeit fortsetzte. Und wenn der Soldat oder der Kaufmann die weite Welt durchzog, stellte auch er sich in der Fremde gern unter den Schutz der dort einheimischen Götter, und meinte er dann bei irgendeiner Gelegenheit ihre Hilfe erfahren zu haben, so gründete er ihnen wohl auch in Rom oder wo er sonst zu Hause war, einen Altar oder ein kleines Heiligtum. So mischten sich überall germanische und britannische Kulte mit armenischen oder kappadokischen; auch der Gott des Judentums fehlte nicht in diesem bunten Gewimmel und machte Proselyten, wie Osiris und Mithras. Aber was die einzelnen Nationen des Reiches

zum religiösen Leben des großen Ganzen beitrugen, war doch von sehr verschiedener Art und Wirkung.

Der ganze Westen verhält sich mehr empfangend, als gebend. Die Völker, die ihn bewohnten, waren eben in der Kultur noch zu weit zurück, als daß sie ihre religiösen Begriffe theologisch ausgestalten oder gar ihren Götterbildern künstlerische Formen hätten geben können. Und falls sie dazu auf dem Wege waren, wurden sie durch das Römertum nur gehemmt und verwirrt. Denn dieses war ja schon seit Jahrhunderten gewohnt, Götter verschiedener Nationen, die eine gewisse Ähnlichkeit miteinander zeigten, gleichzusetzen und dann auch mit denselben Namen zu benennen. Wenn man aber, um nur ein Beispiel anzuführen, den deutschen Wodan zum Mercur stempelte und ihn höchstens durch irgendeinen Beinamen von der römisch-griechischen Gottheit unterschied, so verlor er damit bei seinen germanischen Anbetern zwar nicht ganz die ursprünglichen Züge seines Wesens, nahm aber doch sehr viel von dem Fremdling an, mit dem man ihn geglichen hatte. Denn die Gottesbegriffe jener Wilden waren noch so schwankend und wenig ausgebildet, daß sie durch die klar geprägten Gestalten eines höheren Kultus viel mehr beeinflußt wurden, als sie diese beeinflussen konnten. Ganz anders die orientalischen Religionen mit ihren uralten Kultformen und ihrer hochentwickelten Theologie. Sie traten dem römisch-griechischen Glauben als die Überlegenen gegenüber und formten ihn gründlich um, indem sie sich mit ihm verschmolzen.

Fragen wir nun, was diesen Kulten ihre beherrschende Stellung verlieh, so ist vor allem auf folgendes hinzuweisen. Die Griechen und Römer der Blütezeit hatten ihren Göttern geopfert, damit sie ihnen Sieg und Macht, Reichtum, Gesundheit, gute

Ernten, kurz die Güter dieser Erde verliehen; die orientalischen Mysterien wandten den Blick von der niederen Welt ab auf ein besseres Jenseits hinüber. Die gleiche Stimmung hatte zwar schon den attischen Adel beherrscht, als er, durch das siegreiche Vordringen der Demokratie verbittert, den eleusinischen Kultus stiftete. Doch dessen Wirksamkeit konnte immer nur eine beschränkte sein, schon weil er an den Ort gefesselt war und daher von jedem Nichtathener, wenn er der Weihen teilhaftig werden wollte, eine beschwerliche Reise verlangte. Und so groß auch anfangs seine Werbekraft gewesen war, überwand doch bald auch in Athen selbst die gesunde Weltfreude des Griechenvolkes jenes schwächliche Verzweifeln am diesseitigen Leben. Doch unter dem Drucke erst der mörderischen Bürgerkriege, dann des despotischen Kaisertums und seiner gewissenlosen Beamten war das gleiche Verzweifeln zum beherrschenden Seelenzustande, nicht mehr einer kleinen Adelskaste, sondern der ganzen Reichsbevölkerung geworden. Früher hatten die einzelnen Volksstämme noch Versuche gemacht, in männlichem Kampfe ihre Freiheit wiederzuerringen; aber ihre besten Kräfte waren dabei aufgerieben worden, und die trübe Hefe, die übriggeblieben war, sah ihr einziges Heil im leidenden Ertragen. So klang denn aus der öden Hoffnungslosigkeit der erschlafften Völker überall wieder der klagende Ruf empor: „Herr, was kann ich tun, daß ich selig werde?“ Und diese Seligkeit verhießen die Mysterienkulte, die jetzt nicht mehr an wenigen Punkten konzentriert waren, sondern ihre Heiligtümer über das ganze Reich zerstreut hatten und so auch denjenigen, die sich keine kostspieligen Reisen gestatten konnten, ihre Sakramente darboten.

Aus dem Leid und Elend dieser Welt sollte ewige Freude hervorgehen. Das war der Sinn jener Klagen um den verstorbenen Gott und des Jubels bei seiner Auferstehung, die dem Gläubigen als Vorbild dienen sollte.

Faßt Mut, ihr Mysten, weil der Gott gerettet ist;
Denn uns erwartet nach der Mühsal rettend Heil.

Mit diesem Trostspruch, der die ganze Gemeinde auf eine selige Zukunft verwies, verkündigte bei einer dieser Feiern der Priester das Wiederaufleben des Gottes. Und nicht nur der einzelne Gläubige, sondern die ganze Erde sollte durch den Tod von ihren Leiden erlöst werden. Denn die Mithraslehre versprach ja in Übereinstimmung mit der stoischen Philosophie, daß göttliches Feuer alles verzehren werde und dann die befreiten Seelen in untrennbarer Gemeinschaft mit der Gottheit weiterleben sollten. Eine Zeit, wie die der Bürgerkriege, in der alles Bestehende schwankend wird und so vieles, was das bisherige Weltbild bestimmt hat, tatsächlich zugrunde geht, ist sehr geeignet, dem Gedanken eines allgemeinen Weltunterganges Eingang zu gewähren, um so mehr, als er dann für die eingeschüchterte und lebensmüde Menschheit mehr Hoffnung, als Schrecken in sich birgt.

Und mit der Ansicht, daß die Welt schlecht und zum Untergange reif sei, stand das Gefühl tiefer Sündhaftigkeit, das auch den einzelnen Menschen erfüllte. im innigsten Zusammenhange. Früher hatte man sich bemüht, ein „guter Mann“ zu werden, und wie man meinte, hatten nicht wenige dies Ziel erreicht. Jetzt war man zu der Überzeugung gelangt, die auch im neuen Testament ihren Ausdruck gefunden hat: „Keiner ist gut, als der alleinige Gott.“ Mit der schlaffen Mutlosigkeit, die dieser schwächlichen Zeit gemäß war, fügte man sich in die unvermeidliche

Bosheit der menschlichen Natur und strebte nicht mehr, sie zu überwinden, sondern nur noch, sich davon zu entsühnen. Und dafür boten die orientalischen Kulte mit ihren Blut- und Wassertaufen, ihren Fasten und Kasteiungen die Mittel dar. Die Bettelpriester der großen Mutter erbeuteten die reichsten Gaben, wenn sie öffentlich schwere Verbrechen bekannten und sich selbst mit Geißelhieben dafür bestraften; denn die reuige Sündhaftigkeit fand überall Sympathie und wurde als eine Art von Heiligkeit betrachtet. Wer durch die Weihen des Mithras zum ewigen Leben eingehn wollte, mußte sich vorher einer Reihe von Prüfungen unterziehen, die schreckvoll und schmerzhaft, vielleicht sogar nicht ohne Lebensgefahr waren. Die solche Proben auf sich nahmen, waren Männer, zum großen Teil Soldaten; doch auch die zarte Römerin der vornehmen Welt, die sich dem Isisdienst ergeben hatte, scheute nicht davor zurück, im härtesten Winter dreimal in den eisigen Fluten des Tiber unterzutauchen und dann zitternd über die rauhen Steine der Gasse auf den Knieen zu rutschen, bis sie bluteten. So empfand man doch, daß man für seinen Gott etwas tat; man durfte auf seine Dankbarkeit und Gnade rechnen und konnte um so ungescheuter weitersündigen.

Wo im Leben das Gute von dem Schlimmen so sehr überwogen wurde, mußte auch die Frage nach der Herkunft des Bösen mehr in den Vordergrund treten. Die alten griechisch-römischen Götter waren echt menschlich gewesen, d. h. wie wir selbst, gemischt aus Gut und Böse. So hatten sie denn auch der Welt bald Wohltaten erwiesen, bald sie gestraft, und das mehr nach Laune und Neigung, als nach strenger Gerechtigkeit. Eine geläuterte Anschauung, die sich nicht nur in der Philosophie, sondern auch

im Volksbewußtsein Bahn brach, hatte sie dann zu reinen Vertretern des Guten gemacht; doch damit wurde die Entstehung des Bösen, dessen Vorhandensein doch nicht geleugnet werden konnte, zum schwierigen Rätsel. Die orientalischen Religionen lösten es, indem sie dem lichten Gott einen finstern Dämon gegenüberstellten: neben Osiris stand sein Mörder Typhon, neben Ahuramazda und Mithras Angramainyus mit seinen Gehilfen. So hielt der Teufelsglaube seinen Siegeszug durch die römische Welt, um, von ihr auf unsere Väter vererbt, noch zwei Jahrtausende lang Unheil zu stiften.

Noch eines ist bei dieser Entwicklung sehr zu beachten. Bis dahin waren alle Fortschritte im religiösen Denken von den höchsten Kreisen der Gesellschaft und des geistigen Lebens ausgegangen; die orientalischen Kulte dagegen drängten sich aus der Tiefe des Volkes empor. In Rom waren die ersten Mysten der Isis Wüstlinge und Dirnen gewesen; die Lehren der großen Mutter und des Mithras hatten in Sklaven, Seeräubern und gemeinen Soldaten ihre Apostel gefunden. Die Ausrottung der Besten machte sich auch darin geltend, daß nicht mehr diejenigen die religiöse Führung behaupteten, denen sie nach ihrer reiferen Bildung zukam, sondern daß die Niedrigen und geistig Armen ihren Aberglauben den höheren Schichten aufzwangen. Oder richtiger, diese selbst sanken immer mehr herab und traten so allmählich auf die niedere Glaubensstufe ihrer Knechte zurück. Denn auch die Philosophie, die früher die Volksreligion nur als Krücke für die Lahmen vornehm geduldet hatte, durchdrang sich jetzt mit ihr und fand bald ihre Aufgabe darin, das, was sie früher selbst untergraben hatte, zu verteidigen oder zu erklären.

Siebentes Kapitel.

Glaubensphilosophen und Gottmenschen.

Wenn die Ergebnisse der Forschung immer neuen Widerspruch finden, so ist dies nur ein Beweis für den rüstigen Fortschritt der Wissenschaft. Denn keine menschliche Leistung ist ganz vollkommen und abgeschlossen; selbst wenn sie von dem größten Genie ausgeht, werden und sollen tüchtige Nachfolger doch vieles daran finden, was anzufechten und zu verbessern ist. Im geistigen Leben der Menschheit ist also der Streit der Meinungen der normale Zustand, und keiner wird daran Anstoß nehmen, der selbständig genug denkt, um sich seine eigene zu bilden oder auch nur unter den fremden mit freiem Urteil die ihm gemäßeste auszuwählen. Doch der Zeit, von der wir hier zu reden haben, war diese Selbständigkeit verloren gegangen; sie war gewohnt, auf die Worte des Meisters zu schwören, und daß es mehrere Meister gab, die ganz Verschiedenes behaupteten und doch alle auf die gleiche Autorität Anspruch machten, bereitete ihr daher keine geringe Verlegenheit. Lucian läßt seinen Menippos nach dem Vorbilde des Odysseus in die Unterwelt hinabsteigen, um den Seher Teiresias zu fragen, welches philosophische System das richtige sei. Er bekommt die Antwort: „Der Ungelehrte führt das beste Leben. Höre daher mit der Torheit auf, den Himmel zu erforschen und nach Zwecken

und Ursachen zu suchen! Spucke auf diese weisen Trugschlüsse, und indem du all das Zeug für Geschwätz hältst, strebe einzig und allein danach, den Augenblick nutzend, an den meisten Dingen lachend vorüberzugehen und dich in nichts zu vertiefen.“ Doch dieser spöttische Skeptizismus fand nur bei wenigen überlegenen Geistern Raum; das Heilsbedürfnis der Zeit widersetzte sich ihm und verlangte nach etwas Positivem. Auch sie suchte eine Teiresias, dessen untrügliche Autorität für die Wahrheit seiner Aussprüche bürgen könne. Die Philosophie hatte die alte Religion untergraben; doch da sie nichts Festes zu bieten vermochte, war man auch an dieser Führerin irre geworden und sehnte sich aus den Widersprüchen zweifelnder Menschengeister nach der unfehlbaren Richtschnur göttlicher Offenbarung.

Eine solche meinten die Pythagoreer zu besitzen, die als philosophische Schule zwar schon im vierten Jahrhundert v. Chr. untergegangen waren, aber als kleine religiöse Sekte noch fortbestanden. Sie führten ein Leben, wie später die ägyptischen Mönche, in frommer Scheu vor Fleischgenuß und Waschwasser. Doch das absonderliche Aussehen und die feierliche Geheimnistuerei dieser schmutzigen Bettler imponierte dem gemeinen Volk, das ihnen zauberische Kräfte, namentlich die Gabe der Weissagung zuschrieb. Und im ersten Jahrhundert v. Chr. griff ihr Einfluß auch in die oberen Schichten hinüber. Wer sich einer Tätigkeit hingibt, die sehr von Zufall abhängig ist, z. B. der Jäger oder der Spieler, pflegt noch heute abergläubisch zu sein; denn wo man für das Gelingen oder Mißlingen keine natürlichen Gründe wahrnehmen kann, da glaubt man leicht an übernatürliche. In den Kämpfen des Marius und Sulla waren Tausende um-

gekommen, die nach menschlicher Berechnung ganz sicher schienen, und viele gerettet worden, die sich in der dringendsten Gefahr befanden; ein fürchterlicher Zufall hatte über Leben und Tod entschieden und die Gesinnung hervorgebracht, die diesen Zuständen entsprach. Je angstvoller man der Zukunft entgegensah, desto mehr fühlte man den Drang, sich über sie zu unterrichten, und dies war nur durch abergläubische Mittel erreichbar. Waren früher viele Orakel aus Mangel an Zuspruch eingegangen, so erstehen in der Kaiserzeit unzählige neue. Jeder heilige Stein, jeder Altar konnte zur Orakelstätte werden, wenn sich ein geschickter Priester fand, der ihn dazu machte. So kamen neben den gelehrten Astrologen auch jene ungewaschenen Propheten zu hohen Ehren und stifteten solchen Unfug, daß Augustus schon in den ersten Jahren seiner Alleinherrschaft sich veranlaßt sah, einen von ihnen aus Rom und Italien auszuweisen. Doch die Stimmung, die ihnen den Weg bereitete, verlangte auch nach ihrer literarischen Vertretung und fand sie zunächst in einer großen Menge von Büchern, die sich für Werke des Pythagoras selbst oder seiner unmittelbaren Schüler ausgaben. Denn wo man nach göttlicher Offenbarung verlangt, da findet sich immer die Fälschung bereit, diesem Bedürfnis entgegenzukommen; auf keinem Gebiet hat sie daher sich schamloser breitmachen dürfen, als in der religiösen Literatur aller Zeiten. Doch auch die ernsthafte und ehrliche Wissenschaft konnte dem Zuge der Zeit nicht widerstehen; sie fügte sich ihm, indem sie Platon als den bedeutendsten Vertreter der pythagoreischen Lehren auf den Schild erhob.

Die Philosophenschulen, welche im dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr. das geistige Leben be-

herrscht hatten, standen alle zu seiner halb theologischen Richtung im ausgesprochensten Gegensatz. Selbst die Akademiker, die sich als seine Enkelschüler betrachteten, hatten seine Gläubigkeit verlassen und sich zum entschiedensten Skeptizismus bekannt. Doch um das Jahr 80 v. Chr. verkündete derjenige, der in Athen, das auch damals noch das Zentrum der philosophischen Studien geblieben war, den Lehrstuhl der Akademie inne hatte, ein Wort, das uns auch heute nicht unbekannt ist: „Die Wissenschaft muß umkehren!“ Er verzichtete auf das unbefriedigende Zweifeln seiner unmittelbaren Vorgänger und glaubte wieder an die göttlichen Ideen und ihre geheimnisvolle Verkörperung in der pythagoreischen Zahl. Es war Antiochos von Askalon, also ein Syrer, der von den orientalischen Kulten und ihrer begeisterten Theologie, wie sie eben damals auch in Rom eindrangen, kaum unberührt geblieben ist. Und ein Landsmann von ihm, Poseidonios von Apameia, war gleichzeitig im Begriff, auch die stoische Philosophie in dieselben Bahnen hinüberzuleiten.

Beide Syrer standen in bewußter Reaktion gegen ihre Lehrer. Denn Philon von Larissa, bei dem Antiochos in die Schule gegangen war, hatte noch an der Skepsis festgehalten, und Panaitios von Rhodos, dessen Unterricht Poseidonios genossen hatte, war ein Vertreter des altstoischen Materialismus, ja er hatte sogar dieser Lehre das Übernatürliche, soweit es die Schulstifter noch beibehalten hatten, zum größten Teil abgestreift. So leugnete er die Unsterblichkeit der Einzelseele und glaubte weder an den Weltuntergang durch einen großen Brand, noch an die Möglichkeit, die Zukunft vorherzuwissen. Doch hatte er dem Poseidonios insofern vorgearbeitet, als auch er

große Bewunderung für Platon und Aristoteles hegte und überhaupt bestrebt war, die Lehren der älteren Philosophen nicht so sehr zu widerlegen, als dasjenige, was sie Richtiges gefunden hatten, in sein eigenes System hineinzuarbeiten. Hierin folgte ihm sein Schüler, kam aber zu den entgegengesetzten Schlüssen, wie der zunehmende Wunderglaube seiner Zeit es von ihm verlangte. Er schrieb einen Kommentar zum Timaios, dem dunkelsten Werke Platons und zugleich demjenigen, in welchem dessen pythagoreische Geheimlehre am deutlichsten hervortrat. Daß Poseidonios zur Erklärung derselben die Zahlentheorie der Pythagoreer im weitesten Umfange heranzog, war also ganz in der Ordnung; doch tat er dies nicht, wie wir es noch heute tun, um Platon auch in seinen Irrtümern verständlich zu machen, sondern um zu beweisen, daß er die Wahrheit gefunden habe, die mit den richtig verstandenen Lehren der Stoiker durchaus vereinbar sei. So wurde jene Weltschöpfung durch Mittelwesen, die von der höchsten Gottheit ausgegangen, ihr aber nicht gleichwertig waren, die Ideen als Vorbilder des Geschaffenen, die Seelenwanderung, vor allem der Gegensatz von Geist und Materie und die Verachtung alles Körperlichen auch in die Schule Zenons eingeführt und mußten dazu dienen, jede Art von Aberglauben, vor allem die Wahrsagerei, philosophisch zu rechtfertigen.

Die alte Stoa hatte ihre Möglichkeit daraus erklärt, daß die Zukunft mit unabänderlicher Notwendigkeit aus der Gegenwart hervorgehe, und weil in dieser schon alle Gründe für jene vorhanden seien, sie sich aus richtig gedeuteten Zeichen auch erkennen lassen müsse. Solche Zeichen könnten aber auch die Stellung der Gestirne, der Vogelflug und tausend

andere Dinge gewähren, die mit dem zu erforschenden Schicksal scheinbar in gar keinem Zusammenhang ständen, weil eben alles im Weltgebäude untrennbar verbunden sei und jedes auf das andere einwirke. Danach beruhte das Wahrsagen auf einer Erfahrungswissenschaft: man hatte angeblich beobachtet, daß gewisse Erscheinungen regelmäßig einer bestimmten Art von Ereignissen vorausgingen, und schloß daraus, daß es in der Zukunft ebenso sein werde. Gegen diese Methode war nichts einzuwenden, wenn ihre Voraussetzungen richtig waren; aber Skeptiker und Epikureer hatten darauf hingewiesen, daß die Zeichen sehr oft trügten, also von einer sicheren Erfahrung nicht die Rede sein könne, und Panaitios hatte sich ihnen angeschlossen. Doch man erzählte auch eine ganze Anzahl von Geschichten, nach denen Prophezeiungen sich bewährt haben sollten, und auf sie gestützt, kehrte Poseidonios zu der älteren Ansicht zurück, indem er die nicht eingetroffenen aus der Fehlbarkeit der Wissenschaft erklärte. Aber diese beschränkte sich auf die Zeichendeutung, und neben ihr stand die Begeisterungsmantik, die nicht auf Grund irgendwelcher Beobachtungen, sondern aus unmittelbarer göttlicher Eingebung die Zukunft verkündigte. Wie sie in der delphischen Sibylle und in den Propheten des alten Bundes gewirkt hatte, so besaß sie neue Adepten in den pythagoreischen Mönchen. Auch sie wollte erklärt sein, und das besorgte Poseidonios in folgender Weise.

Nach Zenon war Gott Feuer und ebenso die Menschenseele, nur daß in dieser das reine Element mit dem gröberen Stoffe der Luft gemischt und so getrübt und abgekühlt war. Hieran anknüpfend lehrt Poseidonios, daß die Seelen, wenn sie den Leib ver-

lassen, zwar in der kalten Luft emporsteigen, weil sie leichter sind als diese, daß aber nur die am vollständigsten gereinigten über den Kreis des Mondes in den Bereich des reinen Äthers hinaufgelangen. Die übrigen bleiben in Erdennähe, wo sie sich mit andern Dämonen mischen, und jede Art dieser geistigen Wesen hat die Möglichkeit, in dem Körper eines noch lebenden Menschen, wenn er sich im Zustand der Ekstase befindet, ihre Wohnung zu nehmen und durch seinen Mund ihr höheres Wissen zu verkündigen.

Poseidonios war der berühmteste Gelehrte seiner Zeit und verdiente seinen Ruf durch sein ausgedehntes und mannigfaches Wissen. Als er in Rhodos lehrte, wurde die Insel zum Wallfahrtsorte für wißbegierige Jünglinge aller Länder des Römerreiches; selbst Männer wie Pompeius und Cicero hörten seine Vorträge und erwiesen ihm die höchsten Ehren. So mußte seine Philosophie auf die römische Wissenschaft, die niemals selbständig forschte, sondern sich immer an Autoritäten hielt, eine tiefgehende Wirkung ausüben, und natürlich wurde gerade das an seinen Lehren bevorzugt, was das Flachste und doch scheinbar Tiefsinnigste war, die pythagoreische Zahlenspielerei und der Aberglaube, der ihr anhaftete. Die Schriften des Marcus Terentius Varro und des Publius Nigidius Figulus, die unter den römischen Gelehrten dieser Zeit die angesehensten waren, sind daher ganz erfüllt von diesen nichtigen Spekulationen. Und die Laien, welche sich Pythagoreer nannten, sollen sogar Kinder geschlachtet haben, um durch diese unheimlichen Opfer Geister zu zitieren. Ob das wahr ist, wissen wir nicht; doch schon daß man es ihnen nachsagen konnte, ist ein Zeichen dafür, welche Folgen mit diesem Neuerwachen der religiösen Pseudowissenschaft verbunden waren.

So waren von den drei herrschenden Schulen der Zeit zwei, die akademische und die stoische, in ein Fahrwasser eingelenkt, das, wenn auch auf Umwegen, zum Volksglauben zurückführte. Freilich schlossen sich nicht alle ihre Jünger dieser Schwenkung an. Einzelne Stoiker, wie Seneca, blieben in Opposition gegen den populären Kultus, und innerhalb der Akademie starb die Skepsis nicht aus. Doch dies waren Nachzügler einer untergehenden Richtung, die innerhalb ihrer Schulen immer einsamer wurden. Nur die Epikureer hielten noch ihr altes Banner hoch und steigerten ihren Bekehrungseifer in demselben Maße, wie der Zeitgeist ihnen feindlich wurde. Sehr bald nach dem Tode des Poseidonios erschien das Gedicht des Lucrez über die Natur, das auch einem weiteren Publikum die Lehren des Epikur in klangvollen Versen nahebringen wollte. Damals, als die Gegenströmung eben erst eingesetzt hatte, konnte der Bekämpfer der Religion noch im Tone höchster Siegesgewißheit reden. Aber was er mit unwiderleglichen Gründen niederzuwerfen meinte, bewies eine zähe Lebenskraft, die im Laufe der Zeit immer zunahm. Als zwei Jahrhunderte später Lucian dem Götterglauben mit beißendem Spott entgegentritt, da merkt man ihm deutlich an, daß er selbst die Empfindung hat, das Kämpfen gegen die Dummheit sei doch vergebens. Um dieselbe Zeit versucht in einem kleinasiatischen Städtchen ein braver Greis, den epikureischen Glauben, der ihm selbst die Seelenruhe gewährt hat, dadurch bei seinen Mitbürgern zu verbreiten, daß er seine Hauptlehren verbunden mit der Widerlegung der feindlichen Philosophen in die Wand einer öffentlichen Halle eingraben läßt, wo jedermann sie sehen muß und, wenn er will, sie studieren kann. Mit so verzweifelten Mitteln suchte

die unterliegende Lehre sich ihre Anhänger zu erhalten und neue zu gewinnen. Natürlich wurde nichts damit erreicht; sie brauchte nicht gewaltsam unterdrückt zu werden, sondern schrumpfte von selbst zusammen und starb endlich unbeachtet und unbeweint an Altersschwäche, während der neue Offenbarungsglaube siegreich über sie hinschritt.

Die Neupythagoreer behaupteten, nichts anderes als die Lehren ihres göttlichen Meisters zu verkünden, und Poseidonios erkannte an, daß ein Finden der Wahrheit durch dämonische Eingebung möglich sei; er selbst aber war noch auf dem Boden der philosophischen Forschung stehn geblieben. Denn so hoch man den Pythagoras auch schätzen mochte, eine ganz unanfechtbare Autorität kam weder seinen untergeschobenen Schriften zu, noch irgendeinem andern Denkmal der heidnischen Literatur. Das Judentum dagegen meinte in dem Alten Testament eine Glaubensurkunde zu besitzen, die, von Gott eingegeben, niemals irren könne. Der erste Philosoph, der ganz auf einer Offenbarung stand oder doch zu stehen glaubte, war daher ein Jude, Philon von Alexandria (geb. zwischen 30 und 20 v. Chr.). Wie Jesus erklärte, er sei nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, wie er verkündigte, kein Buchstabe desselben werde untergehn, ehe Himmel und Erde vergehe, so ging auch sein älterer Zeitgenosse von der Unfehlbarkeit der Bibel aus. Doch in dem griechischen Alexandria war er auch mit der Philosophie vertraut geworden, und sein Autoritätsglaube war zu stark, um ihren tiefsinnigen Spekulationen, die ihn mächtig anzogen, seine Zustimmung ganz zu versagen. Aus diesem Dilemma half er sich durch die Annahme, Platon und seine Nachfolger hätten die Bücher Mosis schon ge-

kannt und ihre ganze Weisheit aus ihnen geschöpft; sie verkündigten sie nur mit etwas anderen Worten. Um dies zu beweisen, mußte die allegorische Deutung herhalten, die von den Kynikern zuerst auf den Homer angewandt und dann von der Stoa weiter fortgebildet war (S. 53). Wenn Hagar die profanen Wissenschaften darstellte, Sara die vollkommene Weisheit und Tugend, wenn das schlichte Wort Abrahams (1. Mos. 18, 9): „Sara ist drinnen in der Hütte" bedeuten konnte, daß die Tugend ihren Sitz in der Seele habe, so ließ sich freilich in die Bibel alles hineinlesen, was im Platon stand, und in den Platon alles, was Philon in der Bibel entdeckt zu haben meinte. So konnte er zu dem Ergebnis kommen, daß die Philosophen von Moses bis auf Poseidonios herab — natürlich mit Ausnahme der bösen Skeptiker und Epikureer — alle eigentlich miteinander übereinstimmten und es nur darauf ankomme, ihre Lehren richtig zu deuten und zu verknüpfen.

Philon fand mit Platon das Prinzip des Bösen in dem grob Stofflichen und pries daher mit den Pythagoreern die Ertötung des Fleisches als verdienstliches Tun. Aber da der Gott des Moses allmächtiger Schöpfer des Himmels und der Erde war, konnte sich sein Verkünder doch nicht entschließen, ihm die Materie als ungeworden und von ihm unabhängig gegenüberzustellen. Doch die Stoiker hatten angenommen, daß die drei schwereren Elemente durch allmähliche Verhärtung und Abkühlung des göttlichen Feuers entstanden seien. Demgemäß dachte sich Philon, daß sich in den Ausflüssen der Gottheit eine immer fortschreitende Entartung vollzogen habe, bis endlich der letzte und niedrigste in das gemein Körperliche übergegangen sei. Gleich dem Ahuramazda des Mithrasglaubens stand auch der Gott Philons zu hoch über

der Welt, um auf sie einzuwirken oder sie auch nur selbst zu schaffen; auch er bedurfte dazu einer absteigenden Reihe von Mittelwesen, wie sie Platon und Poseidonios gelehrt hatten. Sein höchster Ausfluß war der Logos, der dem Demiurgen Platons entsprach, also als der eigentliche Weltschöpfer gedacht war; an ihn schlossen sich die Ideen und die Sternengötter an nebst einer ganzen Anzahl anderer geistiger Wesen bis zu den Menschenseelen herab. So konnte nicht nur die griechische Philosophie, sondern auch die ganze Mythologie im Jahveglauben ihren Platz bereitet finden, indem die Götter der Heiden den Engeln und Dämonen des Alten Testamentes gleichgesetzt wurden.

„Im Anfang war der Logos, und der Logos war bei Gott, und ein Gott war der Logos. Dieser war im Anfang bei Gott. Alles ist durch ihn entstanden und ohne ihn ist nichts entstanden, was entstanden ist.“ So beginnt das Johannisevangelium, sich an die Lehre Philons anlehnend. Luther hat den Logos durch „das Wort“ übersetzt, an sich nicht unrichtig; doch bezeichnet der griechische Ausdruck zugleich auch „Vernunft“ und „Grund“, und eben diese schillernde Vieldeutigkeit machte ihn geeignet, den erstgebornen und reinsten Ausfluß der höchsten Gottheit zu benennen, der zugleich ihre denkende Vernunft und als allmächtiges Schöpferwort der Urgrund der Welt war.

Auf die christliche Theologie, die, wie Philon selbst, das Alte Testament als kanonisch anerkannte, hat dieser bedeutsam eingewirkt: auf die griechisch-römische Philosophie dagegen konnte er keinen Einfluß ausüben, weil er zu sehr Jude war. Wenn sie trotzdem auf seinen Bahnen geht, so liegt dies einesteils an dem Platonismus, der, durch Poseidonios mit der Stoa verquickt, für den Juden und die Griechen

den gemeinsamen Ausgangspunkt bildete, noch mehr aber an dem Geiste der Zeit, der sich in ihren literarischen Erscheinungen, auch wo sie von einander unabhängig waren, gleichmäßig geltend machte.

Am deutlichsten tritt dies bei Plutarch hervor, der um die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christus geboren war, also etwa zu derselben Zeit, da Philon starb. Doch hat er dessen Schriften gewiß nicht gelesen; denn er weiß sehr wenig vom Judentum und verachtet es eben darum um so gründlicher. Aber auch bei ihm ist das Autoritätsbedürfnis so stark, daß er ohne ein kanonisches Evangelium nicht auskommen kann, und dieses gewähren ihm die Schriften Platons, die er dann freilich mit kaum geringerer Willkür auslegen muß, als Philon sein Altes Testament. Denn für ihn ist nicht der Stoff an sich das Böse, sondern er stellt ein indifferentes Element dar, das nicht selbst wirksam ist, sondern nur leidend sowohl die Keime des Guten als auch des Bösen in sich aufnimmt. Dieses erklärte er aus einem der Gottheit feindlichen Prinzip, das er einerseits in der pythagoreischen Zwei, die ja als Aufhebung und Negation der göttlichen Eins galt (S. 37), andererseits in dem Angramainyus des Mithrasglaubens und dem Typhon des Osirismythus wiederfindet. So wird durch ihn auch der Teufel in die Philosophie eingeführt und zugleich zwischen dieser und den modern gewordenen orientalischen Religionen die Brücke geschlagen. Denn gleich den Scholastikern des Mittelalters sieht er den höchsten Zweck der Wissenschaft darin, der Theologie zu dienen. Wie er sich in dieser Beziehung mit Philon berührt, so auch in der Auffassung des höchsten Gottes als eines Wesens, das in unerreichbarer Ferne über der Welt thront und nur durch eine Reihe

von Mittlern auf sie einwirken kann. Von diesen sind die niedrigsten Dämonen zwar viel langlebiger als die Menschen, aber nicht unsterblich, und es befinden sich unter ihnen sowohl böse als gute. Hierdurch werden auch die abstoßenden und grausamen Gebräuche des Kultus, selbst das Menschenopfer miteingeschlossen, erklärt und gerechtfertigt. Sie gelten eben nicht den Göttern, die ihrer Natur nach gut sein müssen, sondern sind bestimmt, die bösen Dämonen zu besänftigen und zu versöhnen. Wenn man dabei die Götter anruft, so geschieht dies nur durch einen naheliegenden Irrtum; denn jedem derselben stehen bestimmte Dämonen als untergeordnete Diener zur Seite, und diese hören dann auch auf den Namen ihres göttlichen Herrn und nehmen die Gaben in Empfang, von denen die Gläubigen fälschlich meinen, daß sie für den Gott selbst bestimmt seien. Diese Dämonen sind es auch, denen man alle die Übeltaten der Götter, welche die griechische Mythologie verunzieren, zuschreiben muß. Auf diese Weise findet Plutarch die Möglichkeit, die alte Überlieferung auch als historisch berechtigt gelten zu lassen, verzichtet aber daneben keineswegs auf ihre allegorische Deutung. Vor allem aber muß diese herhalten, um die Gebräuche des Kultus philosophisch zu begründen; denn in allen, bis zum rasierten Kopf des Isispriesters, findet Plutarch geheimnisvollen Tiefsinn. Den Volksglauben in seinem vollen Umfange aufrechtzuerhalten, ist für ihn nicht mehr, wie für die Philosophen der vorchristlichen Zeit, eine Forderung kluger Politik, sondern inniges Herzensbedürfnis. Er selbst findet in ihm die reinste Freude und den besten Trost in den Prüfungen des Lebens, die süßeste Hoffnung beim Herannahen des Todes. Unter den heidnischen

Gelehrten, die diesen Namen verdienen, ist er der erste, der auf ein vorurteilfreies Erforschen der Wahrheit ganz verzichtet und die Philosophie bedingungslos zur Predigerin des Glaubens macht.

Was Philon und Plutarch Gemeinsames haben, findet seine vollendete Ausgestaltung durch den Ägypter Plotinus, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts in Rom lehrte. Sein System ist zu tief und reich, um hier in kurzen Worten dargestellt zu werden; auch hat es auf weitere Kreise nicht so sehr unmittelbar gewirkt, als durch seine Nachfolger, Porphyrios und Jamblichos, die es verwässerten und wieder dem Volksglauben annäherten, soweit es sich von ihm entfernt hatte. Denn in der Vertiefung des Gottesbegriffes bezeichnet es nicht nur den Höhepunkt des Neuplatonismus, sondern auch der ganzen antiken Philosophie. Gerade darum aber mußte es mit der überlieferten Religion in Widerspruch treten, obgleich Plotin selbst sich dessen kaum bewußt ist. Denn wie im freien Griechenvolke die Philosophie kühn alles Hergebrachte bekämpfte, so sind in diesem Sklavengeschlecht selbst ihre größten Vertreter ängstlich bemüht, die anerkannten Autoritäten auf ihrer Seite zu haben. Demgemäß ist auch Plotin, so weit er tatsächlich über seine Vorgänger hinausgeht, doch der Meinung, daß Pythagoras, Platon, Aristoteles und alle großen Philosophen der alten Zeit eigentlich ganz dasselbe gelehrt haben, wie er selbst, und findet in dem Dämonenglauben auch die übliche Brücke, die ihn von seinen großartigen Spekulationen zur Volksreligion zurückführt.

Je mehr diese Sinnesart überhandnahm, desto lebhafter wurde auch bei den Heiden das Bedürfnis nach einer Offenbarung, wie sie Philon in dem Alten

Testament besaß. Über ein untrügliches Buch dieser Art verfügten sie zwar nicht; doch die göttliche Eingebung, durch die es entstanden war, blieb auch ihnen nicht fremd, ja sie regte sich in der neuen Zeit noch viel häufiger, als in der alten. Der Zustand des Erfülltseins mit einem guten Dämon, der ein plötzliches Hellsehen oder auch ein halb bewußtloses Versinken in die Gottheit hervorrief, galt diesen Philosophen als die höchste Erhebung des Menschen. Doch diese nervösen Ekstasen, so eifrig man sie herbeizuführen trachtete, stellten sich bei den meisten doch sehr selten oder gar nicht ein. Porphyrios rühmt es an Plotin, daß er sie bei ihm in einem langjährigen Zusammenleben viermal beobachtet habe; er selbst hat sich nur ein einziges Mal in diese religiöse Begeisterung versetzen können. Desto mehr bewunderte man diejenigen, bei denen sie häufiger vorkam oder die gar während ihres ganzen Lebens von einer übermenschlichen Kraft beseelt schienen.

Seit den Tagen des Pythagoras und Empedokles war das Gottmenschentum so gut wie ausgestorben gewesen; in der kühlen, hellen Luft der antiken Aufklärung hatte diese Schattenpflanze nicht gedeihen können. Denn daß man Könige und Fürsten zu göttlichem Range erhoben hatte, war mehr Sache der höfischen Schmeichelei als des religiösen Empfindens. Aber nachdem die Ausrottung der Besten, welche die Bürgerkriege mit sich brachten, die Geister erschlafft und den Glauben gestärkt hatte, schossen überall wieder Propheten und Wundertäter auf. „Viele namenlose Männer“, erzählt ein Augenzeuge aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr., „geraten in den Tempeln und außerhalb derselben bei dem ersten besten Anlaß in Bewegung, als wenn sie weissagen wollten:

einige berufen dazu auch Versammlungen und suchen Städte und Heerlager auf. Jeder von diesen ist bereit und gewohnt zu sagen: ‚Ich bin Gott oder eines Gottes Sohn oder ein göttlicher Geist. Ich komme; denn schon geht die Welt unter, und ihr, o Menschen, seid hin durch eure Sünden. Ich aber will retten; und ihr werdet mich wiedersehen zurückkehrend mit einer himmlischen Macht. Glücklich, wer jetzt mich verehrt! Alle andern aber, Städte wie Länder, werde ich mit ewigem Feuer treffen, und Menschen, die ihre Sühne nicht kennen, werden vergebens bereuen und jammern. Die aber mir vertrauen, werde ich zur Ewigkeit behüten.‘ Nachdem sie solche Drohungen ausgestoßen haben, hängen sie daran Unbekanntes und Wahnsinniges und ganz Unklares, dessen Sinn kein Verständiger entdecken kann.“ Von solchen Irrlehrern weist auch das Evangelium des Matthäus (24, 24): „Es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Wunder und Zeichen tun.“ Als diese Weissagung niedergeschrieben wurde, hatte sie sich längst erfüllt. Die meisten jener Propheten und Wundertäter haben keine Erinnerung hinterlassen, so viel Lärm sie auch zu ihrer Zeit gemacht haben mögen. Von anderen kennen wir nicht viel mehr als die Namen, wie von der syrischen Wahrsagerin Martha, die den Marius auf allen seinen Feldzügen begleiten mußte, von jenem Pythagoreer Anaxilos, den Augustus als Zauberer aus Italien verbannte, von den Samaritanern Dositheos, Simon Magus und Menander, welche in den von ihnen gestifteten Sekten göttlich verehrt wurden, von dem Gallier Mariccus, der im J. 69 n. Chr. unter dem Vorgeben, ein Gott zu sein, Scharen seiner Landsleute zum Aufstande gegen Rom be-

geisterte. Auch die makedonische Magd der Apostelgeschichte (16, 16), die einen wahrsagenden Dämon in sich beherbergte und dadurch ihrem Herrn viel Geld einbrachte, verdient in diesem Zusammenhange angeführt zu werden. So wenig wir von diesen Wundermenschen wissen, sie beweisen uns doch, wie häufig solche Erscheinungen damals waren und wie sie in allen Teilen des römischen Reiches auftauchten. „Die Wahrsager, die sich von einem Gott erfüllt stellten", wurden so gewöhnlich, daß das Strafrecht sich mit ihnen beschäftigen mußte. Nur einzelne sind uns genauer bekannt, und ihre Art ist so charakteristisch für die ganze Zeit, daß wir etwas länger bei ihnen verweilen müssen.

Dem Plutarch berichtete einer seiner Freunde von einem ägyptischen Wundermann, bei dem er sich Kunde über das Wesen der Prophezeiung geholt hatte. „Einmal in jedem Jahr erschien er den Menschen, während er sonst, wie er sagte, nur mit schweifenden Nymphen und Dämonen verkehrte. Er war von allen, die ich kenne, am schönsten anzusehn und hatte nie an einer Krankheit gelitten, weil er die heilsame und bittere Frucht einer gewissen Pflanze einmal in jedem Monat genoß. Viele Sprachen verstand er zu reden, bei mir aber bediente er sich meist des dorischen Dialektes fast wie Gesang. (In diesem Dialekt waren die meisten Schriften der Pythagoreer abgefaßt.) Wenn er aber sprach, erfüllte Wohlgeruch den Raum, da ein süßer Hauch aus seinem Munde kam. Kenntnis und Wissen besaß er zu jeder Zeit; die Weissagegabe aber wurde ihm an einem Tage in jedem Jahr eingehaucht, und ans Meer hinabsteigend prophezeite er, und zu ihm kamen Fürsten und Schreiber von Königen und gingen dann wieder."

Wie man sieht, war dies ein frommer Einsiedler, der sich nur selten und nur in dämonisch erregter Stimmung den Menschen zeigte, gerade darum aber mächtig auf sie wirkte.

Auch eine mönchische Gestalt, aber von ganz anderer Art, war der Kleinasiate Peregrinus von Parion, dessen Bild uns der Spötter Lucian voll bitteren Hohnes, aber doch erkennbar und menschlich ergreifend gezeichnet hat. Ein echtes Kind dieser schwächlichen und zugleich fanatisch erregten Zeit, ist er so feige, daß, als ein Seesturm sein Schiff bedroht, er mit den Weibern jammert und heult; doch wenn religiöser Wahn ihn stachelt, erhebt er sich trotzdem zu der Kühnheit, freiwillig in den Flammentod zu gehen. Anfangs von wilder Sinnlichkeit verzehrt und tief in Sünden versunken, macht er sein ganzes späteres Leben zu einer peinvollen Bußübung und wird so vom Verbrecher zum Heiligen. In seinen jungen Jahren führte er das Leben eines Wüstlings, wurde einmal beim Ehebruch, ein anderes Mal bei der Schändung eines Jünglings ertappt und mußte sich mit einer großen Summe von der Strafe freikaufen. Um das Geldbedürfnis, das sich aus solchen Neigungen ergab, befriedigen zu können und früher zu seiner Erbschaft zu gelangen, ermorderte er seinen Vater und irrte dann, von Furcht vor der Bestrafung und zugleich von heißen Gewissensbissen getrieben, unstet durch die Länder. In Palästina wurde er mit dem Christentum bekannt und suchte Vergebung seiner Sünden in dem neuen Glauben. Der glühende Eifer, mit dem er ihn ergriff, machte ihn bald zu einem Führer der Gemeinde. Er legt ihr die Schrift aus, verfaßt selbst Bücher darüber und gilt als gottbegnadeter Prophet. Doch ihn treibt es zum Martyrium,

das ihm als einzige vollgültige Sühne seines Verbrechens erscheint. Er wird als Christ eingekerkert, und die Gläubigen drängen sich zu dem mutigen Bekenner, um ihm ihre Verehrung zu erweisen und seine Gefangenschaft zu erleichern. Aber der Statthalter von Syrien ist klug genug, keine Märtyrer machen zu wollen, und läßt ihn laufen. Jetzt kehrt Peregrinus in seine Heimat zurück, wo ihm der Tod, den er sucht, sicher scheint; denn sein Vatermord ist nicht vergessen. Im letzten Augenblick aber ergreift ihn wieder feige Lebenslust; er stopft den Anklägern die Mäuler, indem er sein ganzes Vermögen seiner Vaterstadt schenkt, und läßt sich als bettelnder Apostel von den Christengemeinden ernähren. Doch nach einiger Zeit wird sein unsteter Geist wieder schwankend; er sehnt sich nach den Freuden der Welt zurück, die er verlassen hat, sagt dem Christentum ab und richtet eine Bittschrift an den Kaiser, ihm seine Güter wiederzugeben, aber ohne Erfolg. So muß er Bettler bleiben und zieht jetzt mit Stab und Ranzen als kynischer Philosoph durch die Welt. Doch der Drang zur Buße und zum Martyrium ist ihm geblieben und vielleicht noch durch die Reue darüber geschärft, daß er ihm eine Zeitlang untreu geworden ist. In Ägypten, wo schon damals ein nacktes heidnisches Mönchtum sein Wesen trieb, kasteit er sich mit Stockhieben und gibt sich ohne jede Bekleidung, den halben Kopf rasiert und das Gesicht mit Kot beschmiert, dem Spotte des Volkes preis, wird aber dafür erst recht als Heiliger verehrt, nur jetzt nicht mehr von den Christen, sondern von den Kynikern. Dann geht er nach Rom und sucht wieder den Tod, indem er öffentlich den Kaiser schmäht. Doch eben damals saß ein Philosoph auf dem Thron, Mark Aurel, der selbst der stoischen

Sekte angehörte und der nah verwandten kynischen nicht abhold war. Wie sich's gebührte, verachtete er den Kläffer; aber sein Freimut gegen den Herrscher verschaffte dem Peregrinus neuen Ruhm, der sich noch steigerte, als der Stadtpräfekt sich veranlaßt sah, ihn auszuweisen. Jetzt zog er in Griechenland umher, überall eine weltfremde Moral predigend, die Großen schmähend und sogar das Volk zum Aufstande gegen Rom aufreizend. Da er wieder unbestraft blieb, bereitete er sich selbst das Martyrium, das ihm die Staatsgewalten nicht gönnen wollten. Er und seine kynischen Jünger verkündigten in begeisterten Reden, er wolle für die Menschheit sterben, um sie durch sein Beispiel von der Todesfurcht zu erlösen, und bei einem olympischen Feste, bei dem Zuschauer aus allen griechischen Städten versammelt waren, stürzte er sich, von einer tausendköpfigen Menge angestaunt, in eine mit brennendem Holz gefüllte Grube. Gleich darauf verbreitete sich das Gerücht, aus den Flammen habe sich seine Seele als Geier zum Himmel erhoben, und manche wollten ihn in weiß leuchtendem Gewande als Auferstandenen gesehn haben. Schon vorher war ein Sibyllenorakel bekannt geworden, wonach er zu den Göttern aufsteigen und neben Hephaistos und Herakles thronen werde. Jetzt errichtete man ihm Statuen in zahlreichen Städten, und einzelne scheinen sich sogar angeschickt zu haben, ihm einen göttlichen Kultus zu weihen. Ob er sich auch als Prophet hervorgetan hat, ist nicht überliefert; aber da er selbst und seine Verehrer ihm den Namen Proteus beilegten, dessen ersten Träger man als allwissenden und die Zukunft verkündenden Meergreis aus dem Homer kannte, muß es für mehr als wahrscheinlich gelten, daß auch solche Wundergaben ihm zugeschrieben wurden.

Einen dritten Typus dieses Gottmenschentums vertritt Apollonios von Tyana, dessen langes Leben fast das ganze erste Jahrhundert n. Chr. ausfüllte. Eine göttliche Verkündigung ging, wie man erzählte, seiner Geburt voraus. Jener weissagende Proteus, der sich später auch in Peregrinus verkörpern sollte, war leibhaftig seiner schwangeren Mutter erschienen und hatte ihr erklärt, daß sie ihn selbst wiedergebären werde. Als sie ihre Stunde nahen fühlte, war sie dann, durch einen Traum gemahnt, zum Blumenpflücken auf eine Wiese hinausgegangen und hatte dort, umgeben von einem Chor singender Schwäne, das Kind zur Welt gebracht. Der Pflegevater — denn für den wirklichen Erzeuger hielt man Zeus — war ein angesehener und wohlhabender Mann und ließ dem Apollonios eine standesgemäße Erziehung zuteil werden, so daß er schon als Knabe mit den Lehren der philosophischen Sekten vertraut wurde. Im sechzehnten Jahre beschloß er, pythagoreisch zu leben, d. h. er verschmähte Wein, Fleischkost und Kleider aus tierischer Wolle, ging barfuß im Leinwandkittel, ließ sich das Haar wachsen, hielt die Augen niedergeschlagen und gelobte außerdem ewige Keuschheit, obgleich dies die Satzungen des Pythagoras nicht verlangten. Bei dem Tempel des Asklepios in dem kilikischen Aigai nahm er seinen Wohnsitz und erregte bald durch Weisheitssprüche und Moralpredigten allgemeines Aufsehen. Als sein Vater starb und er bald darauf mündig wurde, verteilte er den größten Teil der reichen Erbschaft unter seine Verwandten und begann mit dem Rest ein Wanderleben zu führen, wobei er sich als geistliche Übung ein fünfjähriges Schweigen auferlegte. Dies, verbunden mit seiner seltsamen Tracht, die seine schöne und imponierende

Erscheinung voll zur Geltung brachte, verlieh ihm solches Ansehn, daß er nur durch Blick und Handbewegung oder durch die wenigen Worte, die er auf kleine Zettel schrieb und vorlesen ließ, selbst aufrührerische Volksmassen zur Ruhe bringen konnte. Als jene fünf Jahre abgelaufen waren, reiste er, schon jetzt von einer Schar bewundernder Schüler umgeben, nach Persien, Indien und Ägypten, um die Weisheit der Magier, der Brahmanen und der nackten Mönche an der Quelle kennen zu lernen. Nachdem er so mit allen möglichen abergläubischen Bräuchen bekannt geworden war, durchzog er predigend und lehrend fast das ganze römische Reich, wobei er meist in den Tempeln seine Wohnung nahm. Was er predigte, war zum Teil jene banale Moral, die allgemein anerkannt ist und eben deshalb von allen bewundert, wenn auch von sehr wenigen befolgt wird. Noch größeren Wert aber legte er darauf, die Menschheit darüber zu belehren, welche Art des Kultus den Göttern die genehmste sei. So verkündigte er, daß man bei Trankopfern den Wein immer über den Henkel gießen müsse, damit er den Rand des Bechers nicht an solchen Stellen berühre, auf denen schon menschliche Lippen geruht hätten. Von derselben tiefsinnigen Weisheit, wie diese Vorschrift, zeugen auch seine übrigen Lehren; doch meist in kurzen, eindringlichen Sprüchen vorgetragen, verfehlten sie nie ihre Wirkung auf die Menge. Um diese noch zu verstärken, leistete er sich hin und wieder auch ein Mirakelchen, sei es nun eine Krankenheilung oder gar eine Totenerweckung, die Austreibung eines Dämons oder der Nachweis eines vergrabenen Schatzes; doch war er mit solchen Kundgebungen seiner göttlichen Macht im ganzen sparsam. Desto eifriger betätigte er sich in Zeichendeutungen und Weissagungen,

freilich meist so dunkelen, daß man den Sinn erst verstand, nachdem sie sich erfüllt hatten. Immerhin waren diese Leistungen in einer so gläubigen Zeit wirkungsvoll genug, um ihn seinen Anhängern als Gott, seinen Gegnern als Zauberer erscheinen zu lassen. Wegen dieses Verdachtes zog ihn der tyrannische Domitian in Rom vor sein Gericht, was natürlich sein Ansehen noch erhöhte; doch wurde er freigesprochen und verschwand dann plötzlich vor den Augen der Richter, um noch am selben Tage seinen Schülern in Neapel zu erscheinen. Niemals hat Apollonios in Lehrmeinung oder Lebensführung irgendein Schwanken gezeigt, niemals ist er aus seiner Rolle gefallen; selbst im Tode blieb er sich treu. Denn nachdem er das höchste Greisenalter erreicht hatte, verschwand er wie Empedokles (S. 41) aus der Welt, ohne daß man den Ort seines Hinscheidens oder die Stätte des Grabes kannte. Man erzählte sich, ein verschlossener Tempel habe sich ihm von selbst geöffnet; er sei eingetreten und darin verschwunden, während ein Gesang, wie von Jungfrauenstimmen, erschallte: „Steige von der Erde, steige zum Himmel, steige!“ Und später soll er einem Jüngling, der an der Unsterblichkeit der Seele zweifelte, noch erschienen sein und ihn bekehrt haben. Daß einem so merkwürdigen Heiligen in seiner Vaterstadt ein Tempel errichtet wurde und sein Andenken noch jahrhundertelang gefeiert blieb, ist hiernach wohl zu begreifen.

Wir haben alle jene Wunder getreulich nacherzählt, wie es dem Geschichtschreiber zukommt; denn soweit die historische Kritik reicht, sind sie keineswegs schlecht beglaubigt. Und dasselbe gilt von sehr vielen unter den zahllosen Wundern, die seit den

ältesten Zeiten, über die wir Quellen besitzen, durch das ganze Mittelalter hindurch bis auf unsere Tage immer wieder berichtet werden. Ich erinnere nur daran, was in den Spiritistenprozessen der letzten Jahrzehnte durchaus unbescholtene Leute unter dem Zeugeneid ausgesagt haben. Daß es Unzählige gegeben hat und noch heute gibt, die nach ihrer eigenen festen Überzeugung Wunder gesehn haben, unterliegt also keinem Zweifel, und ein historischer Berichterstatter kann nur dann als zuverlässig gelten, wenn er schlichtweg angibt, was er gesehn und gehört hat, nicht wenn er mit rationalistischer Kritik das Wunderbare wegzudeuten sucht. Denn für die Erklärung, wie es zustande gekommen ist, kann nicht der Geschichtsforscher die Autorität des Sachverständigen in Anspruch nehmen, sondern nur der Nervenarzt oder auch der Professor der höheren Magie.

So ist es denn auch sehr zu bedauern, daß wir über den letzten der Gottmenschen, von denen wir zu berichten haben, keine andere Quelle besitzen, als den ungläubigen Lucian. Denn er erklärt die Wundertaten seines Helden auf natürlichem Wege, und da alles, was er in dieser Beziehung vorbringt, nichts anderes als Vermutung ist, kann es nicht für beglaubigt gelten. Wir halten uns daher in der Geschichte des Alexander von Abunoteichos nur an das, was alle Welt hatte bemerken können, und sehen von den Erklärungen des Lucian gänzlich ab. Die Wirksamkeit jenes Wundermannes fiel, wie die des Peregrinus, in die letzte Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Er hatte in seiner Jugend den Unterricht eines Arztes genossen, der sich rühmte, ein Schüler des Apollonios von Tyana gewesen zu sein, und kannte daher sowohl die Methode der Krankenheilung als auch den pythagoreischen Hokuspokus, der

bei seinem Meister mit dazu gehörte und bei nervösen Leiden seine Wirkung auch kaum verfehlt haben wird. In Tracht und Lebensführung ahmte er den Apollonios nach, nur daß er dessen wallendes Haar durch eine Perücke ersetzen mußte und Keuschheit nicht als notwendigen Bestandteil des Pythagoreertums betrachtete. Denn wie jene Paulina ein Verhältnis mit dem hundsköpfigen Anubis einging und auch ihr Gatte dem nicht widersprach (S. 118), so drängten sich die Weiber Kleinasiens zu Alexander, als auch er zu gottähnlicher Würde aufgestiegen war. Dies geschah in folgender Weise. Bei dem uralten Apollontempel von Chalkedon fand man Erztafeln in der Erde, auf denen die Weissagung eingegraben war, daß Asklepios mit seinem Vater Apollon leibhaftig in Abunoteichos erscheinen würden, und andere Orakel, die ebenso „zufällig“ ans Licht kamen, bestätigten dies. Alsbald begannen die Bürger der erwartungsvollen Stadt einen Tempel zu bauen, um darin die beiden großen Götter würdig aufnehmen zu können. Da erschien Alexander unter ihnen, der vorher auf Reisen gewesen war, in seiner seltsamen Pythagoreertracht und bewaffnet mit einem Sichelschwert, das er als Abzeichen des Perseus führte, weil er mütterlicherseits seinen Stammbaum von diesem Heroen ableitete. Durch einige Wahrsprüche, die er in wilder Begeisterung mit Schaum vor dem Munde verkündigte, erregte er zunächst die allgemeine Aufmerksamkeit. Dann zeigte er sich eines Morgens auf dem Markte, nur mit einem goldbrokatenen Schurz bekleidet und das Sichelschwert in der Hand, schüttelte die langen Locken seiner Perücke und verkündete in heiliger Besessenheit, daß jetzt die Stunde gekommen sei, in welcher der Gott sich offenbaren wolle. Von einer großen Volksmenge begleitet, eilte er zur Stätte

des neugegründeten Tempels, in dessen eben erst begonnenen Fundamenten noch das Wasser stand, und holte aus diesem ein großes Ei hervor. Man schlug es auf, und ein winziges Schlänglein wurde darin sichtbar. Alexander nahm es mit nach Hause; in wenigen Tagen hatte es sich zu einer riesigen Schlange ausgewachsen, und das herbeiströmende Volk durfte den Propheten anstaunen, wie er auf seinem Lager saß, die Windungen des Tieres um Hals und Arme geschlungen. Er erklärte es für eine Inkarnation des Asklepios, der in dieser Gestalt unter dem Namen Glykon verehrt werden wolle, und die Begeisterung für den neuen Gott wurde bald so groß, daß die Stadt Münzen mit seinem Bilde schlagen ließ und sogar bei dem Kaiserhofe beantragte, auf seinen Namen in Glykonopolis umgetauft zu werden. In dem Tempel, der eiligst vollendet wurde, erstand jetzt eine vielbefragte Orakelstätte. In der Regel schickte man die Fragen versiegelt ein und erhielt dann gegen eine bescheidene Gebühr — denn die Menge mußte es machen — die gewünschte Anwort. Sie stand in schönen Hexametern unter der Frage, ohne daß scheinbar das Siegel erbrochen war. Mitunter tat aber die Schlange auch selbst den Mund auf und sagte mit eigener Stimme die Verse her, eine Form des Orakels, die besonders hoch geschätzt und wahrscheinlich auch dementsprechend bezahlt wurde. Neben diesen Bauchrednerkünsten gingen dann auch mannigfache Wunder her, die sich, wie bei Apollonios selbst, so auch bei seinem Nachfolger, bis zur Totenerweckung steigerten. Dem Kultus des Glykon durften natürlich auch die Mysterien nicht fehlen, die damals ja die geschätzteste Art des Gottesdienstes darstellten. In ihnen wurde der ganze Stammbaum der neuen Götter

den Eingeweihten dramatisch vorgeführt: erst die Geburt des Apollon, dann seine Liebe zur Koronis, die ihm den Asklepios gebar; an einem zweiten Tage sah man Schöpfung und Erscheinung des Glykon; an einem dritten die Zeugung des Alexander durch den Heilgott Podaleirios und dann die Liebschaft des Wundertäters mit der Mondgöttin, aus der angeblich seine einzige Tochter hervorgegangen war. Bei dieser Szene trat Alexander persönlich auf und ließ im Verlauf der sehr drastischen Zärtlichkeiten, die dem andächtigen Publikum vorgeführt wurden, deutlich sehen, daß er einen goldenen Schenkel hatte, wie es die Sage dem Pythagoras nachrühmte. Wie man sieht, hatten diese Darstellungen einen recht schlüpfrigen Charakter; doch auch dies entsprach dem Geist einer Epoche, die sich für den entmannten Attis begeistern konnte. Bald gewann das Heiligtum des Glykon, obgleich sein Sitz nur ein unbedeutendes Städtchen Kleinasiens war, einen Einfluß, der bis über die Donau reichte. In Dacien wurden dem Schlangengotte Weihgeschenke dargebracht; auf einer mösischen Inschrift erscheinen er und Alexander selbst, neben Jupiter und Juno. Auch in Rom blieb das Orakel nicht unbekannt: ein Consular ließ sich durch seine Wahrsprüche bestimmen, die Tochter des Gottmenschen zu heiraten, und sogar auf die Kriegführung Mark Aurels gegen die Marcomannen durfte es einwirken. Es hatte verkündet, wenn man zwei Löwen unter gewissen heiligen Zeremonien auf die Feinde loslasse, werde der Sieg gewonnen werden, und tatsächlich wurde er gewonnen, aber von den Germanen, worauf Alexander erklärte, eben das sei gemeint gewesen. So mußte er noch manches seiner Orakel entschuldigen, und wenn sie nicht zweideutig oder auch ganz un-

verständlich waren, was oft genug vorkam, trat ihre Fehlbarkeit mitunter noch deutlicher hervor. Doch tat dies dem Glauben an seine Prophetengabe durchaus keinen Abbruch. Als ein besonders auffälliges Beispiel von einem Epikureer benutzt wurde, um ihn öffentlich als Schwindler zu entlarven, da hatte dies keine andere Folge, als daß die Menge den bösen Zweifler zu steinigen begann und er kaum dem Tode entging.

Diese wenigen Beispiele des Gottmenschentums sind uns genauer bekannt; doch finden wir darin schon fast alle Typen vertreten, welche die Religionsentwicklung des Mittelalters und der Neuzeit noch so und so viele Male wiederholen sollte: den gottseligen Einsiedler, der, in der Wüste versteckt, sich nur auf seltene Augenblicke der andächtigen Menschheit zeigt, und den populären Prediger, der große Massen dauernd beherrscht; den fehllosen Tugendbold und den reuigen Sünder, der ängstlich die Sühne des Martyriums sucht; den früh Fertigen, der von Jugend auf das gleiche Ideal verkörpert, und den zweifelnden Wahrheitsucher, der von einer Religion zur andern irrt und erst im freiwilligen Tode die Befriedigung findet; den Reinen, der jeder Sinnlichkeit auch in der Form der Ehe abgesagt hat, und den geilen Mucker; den Uneigennützigen, der sich in freiwilliger Armut gefällt, und den schlau Berechnenden, der mit der Religion Geschäfte macht. Doch alle können sie Wunder tun und die Zukunft verkündigen, und alle finden gläubige Gemeinden, die sich nicht nur aus den Kleinen und Armen im Geist zusammensetzen, sondern bis in die höchsten Kreise der Macht und Bildung hinaufreichen.

Wie ansteckend dieser Taumel des Glaubens war, und mit welcher unwiderstehlichen Gewalt er die Massen hinriß, mögen ein paar Beispiele zeigen, die

uns zufällig erhalten sind. Im Anfang des dritten Jahrhunderts hieß es an der unteren Donau, daß Alexander der Große von den Toten auferstanden sei und zu neuen Siegen die Welt durchziehe. Ein Mann, der ihm ähnlich sah und in der Tracht erschien, wie man sie aus den Bildern des makedonischen Königs kannte, zeigte sich, umgeben von vierhundert Gefolgsleuten, die, wie der Chor des mythischen Welteroberers Dionysos, Rehfälle und Thyrsosstäbe trugen. In allen Städten Thraciens nahm man die Schar gläubig auf und bewirtete sie auf öffentliche Kosten, bis sie, jenseit des Bosporus angelangt, nach einer nächtlichen Opferhandlung von wunderlicher Art plötzlich verschwand. Noch bezeichnender ist das Wiedererscheinen des Moses, das in den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts die Juden Kretas in Aufregung versetzte. Ein toller Schwärmer verkündete ihnen, wie er sie einst in seinem früheren Leben durch das Rote Meer geführt habe, so sollten sie auch jetzt unter seiner Leitung trockenen Fußes von ihrer Insel in das Gelobte Land ziehen. Besitz und Arbeit im Stich lassend, folgte ihm am vorherbestimmten Tage ein großer Haufe. Auf einem Felsvorsprung angelangt, forderte er seine Anhänger auf, sich ins Wasser zu stürzen, das sich vor ihnen teilen werde. Und wirklich gehorchten ihm viele, und auch er selbst scheint in verrückter Begeisterung hinabgesprungen zu sein. Denn als man merkte, daß die Gläubigen am Gestein zerschellten oder, soweit nicht Fischerboote sie retteten, im Meer ertranken, war er spurlos verschwunden, und jetzt meinte man natürlich, es sei ein teuflischer Dämon gewesen. Und dämonisch ist allerdings die Wirkung, welche religiöse Tollheit damals ausübte und noch bis in die neueste Zeit ausgeübt hat.

Aber mochten auch Schwärmer und Betrüger die Glaubensfreudigkeit der Menschen mißbrauchen, so bleibt es doch unbestreitbar, daß das religiöse Empfinden in dieser Zeit einen mächtigen Aufschwung nahm. Der alte Römer hatte mit seinen Göttern ganz geschäftsmäßig verkehrt; selbst das Gebet bewegte sich in streng juristischen Formeln, die, jedes Mißverständnis sorgfältig ausschließend, genau angaben, was man von ihnen erwartete und was man dafür zu leisten versprach. Nichts, worauf sie ein Recht hatten, wurde ihnen vorenthalten; doch durften sie auch nicht unbescheiden sein. Gern brachte man ihnen Opfer dar, bei denen ein Stückchen Braten auch für den armen Bürger abfiel, und weihte ihnen Spiele, die auch das Volk amüsierten. Aber als der beste Kenner der heiligen Bräuche, der Pontifex Scaevola, gefragt wurde, welche Arbeit man an religiösen Festen tun dürfe, da antwortete er: „Jede, deren Unterlassung Schaden bringen würde.“ Mit jüdischer Strenge den Feiertag zu heiligen oder gar sich widerstandslos von den Feinden niederhauen zu lassen, wenn sie am Sabbat angriffen, lag dem Römer gänzlich fern. Der Krieger freute sich, wenn vor der Schlacht die Auspicien gut schienen; aber waren sie ungünstig, so stellte man sich, als bemerke man das nicht, und kämpfte doch. So hatte man sein gutes, unschuldiges Religiönchen, das keinem tief zu Herzen ging, aber auch keinen störte. Ganz anders empfand man in der Kaiserzeit; schlossen sich damals doch viele Römer sogar dem verachteten Judentum an, eben weil seine Sabbatheiligung und seine Speisegebote nicht leicht zu erfüllen waren und man sich dessen freute, Schweres für die Gottheit auf sich zu nehmen. Der Redner Aristeides litt dreizehn Jahre lang an

einer peinvollen Krankheit; er suchte die Traumorakel des Asklepios auf, um sich durch sie Heilmittel
168 angeben zu lassen, aber keines wollte helfen. Trotzdem wird sein Glaube nicht wankend, und daß der Gott ihn dessen würdigt, ihm so oft im Traum zu erscheinen, und ihn bei einer dieser Visionen sogar als seinen Auserwählten bezeichnet, ist für ihn ein unbeschreibliches Glück, das alle Schmerzen des Siechtums reichlich aufwiegt. Ohne Zweifel ist dies echte, tiefe Frömmigkeit, und in ihrer Zeit steht sie nichts weniger als vereinzelt da. Aber während das Römertum in seinem kühlen Vernunftglauben sich die halbe Welt unterworfen hatte, ging es in den Zeiten jener hohen Gottbegeisterung immer tiefer bergab mit ihm. Schon im ersten Jahrhundert nach Christus läßt Petron eine fromme Buhlerin sagen: „Unsere Gegend ist so voll von gegenwärtigen Gottheiten, daß man leichter einen Gott als einen Menschen findet.“ Dies Mißverhältnis steigerte sich mit der Zeit: je mehr das Heer der Geister und Dämonen anwuchs, desto dünner und schwächer wurde die menschliche Bevölkerung. Und wenn die Zahl der Festtage vom Ende der Republik bis auf Kaiser Marcus von sechsundsechzig bis auf hundertfünfunddreißig, also auf mehr als das Doppelte stieg, so trug auch dies nicht dazu bei, die Leistungen des Ackerbaus oder der Industrie zu steigern und so für eine vermehrte Menschenzahl Nahrung zu schaffen. Die Sittlichkeit aber, deren Stütze man in der Religion zu finden meinte, hatte an ihrem Aufschwung keinen Anteil. Wohl war Kaiser Marcus ein frommer Mann; aber wenn er zugleich auch ein edler Mensch war, so hatte er dies nicht seiner Frömmigkeit zu danken. Denn die grausamsten Tyrannen und schamlosesten Wüstlinge, wie Domitian im ersten Jahrhundert.

Elagabal im dritten, Maximinus Daja im vierten, dienten ihren Göttern mit nicht geringerem Eifer. Commodus ließ sich den Kopf rasieren, wie die Isis- 169
priester es tun mußten, und trug in der Prozession der Göttin den Anubis; doch bei diesem gottseligen Tun belustigte er sich damit, den vor ihm Gehenden mit dem hölzernen Hundskopf des Götterbildes die Schädel blutig zu schlagen. Caracalla weihte in frommer Dankbarkeit dem Serapis das Schwert, mit dem er seinen Bruder ermordet hatte. Seine würdige Mutter trieb ganz öffentlich Blutschande mit ihrem Sohn und war doch die Seele jenes gläubigen Literatenkreises, aus dem die Lebensbeschreibung des keuschen Apollonios hervorgegangen ist. Die Tempel wurden fleißiger besucht, als je vorher, namentlich von den Frauen; aber sehr oft geschah dies, um sich dort ein Stelldichein mit dem Liebsten zu geben, und die Küsterwohnungen spielten dabei die Rolle der heutigen *chambres séparées*. Die römische Dirne betete inbrünstig zur Isis und war während der Fastenzeit unerbittlich für ihre Liebhaber; doch waren die Tage frommer Enthaltsamkeit vorübergegangen, so konnte sie wieder Dirne sein, und das um so unbedenklicher, als ja die alten Sünden jetzt abgebüßt waren und für die neuen die gleiche Absolution zu erwarten stand.

In den früheren Abschnitten haben wir gezeigt, wie die Kaiserzeit auf allen Gebieten, dem politischen, dem wirtschaftlichen und dem kulturellen, auf Entwicklungsstufen zurücksank, welche die besseren Vorfahren längst hinter sich gelassen hatten. Dasselbe gilt auch von der Religion. Denn jene juristische Theologie, obgleich sie für unsere Kenntnis am Anfang der römischen Geschichte steht, bezeichnet doch schon ein Hinauswachsen über die primitivsten Zustände. Ein

inniger Glaube an die Götter muß jener geschäftsmäßigen Abfindung mit ihnen vorausgegangen sein,
170 und die Furcht vor den Dämonen, welche die neuerwachte Frömmigkeit mit Unterstützung der Philosophie predigte, ist, wie wir gesehen haben, der älteste Ausgangspunkt aller Religionsgeschichte (II S. 367). Die Götterliebschaften, die Xenophanes schon fünfhundert Jahre früher für Unsinn und Lästerung erklärt und seitdem fast jeder denkende Mensch verworfen hatte, wurden wieder geglaubt, und die Weiber fühlten sich hochbeseligt, wenn sie einer solchen Ehre teilhaft werden konnten. Und nicht nur das Kinderzeugen mit einem Gott oder einem Wundermanne, sondern auch die unfruchtbaren Buhlschaften mit den Eunuchen der syrischen Astarte galten als ein Gott wohlgefälliges Werk. Der Glykon des Alexander war ein ganz gewöhnlicher Tierfetisch, wie man sie in Ägypten schon vor vier Jahrtausenden angebetet hatte, und andere Fetische fanden kaum geringere Verehrung. Derselbe Consular, der die Tochter des Wundermannes zur Frau Senatorin machte, pflegte vor jedem bekränzten Stein, den er auf seinem Wege fand, umständliche Andachten zu verrichten, und der berühmte Redner Fronto, der den Kaiser Marcus hatte unterrichten dürfen, schreibt an Lucius Verus, er habe auf die Nachricht von dessen Genesung jedem geheiligten Baume sein Dankgebet dargebracht. Kaiser Elagabalus erhob den Meteorstein von Emesa, den er nach Rom verpflanzte, sogar zum höchsten aller Staatsgötter. Dieser Fetisch wurde zwar in die Ecke geworfen, als seinen nichtswürdigen Anbeter das verdiente Schicksal traf. Die Gottheit aber, die seit dem ersten Jahrhundert vor allen andern in Mode kam und diesen Vorrang dauernd behauptete, war die Sonne. In ihr erkannte man die

einheitliche Grundlage fast aller Göttergestalten; an sie richtet Apollonios von Tyana sein tägliches Gebet; sie verehrten die Kaiser und ihre Heere als den unbe- 171
siegbaren Siegbringer; sie bildete nach der Mithraslehre den Mittler zwischen Himmel und Erde, und die neue Philosophie schloß sich dem an. So wurde der Sonnenglaube, den schon die Theologie des Homer, indem sie aus ihm hervorwuchs, überwunden hatte, aufs neue zum Mittelpunkte der Religion. Und die Bevorzugung der orientalischen Kulte, die Jahrtausende vor dem griechisch-römischen entstanden waren, bedeutete doch auch eine Rückkehr zu alten und abgelebten Glaubensformen.

Freilich hatte man ihnen zum Teil einen neuen Gedankeninhalt untergelegt. Die Astrologie führte alles, was in der Welt vorging, Naturereignisse und Menschenschicksale, auf die Einflüsse der Planeten zurück, und da man beobachtet hatte, daß deren Bewegungen sich nach der Sonne richteten, leitete auch dies zu dem Schlusse, daß sie die Beherrscherin des Weltalls sei. So konnte auch die Philosophie dem Sonnenglauben huldigen, ohne mit dem, was man als sicheres Resultat der wissenschaftlichen Forschung betrachtete, in Widerspruch zu treten. Doch wiederholte sich damit nur, was sich immer wiederholt hat und auch heute noch beobachtet werden kann: man rechtfertigte uralte Überlieferung mit neuen Gründen, weil die ursprünglichen den höher gebildeten Geistern nicht mehr genügten. Aber der Sonnenglaube wuchs nicht aus den Forschungen der Astronomie hervor, sondern diese paßte sich ihm an, weil er aus den niederen Volksschichten, in denen er unbeachtet, aber auch wenig verändert, jahrhundertelang geschlummert hatte, jetzt auch in die Kreise der geistig höher Stehenden mächtig empordrang.

In den Zeiten des Caesar und Cicero hatte man die Frage, ob es Götter gebe oder nicht, ruhig und sachlich diskutiert, und keinem gereichte es zur Schande, wenn er sich als Skeptiker bekannte. Im ersten Jahrhundert n. Chr. beginnt man die Gottlosigkeit wieder als schwere Sünde zu betrachten, wie damals, als die Athener gegen Protagoras und Sokrates Todesurteile fällten, und diese Anschauung gewinnt mit der Zeit an Kraft. Nicht nur Alexander von Abunoteichos würdigte Epikureer und — Christen, die für ihn beide zusammengehörten, seines grimmigsten Hasses, sondern auch ehrliche Männer, die den Spitzen der damaligen Literatur beigezählt werden dürfen, verdammten diese Ungläubigen. Doch den Epikureern trat die Staatsgewalt nicht entgegen; Lucian konnte den Götterglauben in einer Reihe boshafter Satiren lächerlich machen, ohne deshalb eine Strafe fürchten zu müssen. Ihre gottlosen Predigten waren ja ein Erbteil aus der Väter Zeit und durften eben deshalb Duldung beanspruchen; man hatte sich an sie gewöhnt und hörte sie weiter an, wie man sie seit Jahrhunderten gehört hatte, obgleich eine immer kleinere Zahl ihnen Beifall spendete. Denn etwas Neues hatten sie nicht zu sagen, ja sie hielten jeden für einen
172 Frevler, der ein Wort Epikurs zu bezweifeln oder zu ändern wagte. So waren auch sie, dem Zuge der Zeit folgend, zu Dogmatikern geworden; auch sie verzichteten auf jedes eigene Forschen und verteidigten, wenn auch nicht die Volksreligion, so doch eine überkommene Glaubenslehre. Zudem wurden in der späteren Kaiserzeit die Schriften der Epikureer und der Skeptiker so wenig gelesen, daß sie um die Mitte des vierten Jahrhunderts fast ganz aus dem Buchhandel verschwunden waren. Die Christen dagegen waren

eine Sekte, die sich nicht auf alte Überlieferung stützen konnte; sie gewannen täglich an Boden und mußten schon darum gefährlicher scheinen. Man hat die Verfolgungen, die sich gegen sie richteten, vielfach auf politische Ursachen zurückgeführt, gewiß mit Unrecht; sie gingen aus ebenso ehrlichem Glaubenseifer hervor, wie die Ketzergerichte der Inquisition in der neueren Zeit. Die römischen Kaiser und ihre Werkzeuge hielten es eben für Pflicht, die Religion, der sie selbst mit immer wachsendem Eifer anhingen, gegen Angriffe, die eine wirkliche Gefahr für sie bedeuteten, mit allen Mitteln zu verteidigen. Und doch suchten die Christen das Heil fast ganz auf demselben Wege, wie ihre heidnischen Zeitgenossen. Solange man deren Glauben demjenigen gleichsetzte, den man aus Homer und Sophokles kannte, mußte man annehmen, daß er zu dem Christentum in unausgleichbarem Gegensatze stehe; doch seit man die Religion genauer kennenlernt, die mit ihm gleichzeitig im römischen Reiche herrschte, schwinden die Unterschiede, welche die beiden Glaubensformen trennen, an Zahl wie an Bedeutung immer mehr zusammen. Man erkennt immer deutlicher, daß beide Schöpfungen der gleichen Epoche sind und den Stempel derselben in gleicher Weise an der Stirne tragen.

Achtes Kapitel.

Das Christentum.

173 Wir haben nicht die Absicht, Jesus in seiner menschlichen Persönlichkeit zu schildern und seine Lebensschicksale historisch darzustellen, Aufgaben, die nach dem Zustande der Überlieferung vielleicht unlösbar, jedenfalls noch nicht gelöst sind. Auch was von der Lehre, die wir die christliche nennen, auf ihn selbst zurückgeht, was ihr erst nach seinem Tode von Paulus, Johannes oder andern Jüngern hinzugefügt ist, soll uns hier nicht beschäftigen. Alle Fragen, die sich auf die Entstehung des Christentums beziehen, sind so schwierig, daß wir uns freuen, ihnen aus dem Wege gehn zu dürfen. Denn was wir hier zu behandeln haben, ist nur sein Einfluß auf den Untergang der antiken Welt, und dieser begann erst sich geltend zu machen, als es im wesentlichen fertig war. Wir brauchen uns daher auch nicht dabei aufzuhalten, welche Schriften des Neuen Testaments echt sind, welche nicht, obgleich wir nicht verschweigen wollen, daß uns in den meisten Fällen die Zweifel grundlos scheinen. Doch auch wenn sie berechtigt wären, steht es fest, daß die ganze Sammlung seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts abgeschlossen vorlag und bald darauf in ihrem vollen Umfang als bindend für jeden Gläubigen anerkannt war. So

hatten Evangelien und Apostelgeschichte, Episteln 174
und Apokalypse an jenem Einfluß allesamt den gleichen Anteil und können daher für unseren Zweck als einheitliche Masse betrachtet werden.

Daß es eine solche Glaubensurkunde besaß, die man bei den Gottesdiensten vorlesen und in der Predigt auslegen konnte, war ein wichtiger Vorteil für das Christentum in seinem Konkurrenzkampfe gegen die heidnischen Kulte. Diese bestanden durchgängig aus Zeremonien, die ihr graues Altertum ehrwürdig, aber auch unverständlich machte. Wie stark das Bedürfnis war, über ihren Sinn aufgeklärt zu werden, beweist der Zudrang zu den Mysterien, die ein solches Wissen zu spenden versprachen. Aber da sie nur einmal im Jahre stattfanden, konnten ihre Belehrungen nur kurz und unvollständig sein, und zum Teil waren sie noch geheimnisvoller als dasjenige, was sie erklären sollten. Die Philosophie hatte die Lücke auszufüllen versucht; seit sie fromm geworden war, betrachtete sie es als ihre wichtigste Aufgabe, den tieferen Sinn der Kulthandlungen zu begreifen und aufzudecken. Und die sittliche Ermahnung, die mit der Bibelauslegung der Christen verbunden war, hatte sie schon seit den Tagen des Sokrates eifrig gepflegt. An erbaulichen Predigten fehlte es also auch dem Heidentum nicht, und nicht nur in den vornehmen Hörsälen erschallten sie, wo Stoiker und Epikureer ihre Weisheit lehrten, sondern die Kyniker trugen sie auch auf die Gassen hinaus (S. 55). Doch was sie verkündeten, war zweifelhaftes Menschenwort, wie sich schon aus dem Streit der Philosophenschulen deutlich ergab. Das freie Griechentum hatte seine Freude daran gefunden, über diese Widersprüche zu disputieren und aus den verschiedenen Meinungen zu

175 wählen, was jedem einzelnen nach seiner Individualität das gemäßeste war: die denkfaule Zeit, die ihm folgte, strebte nach Gleichmacherei und Autorität. Wiederholt sind wir darauf zurückgekommen, wie das Verlangen nach einer untrüglichen Offenbarung der Gottheit sich erst leise regte und dann mit dem steigenden Verfall immer dringender und allgemeiner wurde (S. 139). Das Christentum hatte zu bieten, was die damalige Menschheit als Stütze für ihr erschlafftes Denken brauchte, und war schon darum im höchsten Grade zeitgemäß.

Auch die Juden besaßen eine Offenbarung in der festen Form des geschriebenen Buches; auch in ihren Synagogen wurde ausgelegt und gepredigt. So vereinigte sich schon bei ihnen, was bei den Griechen in Religion und Philosophie gespalten war, und auch die Lehre, die bei diesen immer menschlich fehlbar blieb, nahm an der Heiligkeit des Kultus teil. Wahrscheinlich gehört auch dies zu den Gründen, die dem Judentum eine so mächtige Werbekraft verliehen, daß es in allen Kreisen der römischen Welt Proselyten machen konnte. Doch seine heiligen Bücher enthielten eine ganze Reihe von rituellen Vorschriften, die für alle schwer, für manche gar nicht erfüllbar waren, und zogen so dem Werke der Bekehrung enge Schranken. Das Christentum nahm die Autorität des Alten Testaments in ihrem vollen Umfang auch für sich in Anspruch, erklärte aber zugleich alles, was in ihm der Propaganda entgegenstand, für überwunden und abgetan. So konnte es sich auf eine Grundlage stützen, die schon durch ihr hohes Alter imponierte und aus der doch alles Veraltete beseitigt war. Und was es diesem ursprünglichen Bestande als neues Evangelium hinzufügte, war aus dem Geiste

seiner Zeit geboren und eben darum geeignet, mächtig 176
auf diese Zeit zu wirken.

Sowohl der heidnische als auch der jüdische Kultus bewegten sich in bestimmten Opfern und andern Darbringungen, mit denen, wie man anfangs gemeint hatte, der Gottheit etwas Gutes erwiesen wurde. Doch die Philosophen aller Schulen waren längst darin einig, daß für die allmächtigen Weltbeherrscher Gaben dieser Art wertlos sein müßten, und allmählich war diese Überzeugung auch ins Volk gedrungen. Trotzdem hielt man an den alten Sitten fest und hatte auch kaum Grund, sie aufzugeben. Denn Spiele und Prozessionen ergötzten zwar nicht mehr die Götter, aber doch die Menschen; die Opfer wurden meist zu lustigen Schmäusen, weil nur ein kleiner Teil der geschlachteten Tiere verbrannt und das übrige von den Teilnehmern verzehrt wurde; die Weihgeschenke vermehrten den Kunstbesitz der Tempel, die damals ungefähr die Rolle unserer Museen spielten. So fand sich denn auch die Philosophie mit den Formen des Kultus ab; waren sie doch von den Urvätern begründet, an deren hoher Weisheit keiner zweifelte, und wenn die Gottheit auch keinen Wert auf sie legen konnte, so mochten sie ihr doch als Zeichen der Ehrfurcht angenehm sein. Aber wenn die Weisen auch behaupteten, daß die kleine Gabe des Armen oder auch nur sein frommes Gebet im Himmel nicht niedriger geschätzt werde, als die kostbarsten Leistungen: im Volksbewußtsein konnte die Anschauung doch nicht völlig ausgetilgt werden, daß, wenn die Götter überhaupt Geschenke nahmen, reiche und prächtige ihnen lieber sein müßten, als geringe. So war der aristokratische Charakter, den das Heidentum von jeher besessen hatte, zwar geistig überwunden, aber

177 doch nicht ganz aufgegeben. Das Christentum fand seine ersten Anhänger unter den kleinen Leuten, die nicht in der Lage waren, sich für ihren Kultus große Ausgaben zu gestatten. Es machte daher Ernst mit der Lehre der Philosophie, daß Opfer und Leistungen unnütz seien, und schaffte diese äußeren Zeichen der Devotion gänzlich ab. Freilich dauerte dies nur so lange, wie die Gemeinden arm waren; seit sie eine größere Zahl von Mitgliedern besaßen, die reiche Gaben spenden konnten, kehrte man zu der heidnischen Anschauung zurück, daß sich durch fromme Stiftungen die Gnade der Gottheit erwerben lasse. Und auch vorher verzichtete man nicht ganz darauf, durch persönliche Opfer, die man sich auferlegte, ihre Gunst zu gewinnen. Denn die Fasten, die mit einigen der heidnischen Zeremonien verbunden waren, behielt auch das Urchristentum bei, erstens weil sie nichts kosteten, ja sogar zu Ersparnissen führten, zweitens aber auch, weil man in der Kasteiung des Fleisches, als des Trägers der sündigen Begierden, ein verdienstliches Werk sah.

Den so sehr auch die Zahl der Kulthandlungen beschränkt wurde, hörte man doch nicht auf, die übrigbleibenden als notwendig zu betrachten. „Wer glaubet und getaufet wird, wird selig werden“: nicht nur der Glaube, sondern auch eine bestimmte Zeremonie war also für das ewige Leben unentbehrlich. Es ist charakteristisch, daß auch sie durchaus zeitgemäß war; mochten manche Kulthandlungen auch auf die Synagoge zurückgehn, so waren doch die einzigen, die für die ältesten Christen als wesentlich galten, nicht den uralten Überlieferungen des Judentums entlehnt, sondern den heidnischen Mysterien, die zwar auch aus grauer Vorzeit herstammten, aber erst

in der Kaiserzeit die modernste und beliebteste Form des Gottesdienstes wurden. Man reinigte sich durch das 178
Wasserbad der Taufe von seinen Sünden, wie es schon die Mysten von Eleusis getan hatten (S. 24), und genoß im Brot und Wein den Leib und das Blut des getöteten Gottes (S. 11). Und diese Handlungen wurden auch von den Christen ausdrücklich als Mysterien bezeichnet und insofern geheimgehalten, als kein Ungeweihter, d. h. keiner, der die Taufe noch nicht empfangen hatte, sie schauen durfte. Andere Formen dieses Kultkreises haben sich im Christentum nur als Gleichnisse erhalten. Im Dienste der großen Mutter wurde man zur Wiedergeburt gereinigt, indem man sich von dem Blut eines geopferten Stieres oder Widders überströmen ließ (S. 129): das Christentum kennt Reinigung und Wiedergeburt durch das Blut des unbefleckten Lammes, aber ohne die ekelhafte Handgreiflichkeit des heidnischen Kultus. In den Mysterien suchte man sich mit der Gottheit auch fleischlich zu vermählen (S. 14): im Christentum ist der Seelenbräutigam zum unverstandenen Begriff geworden. Und wie es in diesen Beziehungen dasjenige, was an den mystischen Kulten veraltet oder im Veralten begriffen war, nur als Rudiment bewahrte, so hat es auch die Geheimhaltung seiner Mysterien gleich anfangs minder ernst genommen und endlich ganz fallen gelassen.

Noch mancher Rest uralten Glaubens findet sich im Christentum wieder, den seine Bekenner selbst nicht mehr verstanden. So war es ihnen streng untersagt, in irgendeiner Form Blut zu genießen; das unschuldigste Würstchen wurde ihnen zum heidnischen Greuel, sobald es etwas von diesem gefährlichen Stoff enthielt. Offenbar beruhte dies auf der animistischen Anschauung, daß im Blute der Seelendämon des

Tieres wohne (II S. 348) und durch den Mund des
179 Essenden in sein Inneres einziehn könne (S. 11). Und wenn man später den Reliquien der Heiligen Wunderkraft zuschrieb, so läßt sich dies nur aus dem halbverschollenen Glauben erklären, daß die Seele des Verstorbenen bei dem Leichnam hause und durch ihn wirken könne (II S. 354). Allerdings widersprach dies den christlichen Lehren, wie sie dogmatisch formuliert waren, und keiner, der ihnen anhing, hätte es zugegeben. Es waren das eben Reste älterer Religionen, die unverstanden in der neuen fortlebten oder sogar wiedererwachten. Soweit sie dem Volke teuer waren, wie der Reliquienglaube, erhielten sie sich; soweit sie in die Zeit nicht mehr paßten, gingen sie unter, wie jene Bräuche der heidnischen Mysterien.

Doch was von ihrem Gedankeninhalt dem Empfinden der Zeit noch soweit entsprach, daß auch ihre Philosophie es rechtfertigen konnte, das hat sich das Christentum fast alles angeeignet. Schon die persische Religion, die eben damals im Begriffe war, sich in der Form des Mithraskultus das ganze römische Reich zu erobern, hatte in der Weltregierung ein gutes und ein böses Prinzip unterschieden, indem sie dem Ahuramazda mit seinen Göttern und Engeln den Angramainyus mit seiner Teufelschar gegenüberstellte (S. 130). Dieser Gedanke war auch dem Judentum nicht fremd geblieben und so in den christlichen Glauben übergegangen. Jenen Urquell alles Guten hatten die Perser so hoch über die Menschenwelt erhoben, daß er mit ihr in gar keine direkte Berührung treten konnte, sondern selbst ihre Schöpfung durch eine Mittelsperson bewirken mußte, die als sein erstgeborener Sohn, der Sonnengott, gedacht war. Der

schaffende Mittler war für die platonische Philosophie zum Demiurgen, für den Juden Philon zum Logos geworden, und dieses Begriffes hatte sich das Johannisevangelium bemächtigt, um ihn seinem Gottessohne Christus gleichzusetzen (S. 149). Keiner kannte den Vater außer dem Sohn allein; um auch den Menschen die Erkenntnis Gottes zu gewähren, war also seine Vermittlung unentbehrlich. Und wie der Sonnengott gestorben und dann zu neuem Leben erweckt war, um den Eingeweihten seiner Mysterien das Vorbild und die Bürgschaft ihrer Auferstehung zu geben (S. 20. 136), so sollten auch die Schicksale des neuen Heilandes für seine Gläubigen dieselbe Bedeutung haben. Und daß man die Wunder dieses Gottes nicht nur aus halbverschollener Sage kannte, sondern ein kaum verstorbenes Geschlecht sie noch mit leiblichen Augen geschaut hatte, trug nur dazu bei, den Eindruck ihrer Bedeutung zu erhöhen.

Wenn der Mittler wahrhaftiger Mensch gewesen war und viele von dieser Menschlichkeit Zeugnis geben konnten, so hätte dies in unserer zweifelsüchtigen Zeit den Glauben daran beeinträchtigen müssen, daß er zugleich auch wahrhaftiger Gott habe sein können. Doch jenem gläubigeren Geschlecht war der Gedanke eines Überganges vom Menschen in die Gottheit ganz geläufig. Nicht nur Herakles, Dionysos und Romulus hatten ihn durchgemacht, sondern auch Pythagoras und Empedokles Alexander der Große und Augustus, endlich noch Apollonios von Tyana (S. 159). Zwischen diesem und Jesus hat man auch sonst eine Reihe auffallender Übereinstimmungen wahrgenommen. „Apollonios", so schreibt ein französischer Gelehrter, „wird auf geheimnisvolle Weise fast zur gleichen Zeit wie Christus geboren. Er macht, wie dieser, eine Vorberei-

tungszeit durch, während deren er eine erstaunliche
181 religiöse Frühreife an den Tag legt, dann eine Periode öffentlicher direkter Tätigkeit, endlich eine ‚Passion', eine Art ‚Auferstehung' und eine ‚Himmelfahrt'. Die Boten Apollons stimmen bei seiner Geburt einen Gesang an, wie die Engel bei der des Jesus. Er ist heftigen Anfechtungen ausgesetzt, obwohl er nur Gutes tut. Er durchwandert das Feld seiner reformatorischen Tätigkeit, gefolgt von seinen bevorzugten Jüngern, in deren Reihen sich Erkaltung, Mutlosigkeit, selbst Verrat einschleichen. Als seine Stunde gekommen ist, zieht er, den verständigen Ratschlägen seiner Freunde zum Trotz, geradenwegs nach Rom, wo Domitian ihn zu verderben sucht, wie früher Jesus zu sicherem Tode gen Jerusalem zog. Schon vorher war er dem todverheißenden Verdachte Neros ausgesetzt gewesen, wie Jesus dem des Herodes Antipas. Wie Jesus wird auch er angeklagt, durch zauberische, unerlaubte Mittel die Wunder zu wirken, die er doch nur vollbringen kann, weil er ein Freund der Götter ist und es zu sein verdient. Wie Jesus den Paulus auf dem Wege nach Damaskus, so macht auch er mehrere Jahre nach seiner Himmelfahrt einen erklärten Feind durch eine siegreiche Erscheinung zunichte. Sehr auffällig ist in einem griechischen Buch, das so von griechischem Geiste durchdrungen ist, die große Zahl von Dämonenaustreibungen, die Apollonios durch sein Wort vornimmt. Er bedroht sie, wie man es von Christus erzählt, mit eindrucksvollen Worten. Der junge Besessene zu Athen, durch den der Dämon Wut- und Angstgeheul ausstößt und der den Anblick des Apollonios nicht ertragen kann, erinnert jeden aufmerksamen Leser der evangelischen Erzählungen an den Dämonischen von Gadara. Der eine wie der andere wird

erst geheilt, nachdem ein sinnfälliges Ereignis zu der Meinung berechtigt, daß der Dämon wirklich aus- 182
gefahren ist: für den einen müssen sich Schweine in den See stürzen, für den andern muß eine Bildsäule fallen, die der seinen Rückzug verteidigende böse Geist umstürzt. Ebenso gleicht ein anderer Besessener aufs Haar dem epileptischen Knaben, von dem in den ersten drei Evangelien die Rede ist. In Rom ruft Apollonios ein junges Mädchen ins Leben zurück unter Umständen, die einen Vergleich mit der Erweckung von Jairi Töchterlein herausfordern; man kann sogar bemerken, daß beide Erzählungen einem gewissenhaften Exegeten die Frage aufdrängen, ob die Auferweckte auch wirklich tot gewesen ist. Lahme, Krüppel, Blinde kommen in Menge, um von Iarchas, dem Haupte der indischen Weisen, geheilt zu werden, bei denen Apollonios sich Macht und Weisheit geholt hat. Seine wunderbare Erscheinung vor seinen Freunden Demetrios und Damis, die zuerst ein Gespenst zu sehen glauben, läßt uns nach der ganzen Art, wie sie erzählt wird, nur an die Erscheinungen Jesu nach seinem Tode denken, und wie diese, ist sie unabhängig von den Gesetzen, nach denen sich Körper im Raum bewegen."

Diese Ähnlichkeiten haben die Annahme hervorgerufen, Philostratos, der Biograph des Apollonios, habe in diesem ein heidnisches Gegenbild zu Christus schaffen wollen und in diesem Sinne viele Einzelheiten seiner Lebensbeschreibung frei erfunden. Doch wer sie unbefangen liest, wird dies entschieden zurückweisen; denn nichts deutet darauf hin, daß der Verfasser eine genauere Kenntnis des Christentums besaß. Die gemeinsamen Züge können wohl von dem forschenden und vergleichenden Gelehrten gefunden

werden, doch dem flüchtigen Leser drängen sie sich
183 keineswegs auf. Sie erklären sich einfach daraus, daß sowohl die Evangelien als auch die Quellen, welche Philostratos benutzte, das Bild des tadellosen Gottmenschen zeichneten, wie es ihrer Zeit als das typische erschien, und ihren Helden die Eigenschaften desselben liehen, ob sie tatsächlich vorhanden waren oder nicht. Nicht „die einzigartige Persönlichkeit" des wirklichen Jesus ist es gewesen, aus der der neue Glaube hervorging — denn jeder Mensch hat seinesgleichen, und einzigartige Persönlichkeiten in diesem Sinne gibt es daher nicht —, sondern die Vorstellung, die seine Zeit ihrem ganzen Charakter gemäß sich von dem Überwinder der Sünde schaffen mußte.

Zu diesem Bilde gehörte es, daß der übermenschliche Mensch, der schon bei Lebzeiten göttlich verehrt wurde und nach seinem Tode zur vollen Gottheit erhoben werden sollte, auch göttlichen Ursprungs sei. Herakles, Dionysos und Apollonios galten für Söhne des Zeus, Romulus stammte von Mars, Pythagoras von Hermes ab, und auch von Alexander und Augustus erzählte die Sage, daß Götter in Schlangengestalt sie mit menschlichen Müttern gezeugt hätten. Die entsprechende Abstammung mußte man auch Jesus zuschreiben; aber da der Gott der Christen gleich dem persischen Ahuramazda zu hoch über der Erde schwebte, um sich mit einem sterblichen Weibe zu verbinden, konnte man auch in diesem Falle eines Mittlers nicht entbehren, Als solcher diente der Heilige Geist, wohl die eigentümlichste Erscheinung, die das Christentum hervorgebracht hat, und doch ganz im Geiste seiner Zeit gedacht.

Die Worte des griechischen Originals, welche ihn

bezeichnen, bedeuten in wörtlicher Übersetzung „der heilige Hauch“. Nun erinnere man sich, daß nach den 184
Anschauungen des Animismus, die niemals ganz überwunden waren, in dem Hauch des Mundes die Seele lag, und daß sie zugleich eine selbständige Persönlichkeit besaß, die mit der des Menschen eng verbunden, aber doch von ihr unabhängig war (II S. 347). Aus diesem Hauchdämon hatte sich bei den Römern der Genius entwickelt, der als Schutzgeist über jedem einzelnen waltete (S. 97). Auch die höheren Götter waren ursprünglich als Seelen des Naturkörpers gedacht, den sie vertraten, also Zeus als Seele des Himmels, Poseidon des Meeres usw. Doch dieser älteste Begriff war früh vergessen; das Element, das sie beherrschten, wurde aus ihrem Körper zu ihrer Wohnung, und sie selbst erhoben sich zu menschenähnlichen Persönlichkeiten. Als solche aber konnten sie auch des Atems nicht entbehren, und demgemäß wurde auch ihnen eine Seele zuerteilt. So verehrte der Römer nicht nur den Jupiter selbst, sondern auch den Genius des Jupiter, und entsprechend bei den andern Göttern. Nach dieser Analogie ist der Heilige Geist oder richtiger der heilige Hauch zu erklären. Er ist der Person gewordene Atem Gottes, der als Seelendämon in ihm lebt, sich aber auch von ihm lösen und allein wirken kann. Doch während der Genius über dem Menschen steht, den er belebt und beschützt, ist dieser Geist Gott untergeordnet und kann daher zwischen dessen unnahbarer Höhe und der niederen Welt die Vermittlung übernehmen. Als Logos ist Christus durch den Vater von Ewigkeit her gezeugt, der erste und reinste Ausfluß des höchsten Gottes; um aber als Mensch von der Jungfrau Maria geboren zu werden, bedurfte er der Zeugung durch den Heiligen Geist.

Doch vor allem tritt dieser in Tätigkeit, wenn der
185 Mensch empfindet, daß er von Gott erfüllt sei, und die Weissagungen und Wunder, die dann gewirkt werden, sind die bezeichnendsten Äußerungen seines göttlichen Wesens.

Daß ein Gott oder Dämon in den Menschen einziehe, um dann aus ihm heraus Übermenschliches zu wirken, ist eine Vorstellung, die, wie wir gesehen haben, dem Heidentum schon seit den ersten Anfängen der Religion geläufig war. Die Mänade raste, weil Dionysos in ihr wohnte, und von Apollon erfüllt weissagte die delphische Sibylle. Diese Ekstasen waren in der nervenschwachen und religiös erregten Zeit, von der wir hier reden, immer häufiger geworden, und auch die Philosophie hatte sie seit Poseidonios oder eigentlich schon seit Platon als gottbegeisterten Zustand anerkannt (S. 144. 153). Das Zucken und Augenverdrehen, das Lallen unverständlicher Worte, vor allem das Prophezeien und Wundertun gehörte damals so notwendig zur höchsten religiösen Erhebung, daß auch das Christentum dessen nicht entraten konnte. Da aber sein Gott zu hoch stand, um persönlich in dem Menschen Wohnung zu nehmen, fiel dieses Gebiet dem Heiligen Geiste zu.

Doch noch für einen anderen Zweck war er notwendig. In einer Zeit, in welcher das Pythagoreertum solchen Einfluß ausübte, konnte keine Religion entstehen, die nicht auch auf die Bedeutung der Zahlen Rücksicht genommen hätte. Vater und Sohn allein hätten Zwei ergeben, und diese Ziffer war für Pythagoras und seine Schule der Ausdruck des Unvollkommenen, Materiellen und Sündhaften (S. 37). Es mußte also noch ein göttliches Wesen hinzutreten, um die heilige Drei vollzumachen. Denn, wie Aristoteles,

pythagoreischen Lehren folgend, schreibt, „die Dreiheit ist die Zahl des Ganzen, insofern sie Anfang, 186
Mitte und Ende umschließt. Als hätten wir aus den Händen der Natur deren Gesetze empfangen, bedienen wir uns zu den heiligen Bräuchen des Götterdienstes dieser Zahl“. So war denn auch „die Götterdreiheit eine fest gewurzelte und darum mit der Gewalt natürlicher Triebkraft begabte Anschauungsform des Altertums“. Wie sie die capitolinische Vereinigung von Jupiter, Juno und Minerva, die ägyptische von Osiris, Isis und Anubis, den dreifaltigen Mithras der Perser geschaffen hat, um aus Hunderten von Beispielen nur die bedeutendsten zu nennen, so machte sich diese Triebkraft auch im Christentum geltend.

Auf diese Weise war der starre Monotheismus des Judentums für die neue Religion in eine Göttervielheit übergegangen, freilich nur in eine sehr bescheidene. Noch fehlte darin das weibliche Element, das im Heidentum eine so große Rolle spielte; doch dieser Mangel lag im Geiste der Zeit. Schon in anderem Zusammenhange haben wir dargelegt, wie der Selbstvernichtungstrieb, der die untergehende antike Welt erfüllte, auch in der Ansicht seinen Ausdruck fand, daß die Zeugung etwas Unreines sei (I S. 366). Noch war sie nicht allgemein verbreitet, ja gegen sie wirkte als ein zweiter Faktor des Niederganges eine krankhafte Sinnlichkeit, die gleichfalls in der Religion ihre Vertretung suchte und fand (S. 171). Doch wenn auch die Ausschweifungen eines Alexander von Abunoteichos den Glauben an ihn nicht zu unterdrücken vermochten, so hatte doch, wie das Beispiel des Apollonios zeigt, in anderen Kreisen die Anschauung Wurzel gefaßt, daß der echte Gottesmann sich von jedem Verkehr mit den Weibern fernzuhalten habe, und sie gewann

immer mehr Anhänger. Die neuentstandene Religion
187 schloß sich ihr an und konnte daher auch ihren Göttern keine Gattinnen oder Geliebten zuschreiben. Die Zeugung des Heiligen Geistes mit der Jungfrau Maria blieb eine Ausnahme, die man sich notgedrungen gefallen ließ, um für Jesus den Charakter als Gottessohn im Geiste der Zeit aufrechterhalten zu können. Immerhin fand man in ihr ein Weib, das aus göttlichem Samen den Mittler zwischen Himmel und Erde geboren hatte, wie die große Mutter des Heidentums ihren Mithras. Wenn auch nicht als Göttin, so doch als Heilige, fand sie bald Aufnahme in den christlichen Olymp, wo sie unter dem Einfluß, den der Frauendienst des Mittelalters ausübte, allmählich zu einer Göttlichkeit aufstieg, die, wenn auch nicht in der Theologie, so doch im Volksbewußtsein sogar ihren Sohn in den Schatten drängte. Auch ihren Gatten hob sie mit sich in die höchsten Regionen empor, obgleich man ihm kaum ein anderes Verdienst nachzurühmen wußte, als daß er seine Rechte an den Heiligen Geist abgetreten hatte und gar nicht ihr wirklicher Gatte war. So wurden Jesus, Maria und Joseph zu einer zweiten Dreifaltigkeit, die jetzt häufiger und inbrüstiger angerufen wird, als die göttliche.

Der Begriff des Heiligen hat sich in der christlichen Kirche verhältnismäßig spät gebildet und hätte sich niemals bilden können, wenn sie ihre Lehren ganz konsequent durchgeführt hätte. Denn nach diesen war jeder Mensch schon infolge der Erbsünde für die Hölle reif und konnte nur durch den Glauben an Christus errettet werden. Daß irgend jemand einen Schatz guter Werke ansammeln könne, der nicht nur ihm selbst die Seligkeit verbürgte, sondern dessen Überfluß auch noch andern zugute kam, mußte hier-

nach ausgeschlossen scheinen. So bekennt der Apostel Paulus immer wieder, daß er ein großer Sünder sei, 188
und bis tief ins dritte Jahrhundert galten auch die Märtyrer nur für Leute, die ihre Christenpflicht erfüllt hatten, nicht für fehllose Heilige. Allerdings nahm man an, daß sie durch ihre Bluttaufe des Himmelreiches sicher seien, aber nicht in anderer Weise, als jeder treue Christ durch die Wassertaufe. Doch die längere Zeit der Duldung, die in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts eintrat, machte die Gemeinden schlaffer, und als Diocletian die Verfolgung erneuerte, fanden sich nicht wenige, die ihr Christentum zu verheimlichen suchten oder gar verleugneten. Dies führte dazu, daß diejenigen, welche allen Gefahren kühn die Stirne geboten hatten, als bewundernswürdige Ausnahmen verehrt wurden. Trotzdem hätte man sie kaum zu der halbgöttlichen Stellung erhoben, die nach den späteren Anschauungen der Kirche ihren Heiligen zukam, wenn dies nicht einer Zeitrichtung entgegengekommen wäre, die sich damals auch im Heidentum stärker als je vorher geltend machte.

Schon seit unvordenklicher Zeit hatte man angenommen, daß Menschen, die sich besondere Verdienste erworben hatten, nach ihrem Tode zu Heroen würden, d. h. zu Wesen, die Gebete erhören und Wunder wirken könnten, also von göttlicher Art, wenn auch nicht von göttlichem Range seien (II S. 432). Zu dieser uralten Vorstellung war durch die Philosophie noch eine neue hinzugekommen, die gleichfalls auf das Christentum eingewirkt zu haben scheint. Sie begnügte sich nicht mit dem einen Mittler, der als Mithras, Demiurg oder Logos die höchste Gottheit mit den Menschen in Verbindung brachte, sondern schob dazwischen noch eine ganze Stufenleiter göttlicher

189 und halbgöttlicher Wesen ein, unter denen auch die Heroen ihre Stelle fanden (S. 148). Wie bekannt, ist auch der christliche Heilige ein solches Mittelwesen, das Gebete empfangen kann, aber nur um sie an die Gottheit selbst weiterzugeben und durch sie ihre Erfüllung zu erwirken. Immerhin durfte man diese ihm zuschreiben, und daß er dabei nur als Fürsprecher, nicht als selbständig Handelnder tätig war, konnte sich im Volksbewußtsein leicht verwischen.

So hat man denn in der Folgezeit eifrig an der Vermehrung der Heiligen gearbeitet. Träume oder Visionen verrieten dem Gläubigen, daß irgendwo im Felde oder an der Straße die Gebeine eines noch unbekannten Märtyrers ruhten, und sogleich wurde ihm an der so offenbarten Stelle ein Altar errichtet, der bald zum Mittelpunkte eines volkstümlichen Kultus wurde. Dieser Unfug breitete sich so aus, daß im Anfang des fünften Jahrhunderts die Kirche ihm entgegentreten mußte. Doch war der Eifer für die neuentdeckten Heiligen mitunter groß genug, um die Beseitigung ihrer Altäre gefährlich zu machen. Denn bei der Verteidigung dieser Heiligtümer kam es leicht zu wilden Aufständen.

Der Menge sind die Heiligen darum besonders teuer geworden, weil man in ihnen nicht eine allgemeine und eben deshalb unbestimmte Göttlichkeit verehrte, sondern Gestalten von ausgesprochener Individualität, wie es die alten Götter waren, bei deren jeder man eine besondere Empfänglichkeit für gewisse Arten von Gebeten voraussetzen konnte. So sind sie den Heroen und Dämonen der Antike völlig gleich geworden, ja einige sind sogar in die Stelle vielverehrter Götter eingerückt. Aus der Venus Marina ist die heilige Pelagia geworden, aus dem Dämon, der

bei den Alten unseren Klabautermann vertrat, der heilige Phokas, und Ähnliches läßt sich noch in vielen Fällen nachweisen. Auf diese Art brauchte der Heide, wenn er zum Christentum übertrat, der Vielgötterei nicht zu entsagen; selbst den besonderen Schutzgott, den er sich vorher erwählt hatte, konnte er in irgendeinem christlichen Heiligen wiederfinden.

Dies auch dogmatisch zuzugeben, war dem Christentum allerdings unmöglich; dazu war es von dem Monotheismus der Juden zu sehr abhängig. Und diesem hatte sich ja auch die heidnische Philosophie schon seit den Tagen des Pythagoras mehr und mehr angenähert. Doch Engel, Dämonen und Untergötter anzuerkennen, welche den Willen des höchsten Einigen Gottes der Welt vermittelten, hatte sich auch der Jude Philon nicht gescheut; sie waren mit dem Alten Testament sehr wohl vereinbar, selbst ohne die allegorische Interpretation, von der nach seinem Vorgange auch die Christen reichlich Gebrauch machten. Und um die Dreiheit der höchsten Göttersphäre zur Einheit zurückzuführen, dazu hatte die stoische Philosophie den Weg gewiesen.

Nach ihrer Lehre war die ganze Welt eine Emanation des einheitlichen Gottes, und doch keine Emanation, weil sie gar nicht aus ihm herausgetreten war, sondern ewig in ihm beharrte. Denn die drei schweren Elemente waren ja nur Verdichtungen des göttlichen Feuers, in denen sein Wesen fortbestand; Götter und Dämonen, Menschen und Tiere, Pflanzen und Steine bildeten nur Teile der Gottheit, wenn sie daneben auch eine selbständige Existenz besaßen (S. 72). So konnten auch Sohn und Heiliger Geist neben dem Vater und doch im Vater sein, und Gott blieb einer, mochte er auch in dreifacher Gestalt seine Wirkung üben.

191 Doch wenn das Christentum in seiner Auffassung der geteilten und doch einheitlichen Gottheit sich in den Bahnen der Stoiker bewegte, so war es dennoch weit entfernt, sich auch die Konsequenzen ihrer Philosophie anzueignen. Für sie mußte die Welt gut sein, weil sie, wenn auch verdichtet und abgekühlt, doch aus dem heiligen Feuer herstammte oder richtiger das heilige Feuer selbst war; der Christ dagegen erkannte sie zwar als das Werk Gottes oder seines Logos an, der aber in ihr herrschte, war der Teufel. Der finstere Pessimismus, der die ganze Zeit durchdrang, äußerte sich auch in ihrer Schöpfung, der neuen Religion. Wie Platon und seine neuerblühte Schule sah auch sie in der Materie etwas Unreines und Böses: die Werke des Fleisches abzutun und die Welt zu überwinden, wurde für sie die höchste Aufgabe ihrer Jünger. Und dies konnte um so mehr gefordert werden, als jener schlechten Welt nur noch ein kurzes Dasein beschieden war.

Der Mithrasglaube und die stoische Philosophie hatten verkündet, daß die Welt in Flammen untergehn werde; aber wie es scheint, dachte man dabei nicht an eine plötzliche Katastrophe, sondern an eine ganz allmähliche Auflösung in das göttliche Feuer (S. 131). Doch ist es sehr erklärlich, daß im Empfinden des Volkes dieser ungeheure Brand, dessen philosophische Begründung es nur unvollkommen verstand, eine andere, gewaltsamere Gestalt annahm. Und als die Bürgerkriege, welche dem Augusteischen Zeitalter vorangingen und dann wieder den Tod Neros begleiteten, alles Bestehende umstürzten oder erschütterten, da mochten viele in ihnen die Anzeichen des nahenden Weltunterganges finden. Dieser höchst zeitgemäßen Idee bemächtigte sich das Christentum. Nach den

Verkündigungen der Propheten hatten die Juden er- 192
wartet, daß aus ihnen ein Messias erstehn werde, der das Reich Davids, das zugleich das Reich Gottes sein sollte, wieder aufzurichten berufen sei. Doch die Übermacht Roms hatte diese Hoffnung in ihrer ursprünglichen Gestalt mehr und mehr verblassen gemacht und die Zerstörung Jerusalems sie ganz vernichtet. So bildete sich die Überzeugung, daß das Reich des Messias nicht von dieser Welt sei. In den Wolken des Himmels sollte der Gottessohn erscheinen, die sündige Menschheit mit seinem heiligen Feuer vernichten und dann mit seinen Gläubigen den neuen Gottesstaat schaffen, in dem nur Reinheit, Friede und Seligkeit herrschen sollten. Alle, die ihm nicht anhingen, sollten den Flammen verfallen, aber nicht, wie die Stoiker lehrten, um durch sie in der Gottheit aufzugehn, sondern um mit dem Teufel und seinen Engeln im Höllenfeuer ewige Qual zu erdulden.

Viele Jahrhunderte waren vergangen, seit Männer des attischen Adels die eleusinischen Mysterien gegründet und den Anspruch erhoben hatten, daß nur die wenigen, denen sie ihr Heiligtum öffneten, auf ein seliges Jenseits rechnen dürften (S. 9). Eine aufgeklärtere und mildere Zeit hatte diese grausame Anmaßung zurückgewiesen und allen Guten, ob sie die Weihen empfangen hatten oder nicht, das ewige Leben zuerkannt (S. 89). Als dann der religiöse Rückschlag einsetzte, gewann von neuem der Glaube Macht, daß das Heil nicht durch ein unsträfliches Leben, sondern nur durch Sakramente zu erlangen sei, und alle Welt drängte sich wieder zu den Mysterien, mochten sie der Demeter oder der Isis, der großen Mutter oder dem Mithras geweiht sein (S. 136). Dieser Zeitströmung schloß sich das Christentum an. So demokratisch es

war, darin ging es auf die Lehren des Adels von Athen zurück, daß von Millionen Menschen nur eine kleine Schar von Auserwählten vor dem Höllenfeuer bewahrt bleibe, diejenigen, welche durch die Taufe in seine Mysterien eingeweiht waren. Doch während die alte Zeit diese entsetzliche Grausamkeit unbedenklich hingenommen hatte, war die neue wenigstens insofern milder, als sie dafür nach einer Begründung suchte. Sie fand sie darin, daß der Urvater der Menschheit gegen den ausdrücklichen Befehl Gottes einen Apfel gegessen hatte. Ein solches Vergehen hätte ein gewöhnlicher Stadtmagistrat vielleicht mit einigen Rutenstreichen gebüßt; strenger wäre der Prokonsul gewesen und noch strenger der Kaiser. Denn je größer der Herr war, dessen Geboten man widerstrebte, desto schwerere Strafe hatte man zu erwarten. Von dieser Anschauung war schon das Judentum ausgegangen, als es zuerst die Geschichte des Sündenfalls gestaltete; doch der Tod für Adam und alle seine Nachkommen schien ihm trotzdem genug und übergenug. Das Christentum war damit noch nicht zufrieden; nach seiner Lehre wollte der gerechte Gott, daß wegen jenes Apfelbisses Hunderte von Generationen und Milliarden von Menschen nicht Jahre oder selbst Jahrtausende, sondern in alle Ewigkeit das Feuer erleiden sollten, das nie erlischt, und den Wurm, der niemals stirbt. Nur daß sein Sohn selber Mensch wurde und die Qualen des Kreuzestodes auf sich nahm, konnte ihn vermögen, die wenigen, welche an den Messias glaubten und getaufet wurden, von jenem schrecklichen Schicksal auszuschließen; und dadurch wurde er aus dem gerechten Gott zum barmherzigen und allgütigen Vater.

Man hat gemeint, das Christentum habe eine ganz neue Moral in die Welt gebracht, und diese Lehre von

den Eigenschaften der Gottheit war allerdings neu. 194
Doch daß sie dazu dienen konnte, die Sitten zu mildern und den Menschen, der seinem Gott gleichen wollte, zu verzeihender Liebe zu erziehen, wird man kaum behaupten wollen. Aber sittlich zu bessern, betrachtete es auch gar nicht als seinen ersten Zweck. Während dem Griechen der älteren Zeit die Gerechtigkeit als die schönste Blüte menschlicher Tugend gegolten hatte, ließ das Evangelium seinen Heiland verkünden: „Ich bin gekommen die Sünder selig zu machen und nicht die Gerechten." Nicht durch gute Werke wurde man der Gottheit wohlgefällig, sondern dadurch, daß man an seine Brust schlug und betete: „Gott sei mir Sünder gnädig!"

Daß die Welt böse und alles Fleisch rettungslos der Sünde verfallen sei, war eine Überzeugung, die das Christentum mit den gläubigen Heiden seiner Zeit teilte (S. 136); sein Neues, was es hinzufügte, bestand nur in der Begründung durch die Erbschaft Adams. Doch aus dieser ergab sich, daß jedes Bemühen, Gutes zu tun, für die Hoffnung des Jenseits zwecklos war. Mochte man Arme kleiden und nähren, Gerechtigkeit und Keuschheit üben, kurz in jeder Beziehung einen tugendhaften Wandel führen, immer blieb die Erbsünde an den Kindern Evas haften, und sie allein genügte, um jeden zur Hölle zu verdammen. Was retten konnte, war nur der Glaube; die Gerechtigkeit der Welt bedeutete nichts, aber „wer an diesen glaubet, der ist gerecht". Die einzige sittliche Forderung, an der die ewige Seligkeit hing, war also genau dieselbe, welche die ganze Zeit freudig zu erfüllen bereit war. Denn abgesehen von wenigen Epikureern und Atheisten, deren Zahl immer mehr zusammenschwand, w o l l t e ja alles glauben, es fragte sich nur,

was, ob die Überlieferungen der Väter oder die neue Offenbarung.

Aber auch diese stützte sich auf alte Überlieferung. Hatten nicht David und die Propheten das Kommen des Erlösers verkündet, und waren nicht ihre Weissagungen an Christus buchstäblich erfüllt worden? Und seine Wunder, von denen Augenzeugen berichten konnten, hatten bestätigt, daß er der Abgesandte Gottes sei. So handgreiflichen Zeichen nicht zu glauben, konnte nur böswillige Verstocktheit sein. Es ist das Kennzeichen des ungebildeten Menschen, daß er die Überzeugungen, die sein ungeübtes und schwerfälliges Denken sich mühsam eingeprägt hat, für die einzig möglichen hält und jeden, der sie nicht teilt, für einen Dummkopf oder Schurken erklärt. Unsere Sozialisten machen es in dieser Beziehung nicht anders als die Orthodoxen. Das Christentum war aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft hervorgegangen und fand anfangs auch nur hier seine Anhänger. Von dem Streite der Philosophenschulen, von denen jede etwas anderes lehrte und doch jede vollwichtige Gründe für sich ins Feld führte, wußten sie so gut wie nichts. Ihre einzige geistige Nahrung war die Bibel und deren Auslegung in der Gemeindepredigt. Das war ihre Philosophie, und daß sie eine solche besaßen, erhob sie zweifellos über die Masse der Götzendiener, die ihnen sonst an Unbildung gleichstanden, und verlieh ihnen ein wohlbegründetes Gefühl der Überlegenheit. Doch eben dies mußte ihnen die Überzeugung geben, daß die einzige Lehre, die sie kannten und verstanden, auch die einzig berechtigte sei, und jene herbe Intoleranz in ihnen großziehen, die das Christentum zu allen Zeiten ausgezeichnet hat.

Die heidnischen Religionen hatten nur Beobachtung 196
ihrer rituellen Formen, nicht Glauben verlangt. Anfangs hatte sich dieser von selbst verstanden, und später waren ihre Lehren, die niemals eine dogmatische Ausprägung erfahren hatten, so ins Wanken gekommen, daß sie die mannigfachsten Deutungen zuließen. Doch gerade diese Unvollkommenheit war es gewesen, die der freien Entfaltung des philosophischen Denkens Raum gegeben hatte. Unverkennbaren und offen ausgesprochenen Unglauben betrachteten freilich auch die Heiden als sündig, und in dem frommen Zeitalter, das mit den Bürgerkriegen begann, gewann diese Anschauung immer mehr Boden; aber niemals hatte man sich auf einen bestimmten Glauben festgelegt. Wohl hatte man zeitweilig versucht, die fremden Kulte von Rom auszuschließen; doch in ihrer Heimat gewährte man ihnen volle Anerkennung, und bald hörte auch jene örtliche Beschränkung auf. So konnte man unbedenklich römischen und syrischen, ägyptischen und persischen Glauben vereinigen, und nichts stand dem Mithrasdiener im Wege, wenn er sich auch in die Mysterien der Isis oder der Demeter, der Bellona oder der Hekate wollte einweihen lassen.

Ganz anders der christliche Glaube. Als verhängnisvolle Erbschaft des Judentums hatte er das Gebot überkommen: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!“ und wenn er gleich dem alten Gotte noch den Sohn und den Geist und später ganze Scharen von Heiligen hinzufügte, hielt er doch am Gesetz insofern fest, als er neben seiner eigenen Kultübung keine andere duldete. Zwar leugnete man die Heidengötter nicht: taten doch auch sie ebenso augenfällige und wohlbeglaubigte Wunder, wie die Apostel und Heiligen; doch man erklärte sie für teuflische

197 Dämonen. Auch dies stand mit dem griechisch-römischen Glauben im Einklang; selbst die Philosophie jener Zeit erkannte böse Geister an und benutzte dies, um Gebräuche des Kultus, die ihr widrig und abschreckend erschienen, damit zu rechtfertigen, daß sie dem Wesen jener Teufel angepaßt seien und sie vom Unheilstiften zurückhalten sollten (S. 151). Doch damit gestattete sie auch den Teufelsdienst, während das Christentum annahm, daß man dadurch befleckt und der Hölle unterworfen werde. Wie Cyprian erzählt, hatte ein kleines Kind ohne Wissen der christlichen Mutter Brot genossen, das in Opferwein getaucht war. Als es bald darauf das Abendmahl empfing, mußte es die heilige Speise ausbrechen, weil der Dämon, den es mit jener teuflischen Nahrung in sich aufgenommen hatte, Fleisch und Blut Christi nicht bei sich dulden wollte. Es war nicht Überzeugungstreue allein, was die christlichen Märtyrer in den Tod trieb, sondern auch die Furcht, durch Beteiligung am Opfer den Dämonen zu verfallen. Gegen die ewigen Höllenstrafen, die sie dann erwarteten, konnten alle zeitlichen Martern, die heidnische Beamte über sie verhängten, nicht in Betracht kommen.

Doch nicht nur zum Heidentum verhielten sich die Christen ablehnend; nicht viel minder intolerant waren sie gegen die eigenen Glaubensgenossen, wenn sie in irgendeinem Punkt vom anerkannten Dogma abwichen. Der weitherzige Satz: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns“, sollte sehr bald veralten. Nachdem es feststand, daß auf dem Glauben die ewige Seligkeit beruhe, gelangte man leicht zu dem Schluß, daß nur der r e c h t e Glaube diese Wirkung haben könne. „Nehmen wir an,“ schreibt Augustinus, „jemand sei keusch, enthaltsam, nicht geldgierig, nicht

den Götzen dienend, gastfrei, den Bedürftigen gebend, 198
keinem Menschen feindlich, nicht streitsüchtig, duldsam, friedlich, mit keinem um den Vorrang streitend, keinen beneidend, nüchtern, mäßig, aber ein Ketzer: es kann keinem zweifelhaft sein, daß er deswegen allein, weil er ein Ketzer ist, das Reich Gottes nicht erwerben wird.“ Also alle Tugenden, auf die sich der Heilige nur besinnen kann — eine moderne Aufzählung würde freilich anders lauten —, können die Seele nicht retten, wenn ihnen die eine Sünde gegenübersteht, daß man anders denkt und glaubt, als die kirchlichen Autoritäten. Und man konnte nicht anführen, was man heutzutage so gern hervorhebt, daß dies nur für die Religion gelte, im übrigen aber die Wissenschaft frei sei, weil es damals außer der Theologie für den Christen überhaupt keine Wissenschaft gab. Es sollte *ein* Hirt und *eine* Herde sein, und wie sich kein Schaf von dem andern unterscheidet, so sollten auch die christlichen Schäflein alle genau dasselbe denken. Wer seine eigene Meinung für sich haben wollte, war ein Verworfener, von dem sich der Rechtgläubige ängstlich fernzuhalten hatte. „So jemand zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause und grüßet ihn auch nicht; denn wer ihn grüßet, der macht sich teilhaftig seiner bösen Werke.“ So schrieb schon der Apostel Johannes an seine Freundin Eklekte. Als er einst in seinem Alter ein öffentliches Bad besuchte, traf er dort den Kerinth, der früher sein Schüler gewesen war, aber seitdem ketzerische Ansichten entwickelt hatte. Da stürzte er eilends ins Freie hinaus, um nicht mit jenem unter einem Dache zu weilen; denn, wie er meinte, mußte über so einem Sünder das Gewölbe zusammenstürzen. Diesen Anschauungen ist das Christentum immer treu

geblieben. Solang es die unterdrückte Religion war, schrie es nach Toleranz; doch kaum hatte es die Herrschaft gewonnen, so begannen seine Ketzerverfolgungen. Die Foltern und Scheiterhaufen der Inquisition waren nur die Konsequenz dessen, was schon die Urkirche gelehrt hatte, und wer sich auf ihren Standpunkt stellt, kann auch diese ihre furchtbarsten Auswüchse kaum verurteilen.

„Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele." Alle Freuden und alle Qualen dieser Welt sind nichts gegen dasjenige, was uns im Jenseits erwartet. Wenn man also durch die Hinrichtung einiger tausend Ketzer der Verbreitung ihres Seelenschadens vorbeugte, wenn man durch ihre harten, aber doch nur zeitlichen Martern viele andere verhinderte, dem ewigen Feuer zu verfallen, so war dies christliche Barmherzigkeit. Derselbe mitleidige Eifer, Seelen zu retten, der einst die Apostel in die tausend Gefahren ihres Missionswerkes getrieben hatte, beseelte auch die Inquisition. Wenn wir sie heute grausam nennen, so beweist das nur, daß wir nicht mehr christlich empfinden. U n s e r e Sittlichkeit hat in einer Religion nicht Raum, für die der Glaube alles ist.

Jedes sittliche Tun hat den Zweck, das Wohl unserer Mitmenschen zu fördern. Was aber konnte dies für eine Lehre bedeuten, der alles irdische Wohl nichtig war! Seinen Staat nach Kräften zu heben, der Gesellschaft zu nützen, war ein lächerlich zweckloses Tun, weil Staat und Gesellschaft ja in kürzester Zeit zugrunde gehn sollten. Denn von heute auf morgen erwartete man die Wiederkehr des Gottessohnes, der die Welt im Feuer vernichten und sein ewiges Reich schaffen sollte. „Trachtet am ersten nach

dem Reiche Gottes.“ Das ganz egoistische Streben, 200
daß man nicht mitverbrenne, sondern den Bürgern des neuen Reiches zugerechnet werde, war also das höchste Gebot dieser Religion. „Wir schätzen nur ein Vaterland,“ predigt Gregor von Nyssa, „das Paradies, den Ursitz des Menschengeschlechts, nur eine Stadt, die himmlische, die von lebendigen Steinen erbaut und deren Architekt und Werkmeister Gott ist.“ „Ich selbst bin mein einziger Zweck,“ schreibt Tertullian, „ich sorge für nichts, außer nicht zu sorgen. Ein viel besseres Leben genießt man in der Einsamkeit, als im Verkehr. Du schiltst es träge? man müsse für die Vaterstadt, das römische Reich und das Geschäft leben? Dieser Satz galt ehemals. Keiner wird für andere geboren, da er doch für sich selber sterben muß.“ Das Ideal dieser Sittlichkeit war der fromme Einsiedler, der sich ganz von der Welt zurückzog, um einzig seinem Seelenheil zu leben. Und wenn er nicht nur darauf verzichtete, seinen Mitmenschen zu nützen, sondern auch dem eigenen Leibe schadete, indem er ihn durch Hunger und Geißelhiebe quälte und in Schmutz und Ungeziefer verkommen ließ, so wurde dadurch seine Gemeinschaft mit Gott noch enger, und Verzückungen und Visionen, wie seine erschöpften Nerven sie hervorrufen mußten, gaben Zeugnis von seiner Heiligkeit. Denn er kreuzigte ja sein Fleisch, das Quell und Nahrung aller Sünde war.

Doch ein solches Leben in Gott konnten nur ganz wenige Fanatiker auf sich nehmen; hätte das Christentum es allen seinen Gläubigen zumuten wollen, so wäre es mit seiner Mission bald zu Ende gewesen. Die meisten seiner Anhänger blieben in der menschlichen Gesellschaft, und eine Religion, die das ganze Leben beherrschen wollte, mußte daher auch für ihr

201 Verhältnis zu jener Regeln aufstellen. Sie so scharf zu betonen, wie es an manchen Stellen geschieht, hatte zwar eigentlich keinen Sinn, da es im Grunde ja doch nur auf den Glauben ankam; doch Inkonsequenzen dieser Art fehlen in keinem umfassenden Lehrgebäude, mag es philosophisch oder religiös sein. Jene praktischen Lebensregeln entsprechen in der Hauptsache demjenigen, was schon dreihundert Jahre früher der Begründer der stoischen Schule gelehrt hatte; namentlich die grundlegende Anschauung, daß alle Menschen, auch Sklaven und Barbaren miteingeschlossen, Brüder seien und demgemäß behandelt werden müßten, findet sich schon bei Zenon (S. 89). Die moralischen Schriften des Seneca stimmen mit dem Neuen Testament so sehr überein, daß man früher annahm, er müsse das Christentum schon gekannt haben. Um dies zu bestätigen, ist im späteren Altertum sogar ein Briefwechsel zwischen ihm und Paulus gefälscht worden. Doch die moderne Forschung hat festgestellt, daß er nach der Art seiner Zeit kaum einen neuen Gedanken bringt, sondern nur wiederholt und in glänzende Sentenzen kleidet, was die Stoiker schon vor Jahrhunderten gelehrt hatten.

Schon mehrmals haben wir darauf hinweisen müssen, daß sich im Christentum stoische oder platonische Ideen wiederfinden. Doch meinen wir darum nicht, daß die Apostel oder gar Jesus selbst die Schulen der Philosophen besucht oder ihre Bücher gelesen hätten. Zwar der Logos in den ersten Sätzen des Johannisevangeliums geht unzweifelhaft auf Philon zurück (S. 149), und nichts steht der Annahme im Wege, daß der Verfasser einige von dessen Schriften gekannt oder selbst mit ihm persönlich verkehrt habe. Aber dies ist vereinzelte Ausnahme; im allgemeinen

steht das Neue Testament der zeitgenössischen Bil- 202
dung und damit auch der Philosophie sehr fern. Doch auch heute wiederholt so mancher Mann aus dem Volke Gedanken, die zuerst von Schopenhauer oder Darwin ausgesprochen sind, obgleich er nie ein Wort von ihnen gelesen hat. Ideen, die zeitgemäß sind, verbreiten sich eben schnell von Mund zu Mund, oder sie tauchen auch gleichzeitig an verschiedenen Stellen auf, ohne daß diejenigen, welche sie vertreten, von einander abhängig zu sein brauchen. Ob das Christentum, was es Platonisches oder Stoisches enthält, wirklich von den Schülern Platons und Zenons hat, oder ob nur der gleiche Zeitgeist auch in ihm die gleichen Gedanken hervorrief, wird daher in jedem einzelnen Falle zweifelhaft bleiben müssen. Nur daß seine Lehren nicht durchaus neu und eigentümlich, sondern zum größten Teil aus dem geistigen Inhalt seiner Zeit hervorgewachsen sind, steht unwiderruflich fest.

Trotzdem unterscheidet sich das Neue Testament von allen anderen literarischen Produkten seiner Epoche. Diese wendeten sich alle an das Lesepublikum; jenes wurde stückweise von einer Gemeinde angehört, von der wohl die allermeisten des Lesens unkundig waren und daher ihre ganze geistige Nahrung aus den Vorlesungen und Predigten der Kirche bestritten. Dies bestimmte zunächst seine Form: unbeeinflußt durch die Moderhetorik der Epoche, gibt es seine Belehrungen in einfachen, schlagenden Sätzen und leichtverständlichen Gleichnissen. Aber auch auf den Inhalt hat es eingewirkt, daß er für das niedere Volk bestimmt und aus ihm hervorgegangen war. Vorschriften für die Regierung der Provinzen und Städte, die auf römische Beamte oder munizipale Decurionen

berechnet sein könnten, finden sich nicht in ihm; die ganze Politik und Verwaltung, hohe und niedere, ist ihm fremd. Von den staatlichen Pflichten kennt es keine andern, als der Obrigkeit untertan sein und ohne Murren seine Steuern bezahlen. Es ist die Moral der Kleinen und Armen, die uns hier entgegentritt, und daß sie sich aus der Bettelhaftigkeit, die das Evangelium bei seinen Hörern voraussetzt, zu größerem Wohlstande aufschwingen, hält es nicht einmal für wünschenwert. Wozu auch, da der Weltuntergang ja doch vor der Türe steht? So ist ihm denn auch der Segen von Unternehmungslust, Fleiß und Sparsamkeit ganz unbekannt. Es wird ausdrücklich davor gewarnt, Schätze zu sammeln, die Motten und Rost fressen. Sogar das tägliche Brot erbittet das Gebet des Herrn nur für h e u t e; für den andern Morgen soll man nicht sorgen, weder für Nahrung noch für Kleidung; denn der Herr kleidet ja auch die Lilien auf dem Felde und ernährt die Vögel unter dem Himmel. Naturgemäß leben, wie die Tiere, das war ja die Moral der Kyniker (S. 55), und das Evangelium eignet sie sich an. Wie diese Bettelmönche in Lumpen durch die Welt zogen, so soll auch sein treuer Verkündiger weder Geld besitzen, noch Schuhe, noch mehr als e i n e n Rock; was darüber ist, würde schon unchristliche Vorsorge verraten. Nennt er Grund und Boden sein, so soll er ihn verkaufen und den Erlös unter die Gemeinde verteilen. Wo das Brot herkommen soll, um sie zu ernähren, wenn jeder seinen Acker losschlägt und keiner ihn bebauen will, danach zu fragen, wäre wieder unchristliche Sorge. Das wirtschaftliche Verhalten, das diese Sittlichkeit ihren Jüngern empfiehlt, ist der Leichtsinn des neapolitanischen Lazzarone, der von

der Hand in den Mund lebt und es auch gar nicht 204
besser haben will.

Dieser Sinnesart entspricht es, daß ein grimmiger Haß gegen den Reichtum als solchen das Neue Testament erfüllt. Wie für unsere Sozialisten der Kapitalbesitz an sich schon ein Zeichen der Verworfenheit ist, so auch den Verfassern der Evangelien. Dem reichen Mann wird keine Sünde vorgeworfen, außer daß er reich ist, und doch muß er in der Hölle braten; der arme Lazarus dagegen, obgleich er kein anderes Verdienst hat, als daß er mit Schwären bedeckt vor den Türen lag und sich von dem nährte, was die Hunde fraßen, wird nach seinem Tode ohne weiteres in Abrahams Schoß getragen. Wem es in diesem Leben gut ergangen ist, dem soll es drüben schlecht gehn, und umgekehrt: das erscheint hier wie eine Forderung der göttlichen Gerechtigkeit. Der reiche Jüngling darf sich rühmen, alle Gesetze befolgt zu haben, und das ist nicht leere Prahlerei, sondern wirkliche Tugend, denn Jesus lobt ihn dafür; aber daß er nicht all sein Hab und Gut verkaufen und das Geld den Armen geben will, um selbst zum Bettler zu werden, veranlaßt den Herrn zu dem Ausspruch: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme.“ Und wie der Besitz, durch den man Bildung erwirbt, dem Evangelium zuwider ist, so auch diese selbst. Die Weisheit der Menschen, d. h. die Beschäftigung mit der Philosophie, in der damals alle Bildung aufging, ist ihm Torheit, und nur die Armen im Geist haben Anspruch auf das Reich der Gnade. „Was hat Athen mit Jerusalem zu schaffen?“ schreibt Tertullian, „was die Akademie mit der Kirche? Nach Christus Jesus brauchen wir keine Neugier mehr, nach dem

Evangelium keine Forschung. Wenn wir glauben, verlangt uns nach nichts, was über das Glauben hinausginge.“

Doch mag auch der Bettler den Reichen und seine Bildung hassen, auf seine Mildtätigkeit bleibt er angewiesen und sieht sich daher gezwungen, sie zu preisen. Das „Selig sind die Barmherzigen“ durchtönt daher in tausend Variationen die ganze Bibel. Almosen geben, namentlich wenn man sein ganzes Vermögen damit verschwendet, ist ein Verdienst, das einzelne Stellen selbst dem Glauben vorzuziehn scheinen. So die Geschichte vom reichen Jüngling oder die Schilderung des Jüngsten Gerichts, in der Seligkeit oder Verdammnis einzig und allein an die sieben Werke der Barmherzigkeit geknüpft wird (II S. 334). „Fasten ist besser als Gebet; Almosengeben ist besser als Fasten; selig der Mann, der hierin vollkommen erfunden wird; denn Almosengeben erleichert die Last der Sünde.“ So heißt es in der ältesten christlichen Predigt, die uns erhalten ist. Im übrigen empfiehlt man fast nur die Eigenschaften des kleinen Mannes oder diejenigen, welche den Sklaven seinem Herrn angenehm machen: Frugalität und Keuschheit, Gehorsam, Demut, Geduld, Sanftmut, Bruderliebe, geschmeidiges sich Beugen vor der Gewalt, stilles Hinnehmen jeder Beleidigung. Das knechtische Zeitalter, aus dem der Despotismus des Kaisertums hervorging, fand eben an den Knechtstugenden am meisten Gefallen, während es für die Leistungen des freien Mannes, zum Teil gerade für diejenigen, welche die Republik am höchsten geschätzt hatte, kein Verständnis besaß oder sie gar für tadelnswert hielt. Ein großzügiges Wirken in Staat und Gemeinde fördert die Hoffart, die für das Christentum das schlimmste aller

Laster ist; den Spruch unseres Goethe: „Nur die 206
Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat“ hätte sich diese Verkündigung der Demut niemals aneignen können. Auch die reine Freude an der Arbeit kennt sie nicht. Zwar Paulus, der von den Verfassern des Neuen Testaments noch das klarste Verständnis für die Fragen des praktischen Lebens besitzt, hat das Wort geprägt: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Doch dieser Grundsatz mußte sich schon in den ersten Monaten der neuen Religion als unentbehrlich erweisen; denn da die Gemeinden arm waren, hätten sie verhungern müssen, wenn sie nur aus gottbegeisterten Nichtstuern bestanden hätten. Doch ist die Arbeit dem Evangelium immer nur eine traurige Notwendigkeit, nicht ein schöner Lebenszweck. Die Tapferkeit kennt es nur in der Form des leidenden Martyriums, wie es auch der Sklave übt, wenn er die Peitschenhiebe seines Herrn seufzend hinnimmt. Als Kriegsleute zu Johannes dem Täufer kommen und ihn nach ihren Pflichten befragen, da schreibt er ihnen nur vor, daß sie sich mit ihrem Solde begnügen und den friedlichen Bürger nicht bedrücken sollen; mutvolles Kämpfen gegen den Landesfeind ist auch für den Soldaten zur ewigen Seligkeit nicht erforderlich. Vor allem aber legte das älteste Christentum der freiesten Mannestugend, der Wahrheitsliebe, nur eine sehr bescheidene Bedeutung bei.

Allerdings ist im Neuen Testament oft genug von Wahrheit und Lüge die Rede; einmal heißt es sogar, der Teufel sei der Vater der Lügen (Joh. 8, 44). Doch wer die betreffenden Stellen im Zusammenhange liest, wird sich leicht überzeugen, daß regelmäßig mit der Wahrheit das richtige Dogma, mit der Lüge die Irrlehre gemeint ist. Sie enthalten also nichts weiter

207 als die wohlbekannte Verdammung von Heidentum und Ketzerei. Die Lüge, wie sie im bürgerlichen Leben auftritt, wird in den vier Evangelien, so reich sie an sittlichen Vorschriften sind, kein einziges Mal ausdrücklich verboten, ja nicht einmal mit einem tadelnden Worte bedacht. In der Apostelgeschichte (5, 1) müssen zwar Ananias und Sapphira wegen einer Lüge sterben; aber diese Strafe trifft sie, weil sie „nicht Menschen, sondern Gott gelogen“ haben. Sie haben durch ihr Verhalten bewiesen, daß sie an die Allwissenheit des Heiligen Geistes, der in den Aposteln wirkt, nicht glauben, und diese Ketzerei bringt ihnen den Tod.

Natürlich darf man hieraus nicht schließen, daß das Christentum die Lüge gebilligt habe. Ist man doch darin einig, daß Gott und sein sündenloser Sohn nicht lügen können (Hebr. 6, 18. 1. Joh. 1, 10. 5, 10), und zweimal (Eph. 4, 22—25. Col. 3, 9) schärft Paulus den Gliedern seiner Gemeinde auch Wahrhaftigkeit ein. Doch wenn man sich erinnert, wie unzählige Male in allen Teilen des Neuen Testaments Bruderliebe und Demut, Barmherzigkeit und Glaube gepriesen und anempfohlen werden, wird man zugeben, daß dies etwas wenig ist. Und doch wäre ein strenges und wiederholtes Verbot der Lüge um so notwendiger gewesen, als es in der Mosaischen Gesetzgebung, die das Christentum voraussetzen konnte, nicht enthalten ist. Keines der zehn Gebote lautet: „Du sollst nicht lügen!“ und selbst das falsche Zeugnisreden vor Gericht ist nur w i d e r den Nächsten untersagt, nicht f ü r denselben. Man meine nicht, daß dies eine zu wörtliche Auslegung sei. Auch Römer und Griechen betrachteten es nicht als Sünde, zugunsten eines Freundes Falsches auszusagen, und ein belastendes

Zeugnis gilt ihnen, auch wenn es wahr ist, als ein Akt 208
der Feindschaft. In seine Erklärung jenes Verbotes hat Luther freilich auch das Lügen und Trügen aufgenommen, doch trug er damit sein deutsches Empfinden fälschlich in das jüdische Gesetz hinein.

Der moderne Deutsche sieht in der Lüge eines der abscheulichsten Laster. Wie oft hört man nicht Eltern sagen, sie schlügen ihre Kinder nur, wenn sie die Unwahrheit sprächen! Dieser Grundsatz ist sehr anfechtbar; denn Lügen ist ein Ausfluß der Feigheit, die durch harte Prügel eher gefördert als unterdrückt wird. Doch richtig oder nicht, jedenfalls beweist die weite Verbreitung dieser Erziehungsmethode, daß man es für nötig hält, diese Sünde vor allen andern zu bekämpfen. Doch im Altertum und namentlich in der römischen Kaiserzeit war der moralische Mut, den die Wahrheitsliebe erfordert, viel weniger verbreitet, und ihre Verletzung wurde daher sehr milde beurteilt. Zwar wird die Lüge von einzelnen Philosophen, z. B. dem Kyniker Epiktet, getadelt; doch nur sehr wenige fanden sich bereit, diese sittliche Theorie in die Praxis umzusetzen. Stellte sich doch die Rhetorenschule, die damals jeder Gebildete durchgemacht hatte, eingestandenermaßen die Aufgabe, in allen Advokatenkniffen zu unterrichten, namentlich auch im geschickten Verdrehen der Wahrheit. Odysseus, der lügt, so oft er den Mund auftut, ist immer das Ideal griechischer Mannestugend geblieben, und der Moralist Plutarch empfiehlt es als eine Art geistlicher Askese, sich eine Zeitlang jeder Unwahrheit zu enthalten; daß man dies vielleicht auch sein ganzes Leben hindurch tun könne, kommt ihm gar nicht in den Sinn. So sieht sich denn auch Paulus gezwungen, immer wieder (Röm. 9, 1. 2. Cor. 11, 31. Gal. 1, 20. 1. Tim. 2, 7)

209 zu erklären, daß er nicht lüge, sondern die Wahrheit sage, eine Versicherung, die heutzutage jeder anständige Mensch für unter seiner Würde hält. Weil damals aber jeder log, brachten die Gemeinden selbst ihren Aposteln kein unbedingtes Vertrauen entgegen.

Es wäre sehr ungerecht, wenn man den Männern, aus deren Schriften sich das Neue Testament zusammensetzt, einen Vorwurf daraus machen wollte, daß sie nicht mit aller Strenge eine sittliche Forderung stellten, die ihre Zeitgenossen niemals hätten erfüllen können. Denn wer durfte unter der Despotie der Kaiser und ihrer harten Werkzeuge kühn die Wahrheit sagen? Es liegt in der Natur der Dinge, daß jede Epoche die Tugenden bevorzugt, die nach den gegebenen Verhältnissen im Kampf ums Dasein die nützlichsten sind. Als jeder gezwungen war, sich fügsam der Knechtschaft zu beugen, und wer dies nicht über sich vermochte, elend zugrunde ging, da mußten notwendig die Knechtstugenden, die der Anpassung an diese Zustände günstig waren, am meisten geschätzt werden. Hätte das Evangelium nicht den Forderungen seiner Zeit entsprochen, so hätte es unmöglich so viele Anhänger finden und sich so schnell verbreiten können. Eben daraus aber ergibt sich, daß seine Sittlichkeit nicht für alle Zeiten passen kann. An mehreren Stellen zählt Paulus die christlichen Tugenden auf: z. B. Galat. 5, 22: „Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit.“ Col. 3, 12: „So ziehet nun an als die Auserwählten Gottes, Heilige und Geliebte, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld, und vertrage einer den andern und vergebet euch untereinander, so jemand Klage hat wider den andern, gleich-

wie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit.“ 1. Timoth. 6, 11: „Jage aber nach der Gerechtigkeit, der Gottseligkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmut.“ Wenn wir heute unabhängig von der Bibel Verzeichnisse der Tugenden aufstellen wollten, die uns besonders am Herzen liegen, würden sie nicht ganz anders lauten? würden die Vaterlandsliebe, die Tapferkeit, die Willenskraft, die Sparsamkeit, die Freude an der Arbeit, vor allem die Wahrhaftigkeit darin fehlen? Dagegen steht manches, was die Bibel als höchste Tugend preist, wie das Almosengeben oder die Demut, heutzutage recht niedrig in der allgemeinen Schätzung, aber nicht weil unsere Zeit unter die christliche Sittlichkeit herabgesunken, sondern weil sie darüber hinausgewachsen ist.

Paulus schreibt (Röm. 3, 7): „So die Wahrheit Gottes durch meine Lüge herrlicher wird zu seinem Preis, warum sollte ich denn noch als ein Sünder gerichtet werden?“ Wenn man dies in seinem Zusammenhange liest, wird man sich überzeugen, daß keineswegs der jesuitische Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel, damit empfohlen werden soll. Aber wer Neigung dazu hatte, konnte es so auslegen, und die spätere Kirche hat dies nur zu gern getan. Wennschon in der religiösen Literatur der Heiden die Fälschungen häufig sind (S. 141), so nehmen sie bei den Christen womöglich einen noch größeren Umfang an. Und es sind nicht die schlechtesten Leute, die sich bereit finden, die Wahrheit ihres Glaubens durch Lügen zu beweisen.

Als Ambrosius von Mailand mit der arianischen Kaiserin Justina im Streite lag und durch dessen

lange Dauer der Eifer seiner Gemeinde abzuflauen
211 drohte, hielt er es für nötig, ihre Kampfesfreude durch ein Mirakelchen aufzufrischen. Im Traum erschienen ihm daher, wie er erzählte, die heiligen Märtyrer
5 Gervasius und Protasius, von denen nie vorher ein Mensch etwas gehört hatte, und teilten ihm mit, daß sie an einer bestimmten Stelle seiner Kirche bestattet seien. Um die kostbaren Reliquien zu gewinnen, ließ er in Gegenwart einer begeisterten Menge nach-
10 graben; die heiligen Knochen kamen zutage und bewirkten alsbald ein paar Heilungswunder. In diesem Falle ist das zweckvolle Gaukelspiel unverkennbar; und doch ist derjenige, der es in Szene setzte, eine der reinsten und großartigsten Erscheinungen der
15 älteren Kirchengeschichte. Natürlich steht sein Beispiel nicht vereinzelt da. Der vielgefeierte Athanasius hat in seinen historisch-apologetischen Schriften nicht nur unverschämt gelogen, sondern auch Urkunden gefälscht, und unschuldige Schwächen derselben Art
20 lassen sich noch bei manchem großen Kirchenlicht nachweisen.

Ganz eigentümlich war die Stellung des neuen Glaubens zum Eide. Die Heiden jener Zeit gingen sehr leichtfertig mit ihm um: bei dem geringsten Anlaß
25 waren sie gleich bereit zu schwören, und nur die Allergewissenhaftesten scheuten davor zurück, den Schwur zu brechen. Das Christentum lehrte: „Eure Rede sei: Ja, ja, nein, nein; was darüber ist, ist vom Übelen.“ Es verbot also das Schwören ganz; und wirklich haben
30 seine Bekenner vor dem Eide große Scheu gehabt, aber, so wunderlich dies klingt, eine viel geringere vor dem Eidbruch. Den Namen Gottes in dieser Weise anzurufen, galt eben für eine so große Sünde, daß, wenn man die viel kleinere hinzufügte, das so be-

glaubigte Wort nicht zu halten, das Schuldkonto damit nur sehr unbedeutend erhöht wurde. In höchst naiver Weise ist dies in der Lebensbeschreibung des Säulenheiligen Symeon ausgesprochen; sie legt ihm folgende Ermahnung in den Mund: „Und dieses sage ich dir: niemals sollst du lügen und bei Gott schwören. Bist du aber gezwungen zu schwören, so schwöre bei mir, dem niederen Knecht, o b e s m i t W a h r h e i t o d e r m i t L ü g e s e i. Denn es ist eine große Sünde und furchtbar, bei Gott zu schwören.“ Wie man hieraus sieht, kommt es nur auf die Anrufung Gottes an, nicht darauf, ob man wahr oder falsch schwört, und hiernach haben sich die Christen jener Zeit gerichtet. Der fromme Kaiser Constantius hat sich Lüge, Wortbruch und Verrat ganz unbedenklich gestattet, jeden Eid aber ängstlich vermieden; doch als er es notwendig fand, dennoch einen zu leisten, hat er ihn später gebrochen (IV S. 108. 132ff.). Und nicht weniger skrupellos war selbst die christliche Geistlichkeit. Als der Bischof Alexander von Alexandria starb, verpflichtete sich die Synode, die zur Neuwahl zusammengetreten war, durch einen Eid, ehe über die Person seines Nachfolgers Übereinstimmung erzielt sei, keinen zu weihen; aber die sieben orthodoxesten Bischöfe taten es doch. Als Liberius von Rom verbannt wurde, leistete seine ganze niedere Geistlichkeit den Schwur, bei seinen Lebzeiten keinen anderen Bischof anzuerkennen; die meisten aber brachen ihn schon nach wenigen Monaten, und das fand man so wenig anstößig, daß man einen jener Sünder später sogar zum Papste wählte (V S. 70). Flavian hatte geschworen, die Bischofswahl für Antiochia nicht anzunehmen, solange Paulinus noch am Leben sei; trotzdem vollzog sogar ein ökumenisches Konzil an

ihm die Weihe und legalisierte so seinen Eidbruch (V S. 150). Demgegenüber ist es bezeichnend, in welchem Falle man sich für verpflichtet hielt, seinen Eid zu halten. Ein einflußreicher Gallier war im Begriffe, sich das Vermögen eines minder Mächtigen widerrechtlich anzueignen; als Bischof Salvian ihn abmahnte, antwortete er: „Ich habe geschworen, jenem Manne sein Vermögen zu nehmen. Siehe zu, ob ich das unterlassen kann oder darf, was ich sogar mit Anrufung des Namens Christi tun zu wollen erklärt habe!“ Darauf wußte der fromme Ermahner nichts zu erwidern und zog unverrichteter Sache ab. Man sieht es deutlich: wie die Keuschheit weniger durch eine Steigerung der Sittlichkeit geschützt wurde, als durch das Wiedererwachen eines uralten Aberglaubens, so auch die Heiligkeit des Eides.

Das Christentum hat manchen Sterbenden getröstet, manchen, dem sein Dasein zur Last war, durch die Hoffnung auf ein besseres Jenseits aufgerichtet; doch das hatte es mit dem damaligen Heidentum gemein. Und wie seine Segnungen weniger ihm selbst als dem Geiste seiner Zeit zuzuschreiben sind, so auch die Mängel seines Sittengesetzes: die Verkennung der wirtschaftlichen und staatlichen Pflichten, die Beförderung unfruchtbarer Askese und leichtsinnigen Almosengebens, die Milde gegen das Laster der Lüge. In allen diesen Beziehungen hat es nichts verschlechtert und nichts gebessert. Auch sein Kampf gegen den Teufel, mochte er in der Zauberei oder im Irrglauben tätig erscheinen, war
212 nur die Konsequenz dessen, was sich auch im Heidentum vorbereitete. Aber daß sie gezogen und mit fürchterlicher Strenge durchgeführt wurde, war allerdings etwas Neues, und dieses hat unnennbares Unheil

gestiftet. Die Bestrafung des Unglaubens oder dessen, was man dafür hielt, kannte freilich auch das Altertum; aber die Hinrichtungen erst der Philosophen und dann der Christen haben niemals den grauenvollen Umfang angenommen, wie die Ketzerverfolgungen der christlichen Zeit. Auch das Heidentum fürchtete sich vor Zauberern und Hexen; aber es strafte nur den Mißbrauch ihrer vermeintlichen Macht. Daß diese selbst als Kapitalverbrechen galt, trat erst ein, seit man darin eine Verbindung mit dem Teufel sah. Der schauerliche Unfug der Hexenverbrennungen, der ungezählten Tausenden unglücklicher Weiber Folter und Tod gebracht hat, ist aus dem Sittengesetz des Christentums hervorgegangen. Wird man demgegenüber die Frage überflüssig finden, ob es auch Nützliches geschaffen hat? Gewiß hat es viele gute Christen gegeben, die zugleich gute Menschen waren, und diese alle hegten die Überzeugung, daß ihr Handeln auf den Lehren ihrer Religion beruhe. Aber ganz dasselbe gilt auch von den tugendhaften Heiden, wie Mark Aurel einer war. Wenn wir bei diesen annehmen, daß sie ihrer eigenen Meinung zuwider nicht durch ihre Religion, sondern durch ihre gute Natur bestimmt wurden, sollte bei den Christen der gleiche Schluß unerlaubt sein? Sittliche Belehrung wirkt sehr wenig, wenn sie nicht den angeborenen Trieben der Menschen entspricht; und wäre dies anders, so hätte die Moral der stoischen Philosophie, die der christlichen so ähnlich, aber von den meisten ihrer Flecken frei war, noch Besseres wirken können. Das eigentlich religiöse Moment, wodurch das Chri- 213
stentum auf das Handeln der Menschen Einfluß üben konnte, war ausschließlich die Furcht vor den Höllenstrafen und die Hoffnung auf die ewige Seligkeit.

Auch dieses war zwar dem Heidentum nicht fremd, hatte aber in der neuen Religion doch eine etwas andere Gestalt gewonnen. Prüfen wir also, welche Wirkungen dieser zuzuschreiben sind.

Als Constantin der Große, so erzählt ein heidnischer Schriftsteller, Sohn und Gattin umgebracht hatte, da suchte er in allen Mysterienkulten Reinigung von diesen Untaten. Doch ihre Priester erklärten einstimmig, daß eine Sühne für solche Verbrechen bei ihnen nicht zu finden sei. Da teilte ein Christ ihm mit, keine Sünde sei so schwer, daß seine Religion ihr nicht Vergebung bieten könne, und dies bestimmte den Übertritt des Kaisers. Wir wissen, daß diese Geschichte erfunden ist — die Bekehrung Constantins hatte ganz andere Gründe —; aber daß man sie so erfinden konnte, ist hochbedeutsam. Es zeigt uns, daß das Heidentum sich sittlich dem Christentum überlegen fühlte, weil es nicht, wie dieses, für jede Schandtat Entsühnung hatte. Wie sollte eine Religion von der Sünde zurückhalten, die jederzeit bereit war, die begangene wieder auszulöschen? „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden.“ Das klang sehr tröstlich, war aber nicht geeignet, die Sittlichkeit zu fördern.

Dabei war es ganz gleichgültig, wie lange man in der Sünde verharrte; selbst wenn man erst auf dem Totenbette Buße tat, war es immer noch früh genug. Der Arbeiter, der sich im Weinberge des Herrn den ganzen Tag gemüht hatte, erhielt keinen höheren
214 Lohn als derjenige, welcher erst in der letzten Stunde anfing. Dem Schächer, der verdientermaßen am Kreuze hing, war das Paradies gewiß, nur weil er schon brechenden Auges den Herrn bekannte. Man

konnte also Sünde auf Sünde häufen, ohne damit der Hoffnung auf die ewige Seligkeit verlustig zu gehn. Denn „ein böser schneller Tod", der selbst einen letzten Augenblick der Buße ausschloß, war doch so selten und unwahrscheinlich, daß man wirklich nicht damit zu rechnen brauchte. Daß man noch bis in die neueste Zeit so spekuliert hat, beweisen die Abruzzenräuber, die sich bekanntlich für sehr gute Katholiken hielten.

Jene bedingungslose Sühnung durch die Buße, an der die Heiden Anstoß nahmen, war für das Christentum unentbehrlich, weil es seine sittlichen Forderungen so hoch gesteigert hatte, daß der Unterschied zwischen großen und kleinen Sünden ganz verschwand. Es hängt das zusammen mit einer Änderung der Begriffe von Schuld und Strafe, die sich in Rom schon während der Republik vollzogen hatte. Das Kriminalrecht der Urzeit geht überall von der Rache aus und sühnt daher mehr den Schmerz, den der Geschädigte erlitten hat, als das Verbrechen. Zufällige Tötung ruft ebenso die Blutrache hervor, wie absichtlicher Mord; der Mordversuch dagegen bleibt straflos, falls er keine Körperverletzung, die als solche zu ahnden wäre, herbeigeführt hat. Diesen primitivsten Standpunkt hatte das römische Recht schon in den zwölf Tafeln hinter sich gelassen; böse Absicht oder mindestens grobe Fahrlässigkeit ist für die Strafe erforderlich; doch setzt diese noch immer die vollendete Tat voraus. Sullas Gesetzgebung ist noch weiter gegangen; sie behandelt schon denjenigen als Mörder, der eine Waffe getragen hat, um damit 215
einen Menschen zu töten. Allein die Absicht, sobald sie in einer nachweisbaren Tatsache ihren Ausdruck gefunden hat, ist also ebenso strafbar, wie die Tat

selbst. Diese Anschauung lag in der Zeit; das Christentum aber steigerte sie noch. „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen! Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ Wenn hier schon die Begier, welche die böse Tat herbeiführen kann, dieser selbst gleichgestellt wird, so ist dadurch das Sittengesetz unstreitig sehr verfeinert, zugleich aber auch seine Erfüllung der Herrschaft des freien Willens ganz entzogen. Denn über meine Taten bin ich Herr, nicht aber über die Regungen meiner Seele. Und konnte man nicht, wenn man dazu die Neigung spürte, aus dieser Lehre den Schluß ziehen, daß, wenn man die böse Begier empfunden habe, man ihr ruhig auch die Tat hinzufügen dürfe, weil die Schuld dadurch ja doch nicht größer werde?

Ähnliches begegnet uns auch auf einem andern noch weitergreifenden Gebiete. Schon die heidnische Philosophie hatte die Forderung gestellt: „Tue deinem Mitmenschen so, wie du willst, daß dir geschehe.“ Das war ein gutes, erfüllbares Gebot. Das Christentum lehrte: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!“ und verlangte damit etwas Unmögliches oder etwas Überflüssiges. Denn wer die Liebe hat, dem braucht man sie nicht zu gebieten, und wer sie nicht hat, der kann sie trotz aller Gebote nicht in sich hervorrufen. Und ist derjenige, den schwere Erfahrungen zum Menschenfeinde gemacht haben, der aber trotzdem seine Nächstenpflichten treu erfüllt, nicht mindestens
216 ebenso achtbar, wie der gutmütige Menschenfreund, der instinktiv und mühelos seinen wohltätigen Neigungen folgt?

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Wie

hat also das Christentum gewirkt? Hat es, um zunächst mit den ältesten Zeiten zu beginnen, seine Bekenner über ihre Zeitgenossen, die noch an den alten Göttern festhielten, sittlich erhoben? Man nimmt gewöhnlich an, daß in den Urgemeinden die größte Tugend und Reinheit geherrscht habe. Für einen gewissen Zeitraum, freilich nicht den allerältesten, ist dies zuzugeben; doch wie wir sogleich sehn werden, beweist es nichts für die Religion als solche.

Allerdings enthielt diese ein Moment, das die Sittlichkeit stark beeinflussen konnte, in dem Sakrament der Taufe. Sie galt als das Reinigungsbad der Seele, das alle Sünden abwusch; daraus aber zog man sehr bald den Schluß, daß diejenigen, welche man später beging, nicht mehr verziehen würden. Auch der schwerste Verbrecher war von der Seligkeit nicht ausgeschlossen, wenn er sich bekehrte und das heilige Wasser ihn entsündigte; hatte er aber dies Siegel des Herrn empfangen, so durfte er es nicht mehr beflecken. Natürlich konnte man diesen Grundsatz nicht ganz konsequent durchführen: hätte man ihn auf Gedankensünden und die kleinen Verfehlungen des täglichen Lebens ausgedehnt, so wäre fast jeder Christ zu den Qualen der Hölle verdammt gewesen. Man unterschied also, wie es auch die heidnischen Mysterien taten, zwischen Verzeihlichem und Unverzeihlichem, war aber in der Abgrenzung viel strenger. Doch hatte dies nur die Folge, daß man die Taufe verschob, womöglich bis zur letzten Stunde, wie wir dies schon bei Constantin dem Großen haben beobachten können (I S. 65). So konnte auch der Christ die 217
schlimmsten Frevel begehen, ohne auf seine Jenseitshoffnungen verzichten zu müssen.

Als das Christentum eben erst seinen Siegeslauf

begann, war man allerdings noch nicht so vorsichtig. Schon bei Lebzeiten Jesu ließen sich viele durch seine Jünger taufen; nach der Predigt Petri bei dem ersten Pfingstfeste sollen sich dreitausend Menschen zu dem heilbringenden Wasser gedrängt haben, und der Kämmerer aus dem Mohrenlande hat kaum die frohe Botschaft vernommen, als ihn auch schon nach der Taufe verlangt. Damals erwartete man eben von Tag zu Tag die Wiederkunft des Herrn und meinte die kurze Zeit, die das Weltgericht noch auf sich warten ließ, sich leicht der Sünde enthalten zu können. Aber nachdem einige Jahre vergangen waren, ohne daß das hoffnungsreiche Schrecknis eintrat, wurde dies anders. Schon als Paulus in Korinth predigte, bekehrte er zwar sehr viele, aber kaum mehr als ein halbes Dutzend ließ sich taufen (1. Cor. 1, 14—16). Die übrigen hielten es offenbar für vorteilhafter, ihr Sündenkonto erst noch etwas anlaufen zu lassen, ehe sie den großen und endgültigen Strich hindurch machten. Und wurden sie vorher von einem „bösen schnellen Tod“ ereilt, so brauchte man doch noch nicht an ihrer Seligkeit zu verzweifeln. Denn irgendein Verwandter oder Freund konnte sich für den Verstorbenen taufen lassen, und dies hatte dieselbe Wirkung, als wenn er selbst getauft worden wäre (1. Cor. 15, 29). Wenn Christus durch sein stellvertretendes Leiden die Sünden anderer hatte abbüßen können, warum sollte nicht auch die Reinigung durch ihn eine Stellvertretung dulden? Dies ist allerdings früh abgekommen; doch allmählich veraltete
218 auch die Anschauung, daß man nach vollzogener Taufe sündenrein bleiben müsse, weil sie sich praktisch nicht aufrechterhalten ließ.

Die Korinther hatten es nötig, daß man mit ihren

Sünden nicht gar zu streng ins Gericht ging; mit gutem Grunde konnte ihnen der Apostel schreiben (1. Cor. 5, 6): „Euer Ruhm ist nicht fein.“ Die Bruderliebe war sein erstes Gebot; in der idealen Gemeinde sollte sie sich bis zur Gütergemeinschaft steigern und hat es zu Zeiten auch wirklich getan. In jener Stadt dagegen suchte ein Christ den andern um das Seine zu bringen, und Gemeindeglieder führten vor den Gerichten der Heiden Prozesse gegeneinander. Die Unzucht war weit verbreitet und fand sträfliche Duldung; ja diese ging so weit, daß ein Christ mit der Frau seines Vaters Blutschande treiben konnte, ohne aus der Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden. Paulus drang darauf, daß dies geschehe; doch später hatte er selbst nichts dagegen, daß der Sünder, als er nach einem Verweise Buße tat, wieder zu Gnaden aufgenommen werde. Sogar der Apostel war also in seinen sittlichen Forderungen von einer Milde, die selbst bei den Heiden Anstoß erregen mußte. Offenbar hatte der lebenskluge Mann seine guten Gründe dazu: wäre er strenger gewesen, so hätte dies den Bestand der Gemeinden gefährdet. Denn daß die übrigen viel tugendhafter waren, als die korinthische, daß es in ihnen keine „Lustmenschen oder Habgierige oder Götzendiener oder Schandmäuler oder Trunkenbolde oder Räuber“ gab, wie sie der Apostel in jener Stadt finden konnte (1. Cor. 5, 11), ist kaum vorauszusetzen.

Also in den Gemeinden des ersten Jahrhunderts war jene Sittenreinheit, die man ihnen nachzurühmen pflegt, keineswegs zu Hause; und noch um die Mitte 219
des zweiten muß ein Verteidiger der neuen Religion zugeben, daß viele, die sich Christen nennen, mit Recht dem Strafgesetz verfallen sind. Doch im Anfang des

dritten Jahrhunderts darf man kühnlich behaupten, kein Christ sitze im Kerker außer um seines Glaubens willen; Kriminalverbrechen kommen innerhalb der Gemeinden gar nicht mehr vor. Die Keuschheit wird allgemein beobachtet; wer sich gegen sie vergeht oder sonst schweres Ärgernis gibt, den schließt man aus. Der Kommunismus, der vorher nur ideale Forderung gewesen war, ist beinahe zur Wirklichkeit geworden. „Auch in unserem Vermögen sind wir Brüder," ruft Tertullian den Heiden zu, „das bei euch die Brüderlichkeit zu trennen pflegt. Indem wir uns in Geist und Seele vereinigen, zaudern wir nicht, auch den Besitz mitzuteilen. Alles ist bei uns gemeinsam außer den Weibern." Doch diese sittliche Erhebung endet mit der Verfolgungszeit. Sobald der neue Glaube zur staatlichen Anerkennung gelangt ist, sind die Christen wieder um nichts tugendhafter als die gleichzeitigen Heiden. „Beten nicht täglich die Menschen zu Gott," schreibt Augustin, „daß sie etwa einen Ehebruch, nach dem sie gieren, zur Ausführung bringen können? Beten nicht täglich die Menschen zu Gott, daß die sterben, von denen sie eine Erbschaft erwarten? Beten nicht täglich die Menschen zu Gott, daß ein Betrug, auf den sie sinnen, glücklich gelinge?" So schöne Früchte zeitigte schon im vierten Jahrhundert das kindliche Gottvertrauen der Christen!

Überschaut man diese Entwicklung, so wird man den Schluß kaum abweisen können, daß jener sittliche Aufschwung weniger auf dem Christentum
220 als solchem beruhe, als auf der Verfolgung. Bei dem ersten Auftreten des neuen Glaubens traf sie zwar schon die Apostel und Prediger, aber die weniger bekannten Mitglieder der Gemeinden blieben

noch verschont. Die ihnen beitraten, waren zum großen Teil Sünder, die selig werden wollten, aber die gewohnten Laster doch nicht ganz ablegen konnten. Diese wucherten denn auch in der neuen Gemeinschaft fort, und man mußte milde gegen sie sein, wenn man nicht eine bedeutende Anzahl von Gläubigen abschrecken wollte. Unter Nero und Domitian werden die Verfolgungen grausamer; aber sie umfassen doch nur kleine Kreise und sind von langen Ruhepausen unterbrochen. So wirken sie zwar etwas, aber nicht entscheidend. Doch im Laufe der Zeit wird die Glaubensfreudigkeit der Heiden immer stürmischer und arbeitet demgemäß mit immer größerem Eifer auf die Ausrottung der „Gottlosen" hin, die sich von den alten Heiligtümern fernhalten. Die Verfolgungen werden daher häufiger und allgemeiner, und selbst wenn zeitweilig die staatlichen Gewalten ihrer überdrüssig sind, sieht sich der Christ doch von der Volkswut bedroht und der allgemeinen Verachtung preisgegeben. Hielten einige Heiden es doch sogar für unter ihrer Würde, mit den „Gottlosen" auch nur zu sprechen. Je größer aber Leiden und Gefahr wurden, desto mehr mußten sie die reinigende Kraft der Naturauslese entwickeln. Die schwachen Charaktere, aus denen Sünder und Verbrecher meist hervorgehen, wurden zum Abfall getrieben oder hielten sich den Gemeinden fern, und was in diesen zurückblieb, war ein auserlesenes Geschlecht, das nicht nur gute Vorsätze besaß, sondern auch die Kraft, sie auszuführen.

Auch wenn wir von der steten Gefahr des Martyriums absehn, war es nichts Kleines, was den Chri- 221
sten zugemutet wurde. Schon das Vermeiden des Opferfleisches bedeutete, daß man auf den Festbraten verzichten mußte, der dem armen Manne fast die

einzige Gelegenheit zum Fleischgenusse darbot. Und was die Freude des Volkes war, Theater und Zirkusrennen, Tierhetzen und Gladiatorenspiele, Messen und Festzüge, alles hing mit dem heidnischen Kultus zusammen und war dem Christen daher versagt. Man begreift es wohl, daß in den Gemeinden, an welche Paulus schrieb, so mancher Schwache sich fand, der zwar des neu verkündeten Heiles teilhaft werden, aber doch dem Götzendienst nicht ganz entsagen wollte. Es bedurfte erst der schärferen Sichtung, die sich in der Verfolgung vollzog, um diese schwankenden Elemente abzusondern. Und als das Christentum auch in den höheren Ständen Anhänger fand, da blieb ihnen der gesunde Ehrgeiz, der in der Verwaltung von Reich und Stadt seine Befriedigung suchte, streng verboten; denn es gab kein Amt, dem nicht auch sakrale Pflichten obgelegen hätten, und diese waren für den Christen unerfüllbar. So mußte er, wenn er die Hoffnung eines seligen Jenseits nicht opfern wollte, fast auf alle diesseitigen Freuden verzichten; sein ganzes Leben war strenge Entsagung. Und die stete Selbstüberwindung, die dadurch gefordert war, stärkte seinen Charakter und feite ihn auch gegen die Versuchung zu Sünden, die seiner Religion vielleicht verzeihlicher erschienen wären.

Alles dies hörte mit der Verfolgung auf. Die Spiele und öffentlichen Belustigungen, an die man sich unter der Herrschaft des Heidentums gewöhnt hatte, durfte Constantin dem Volke nicht versagen; 222 und indem der christliche Kaiser sie ausrichtete und leitete, verloren sie ihren heidnischen Charakter und konnten daher von Bekennern des neuen Glaubens, falls diese nicht gar zu rigoristisch waren, ohne Gewissensbisse mitgemacht werden. Und wenn der

Herrscher Christen zu den höchsten Ämtern berief, so ließen sich die Gemeinden das gerne gefallen. So war das Christentum wieder in normale Verhältnisse eingetreten, und mit ihnen kehrte alsbald die normale Sittlichkeit zurück, die in jener Zeit keine gar zu hohe war.

Prüfen wir nun, auf welche Tugenden die Christen der Verfolgungszeit besonderen Wert legten, so tritt vor allen andern die Keuschheit hervor. Dies ist um so auffälliger, als sie in den Evangelien gar nicht eine so beherrschende Rolle spielt. Zwar wird natürlich der Ehebruch verurteilt; aber unter denen, die selig gepriesen werden, befinden sich die Keuschen nicht; Jesus scheut nicht davor zurück, sich von einer Dirne die Füße salben zu lassen, und entschuldigt selbst die Ehebrecherin mit der allgemeinen Verderbnis der menschlichen Natur. Etwas schärfer treten die Episteln der Fleischeslust entgegen; doch wie wir schon gesehn haben, zeigt noch Paulus selbst offenkundiger Blutschande gegenüber große Milde. Seit dem zweiten Jahrhundert wird dies anders. Unnachsichtlich wird von der Gemeinde ausgeschlossen, wer die Keuschheit verletzt; sie gilt den Heiden gegenüber als der höchste Ruhmestitel des Christentums, und zahlreiche Lobschriften werden auf sie verfaßt. Die Übung in der Enthaltsamkeit, die man sich allen Volksbelustigungen gegenüber auferlegte, wirkte auch auf das geschlechtliche Leben ein. Als schönste Tugend aber galt es, wenn Mann und Weib ihre Jungfräulichkeit bewahrten oder, falls sie schon verheiratet waren, von 223
ihren ehelichen Rechten keinen Gebrauch machten. Es kam vor, daß Mädchen, die dem Himmel ewige Reinheit gelobt hatten, bei Geistlichen wohnten und sogar mit ihnen in demselben Bette schliefen, ohne

ihre Jungfrauenschaft zu verletzen. Dagegen wurde die zweite Ehe einer Witwe oder gar einer Geschiedenen von vielen für anstößig, von den Strengsten für ganz verwerflich gehalten. Christliche Jünglinge suchten bei der Obrigkeit um die Erlaubnis nach, sich kastrieren zu lassen, und Origenes entmannte sich wirklich mit eigener Hand, um so den Anfechtungen des Fleisches endgültig zu entgehen. Hierin aber liegt es, daß jene Forderung der Reinheit weniger eine sittliche, als eine abergläubisch rituelle war. Denn man verurteilte ja nicht nur dasjenige, was wir noch heute Unkeuschheit nennen, sondern der Beischlaf als solcher, auch der eheliche, galt, wenn auch nicht für unerlaubt, so doch für tadelnswert. Wie über allen andern Geboten des damaligen Christentums das eine stand, sich nicht durch den Genuß von Opferfleisch und Blut zu beflecken, so witterte man auch in der Berührung des Weibes etwas dämonisch Unreines, eine Anschauung, die uns schon lange Jahrhunderte vor der Entstehung der neuen Religion begegnet ist (S. 13). In dieser rückschrittlichen Zeit war auch sie aus halber Vergessenheit zu neuem Leben erwacht und machte daher auch im Heidentum ihren Einfluß geltend, wenn sie auch hier viel minder allgemein war. Wie wir schon gesehn haben, suchte auch Apollonios von Tyana die Reinheit in gänzlicher Enthaltung, und Iulian der Abtrünnige war nicht weniger keusch, als seine christlichen Gegner. Denn Abtötung des Fleisches predigten die heidnischen
224 Philosophen ebenso, wie die Missionare des neuen Glaubens.

Doch so ungesund diese ganze Richtung war, sie säuberte doch nicht nur das Geschlechtsleben, sondern hatte auch noch eine andere nützliche Folge. Der Bei-

schlaf galt als unrein, fand aber seine Entschuldigung in dem Wunsche, Kinder zu besitzen, den auch das Christentum als berechtigt anerkannte. Auch diese aber fiel weg, wenn man sie tötete, aussetzte oder die noch ungeborene Frucht abtrieb, was damals ja weitverbreitete Sitte war. Das Neue Testament wagte ihr noch nicht entgegenzutreten, wohl aber die Gemeindelehre, die gleichzeitig mit ihm entstand, und die Keuschheitsforderung der Verfolgungszeit gab diesem Verbot neue Kraft. So wurde ein grausamer Mißbrauch, der zur Entvölkerung des Reiches sehr viel beigetragen hatte (I S. 338), zwar nicht ganz beseitigt, aber doch wirksam beschränkt, und dies mag nicht ohne Einfluß darauf gewesen sein, daß im dritten Jahrhundert, wo das Christentum sich schon über alle Provinzen und alle Stände verbreitet hatte, eine normale Volksvermehrung wiederbeginnt (I S. 388).

Auch als es später Staatsreligion geworden war, hat die Tugend der Keuschheit nicht nur in der Theorie, sondern auch in der praktischen Ausübung ihre beherrschende Stellung bewahrt. Zwar dient man ihr nicht mehr mit der gleichen Strenge, wie in den Zeiten der Verfolgung: der fromme Constantin hat sich nur zu viele Menschlichkeiten erlaubt, und selbst bei Geistlichen kam es mitunter vor, daß sie als Verführer von Frauen und Mädchen abgesetzt wurden. Doch so widrige Lüstlinge, wie Nero und Caracalla, Elagabal und Maximinus Daja, scheint es unter den Christen, von denen wir Kunde besitzen, nie gegeben zu haben. Das Geschlechtsleben des vierten und fünften Jahrhunderts ist nicht fleckenlos, aber auch nicht ganz verrottet, also nicht viel anders als das heutige, was der vorhergehenden Zeit gegenüber einen großen Fortschritt bedeutet. Doch wie wir

oben (I S. 392. 397) schon bemerkt haben, ist er wahrscheinlich mehr der Einwirkung des germanischen Blutes zu danken, die sich damals schon in allen Ständen fühlbar machte, als den Lehren des Christentums. Denn in der Gestalt, wie es durch das Neue Testament überliefert war, predigte es noch viel mehr Milde und Barmherzigkeit als Keuschheit; jene aber haben in dem barbarischen Geschlecht, das jetzt die Welt beherrschte, niemals Wurzel fassen können, und die Kaiser, welche der neuen Religion am treuesten ergeben waren, ließen sie fast am meisten vermissen. Constantius II. hat seinen Eifer für diese durch manches Verfolgungsedikt gegen das Heidentum bewiesen; doch hat er seine Verwandten fast alle hinmorden lassen, und zahllose Unschuldige sind auf sein Geheiß den Hochverratsprozessen zum Opfer gefallen. Gallus war von einer Frömmigkeit, die selbst die strengsten Christen als echt und tief anerkannten; aber dies hinderte ihn nicht, sich mit raffinierter Grausamkeit am Martern und Hinrichten zu ergötzen. Theodosius hat seiner begeisterten Rechtgläubigkeit den Beinamen des Großen zu danken; doch als einer seiner Offiziere in Thessalonike bei einem Volksaufstande erschlagen war, rächte er ihn, indem er siebentausend wehrlose Menschen ohne Gericht und Wahl durch seine Soldaten hinschlachten ließ. Das Martern der Angeklagten, um ihnen Geständnisse oder auch nur Steuerschulden abzupressen, ist in der christlichen Zeit viel häufiger und grausamer gewesen, als in den vorhergehenden Jahrhunderten. Und wenn man die Folterkammern besucht, die unser frommes Mittelalter hinterlassen hat, so staunt man über eine
226 Erfindungskraft, die alles, was das heidnische Altertum im Menschenschinden geleistet hat, unendlich

weit hinter sich läßt. Wie hätten die Lehren des Christentums auch anders wirken können, mochten auch noch so viele Bibelsprüche Barmherzigkeit predigen! Galerius ließ diejenigen, welche er als Gottlose betrachtete, an kleinem Feuer langsam braten und dazwischen mit kaltem Wasser begießen, um so ihre Qualen vielleicht auf Stunden zu verlängern. Das tat ein grausamer Heide. Der allgütige Gott der Christen dagegen ließ Milliarden von Menschen nicht Stunden und Tage, sondern Ewigkeiten im Höllenfeuer winseln, und zwar nicht nur die Gottlosen, die den Glauben an seinen Sohn von sich wiesen, sondern auch die ungezählten Scharen, die nie von Christus gehört hatten. Was konnte es nützen, daß die Bibel Milde und Liebe empfahl, wenn sie zugleich die Menschen ermahnte, ihrem Gotte ähnlich zu werden! Es war das einer ihrer vielen Widersprüche, die jeder Zeitrichtung die Wahl dessen freiließen, was ihrem Empfinden entsprach. W i r sehen im Christentum die Religion der Liebe; doch ein rauhes Barbarengeschlecht konnte in ihm auch die Aufforderung zu hartem Gericht finden, beides mit gleichem Recht.

In den Zeiten der Verfolgung hatte man von jedem Christen erwartet, daß er, soweit es die menschliche Schwachheit zuließ, das sittliche Ideal seiner Religion in sich verkörpere; wer sich grobe Vergehungen zuschulden kommen ließ, wurde aus der Gemeinde ausgestoßen. Als die Duldung eingetreten war, mußte man in seinen Forderungen bescheidener sein, wenn man nicht auf die Gemeinschaft mit Senatoren und Feldherrn und endlich gar mit den Kaisern selbst verzichten wollte. Der rechte Glaube wurde 227
wieder zum einzig Wesentlichen, neben dem ein gewisses Maß anderer Tugenden zwar ganz erwünscht,

aber nicht unerläßlich schien. Doch je niedriger der sittliche Durchschnitt der Christen wurde, desto höher schätzte man diejenigen, welche ihn weit überragten. Der Begriff des Heiligen bildete sich zunächst an den Märtyrern, wurde aber auch auf andere übertragen, die sich durch christliche Tugend auszeichneten. Diese bestand nicht etwa darin, daß man seinen Mitmenschen möglichst viel Nutzen brachte: niemand, der dies in hervorragendem Maße tun konnte, kein Kaiser, kein König oder mächtiger Staatsmann, ist bis tief ins Mittelalter hinein mit dem Heiligenscheine geschmückt worden. Man erwarb ihn nur durch Kampf mit dem Teufel, mochte er sich in Heidentum, Schisma und Ketzerei, oder in der Fleischeslust offenbaren. Von den Streitern gegen die Irrlehre werden wir noch viel zu reden haben; weniger von der andern Art von Heiligen, weil sie in den Verlauf der Weltereignisse minder bedeutsam eingriffen, obgleich die Bewunderung der Gläubigen für sie noch größer und allgemeiner war. So mag denn schon hier die Charakteristik dieser Menschenklasse an dem Beispiel eines wahren Prachtexemplars gegeben werden, das uns durch die Biographie eines Zeitgenossen genau bekannt ist.

Der heilige Antonius — nicht zu verwechseln mit dem viel späteren Santo von Padua — war um die Mitte des dritten Jahrhunderts von angesehenen und wohlhabenden Eltern in Ägypten geboren. Der blöde Knabe hegte Scheu vor dem Verkehr mit Menschen, und sein Vater gab diesem einsiedlerischen Hange in dem Grade nach, daß er ihn nicht einmal in die Schule schickte. Da er Christ war, mochte 228 ihm das Erwerben weltlicher Kenntnisse für den Sohn, wenn nicht gar gefährlich, so doch überflüssig

scheinen. So hat Antonius niemals lesen gelernt; die griechische Sprache, die damals im Orient die Grundlage jeder höheren Bildung war, scheint er zwar einigermaßen verstanden zu haben, doch konnte er sie nicht geläufig sprechen; denn wenn er mit heidnischen Philosophen disputierte, was in seinem Alter mitunter vorkam, mußten ihnen seine Reden durch Dolmetscher übersetzt werden. So waren denn auch seine Briefe, die man später mit Andacht las, koptisch geschrieben, natürlich nicht von ihm selbst, sondern nur nach seinem Diktat. Mithin war für ihn das einzige Bildungsmittel die Vorlesung und Auslegung der heiligen Schriften im Gemeindegottesdienst; er besuchte ihn mit solchem Eifer, daß er, auch ohne lesen zu können, doch allmählich eine recht gute Bibelkenntnis erworben zu haben scheint. Als seine Eltern gestorben waren und ihm, der noch im frühen Jünglingsalter stand, ihr Vermögen hinterlassen hatten, hörte er in der Kirche den Spruch (Matth. 19, 21) vorlesen: „Jesus sprach zu ihm: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach.“ Sogleich schenkte er seine liegenden Güter den Dorfgenossen, damit sie ihn nicht an die Pflichten erinnerten, die er als Vormund seiner kleinen Schwester hätte erfüllen müssen. Dann verkaufte er seinen beweglichen Besitz und verteilte ihn unter die Bettler, nur einen kleinen Teil zur Ernährung für sich und die Schwester zurückbehaltend. Doch als er bald darauf das „Sorget nicht für den andern Morgen“ hörte, gab er auch dies Letzte weg. Der Spruch: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“, veranlaßte ihn, sich mit seiner Hände Arbeit einen spärlichen Lohn zu erwerben, den

er teils zu Almosen, teils für seine eigenen, mehr als bescheidenen Bedürfnisse verwendete. Denn seine Schwester hatte er einem Verein frommer Jungfrauen zur Erziehung übergeben und selbst ein asketisches Leben begonnen.

An Beispielen dafür fehlte es schon damals nicht, und Antonius zog von einem dieser Gottseligen zum andern, um sich an ihrem Vorbilde zu erbauen und sich in der Technik der Selbstquälerei unterrichten zu lassen. Die meisten wohnten zu jener Zeit noch in der Nähe der Dörfer, schon weil sie aus diesen ihre Nahrung bezogen, und so machte es anfangs auch Antonius. Doch die Menschenscheu, die ihm seit seiner Kinderzeit immer geblieben ist, veranlaßte ihn, sich auf längere Zeit mit Brot zu versehen und in ein Grabmal zurückzuziehen, das von jeder menschlichen Wohnung weit entfernt war. Der schaurige Ort, der seine lebhafte Phantasie erregte, brachte ihm wiederholte Teufelsvisionen, die ihn veranlaßten, weiter in die Wüste zu fliehen. Er suchte ein verlassenes Kastell auf, in dem er etwa zwanzig Jahre verweilte, ohne einem Menschen den Zutritt zu gestatten. Das Brot, das er zu seiner Nahrung brauchte, wurde ihm durch eine Öffnung hineingereicht, und auch das nur alle sechs Monate, da es in dem trockenen Klima Ägyptens weder schimmeln noch faulen konnte.

Die Verehrer, die es ihm brachten oder ihn sonst in seiner Einsamkeit besuchten, bekamen ihn zwar nie zu sehen, hörten ihn aber oft laut mit bösen Geistern sprechen. Sie verbreiteten seinen Ruhm, und bald sammelten sich um seinen Zufluchtsort begeisterte Nachahmer, die sein Asketenleben teilen wollten, und Kranke oder Besessene, die von seinem Gebet Heilung erwarteten. Endlich erbrach man die

Tür und zwang ihn, sich seinen Bewunderern zu zeigen. Er ließ sich bewegen, eine klösterliche Gemeinschaft um sich zu dulden, deren Lehrer und anerkanntes Haupt er mehrere Jahre blieb. Doch endlich ergriff ihn wieder der alte Hang zur Einsamkeit. Er ließ sich von einer Schar schweifender Saracenen mehrere Tagereisen weit durch wasserlose Einöden führen, bis er zu einem Quell gelangte, der ihm einen dauernden Aufenthalt ermöglichte. Hier ernährte er sich anfangs durch Brotsendungen, die seine Anhänger ihm in langen Zwischenräumen aus der Ferne zukommen ließen. Aber da ihr Transport mühselig und selbst nicht ungefährlich war — denn auf der Reise zu ihm verschmachteten einzelne im dürren Sande —, machte er bei seiner Quelle ein kleines Stück Land urbar, das alles Nötige für ihn trug. Als Tiere ihm die Saat verwüsteten, fing er eines und sagte ihm ernsthaft: „Weshalb schädigt ihr mich, da ich euch nicht schädige? Gehet, und kommt im Namen des Herrn nie mehr diesem Orte nah!“ Das half; wenn ihn auch nachts mitunter Scharen von Hyänen umheulten, blieben doch er selbst und sein Acker unberührt. Die Menschen aber verfolgten ihn auch hierher. Zwar mönchische Nachahmer ließ er nicht mehr zu; erst als sein hohes Alter dies nötig machte — denn er erreichte das hundertundfünfte Jahr —, duldete er zwei Pfleger um sich. Aber Heilung Suchende und Andächtige ließen sich durch die schwierige Wüstenreise nicht abschrecken. Die christlichen Kaiser sandten ihm ehrfurchtsvolle Briefe, die er nur widerwillig beantwortete, und hohe Beamte, die durch ihre Geschäfte verhindert waren, zu ihm zu kommen, baten ihn demütig um seinen Besuch. 231 Wenn er diesen Rufen folgte oder sich sonst nach

langen Zwischenräumen in den Menschenwohnungen sehen ließ, umdrängten ihn ungeheure Volksmengen, um den Anblick des Gefeierten zu genießen oder gar eines seiner Heilungswunder zu schauen.

Und welches waren die hohen Tugenden, die ihm zu diesem Ansehn verhalfen? Er wusch sich nie und badete noch viel weniger, weil es sein Schamgefühl verletzt hätte, nicht nur von anderen, sondern auch von sich selbst ohne Kleider gesehn zu werden. Die leicht erregte Sinnlichkeit, die sich in dieser ängstlichen Scheu vor allem Nackten verrät, spiegelte ihm nicht nur im Traum, sondern auch in wachen Visionen schöne Weiber vor, die ihn zu verführen suchten und in denen er Masken des Teufels erkannte. Um ihm zu entgehen, kasteite er sein Fleisch in jeder Weise. Er trank nur Wasser, aß nur Brot mit Salz, und das nur einmal am Tage nach Sonnenuntergang, ja mitunter hungerte er ganz bis zu vier Tagen. Er ruhte meist auf dem nackten Boden, höchstens auf einer dünnen Matte, und versagte sich ganze Nächte den Schlaf; denn die Befriedigung jedes körperlichen Bedürfnisses betrachtete er als eine Schmach, die er seiner Seele antat. Wenn er essen mußte, verbarg er sich daher gerne vor seiner Umgebung, um nicht, wenn sie ihn bei so unwürdigem Tun erblickte, vor ihr erröten zu müssen. Seine erregbaren Nerven, durch solche Entbehrungen noch mehr gereizt, riefen immer wieder Visionen hervor, die er, wenn sie von himmlischer Art waren, als Belohnung seiner Askese betrachtete; so wenn er sich in die Luft gehoben fühlte, eine Traumvorstellung, die auch Unheiligen nicht fremd ist. Viel häufiger aber erschien ihm der
232 Teufel in den mannigfachsten Gestalten, bald als verführerisches Weib, bald als schwarzer Knabe oder

furchtbarer Riese, mitunter auch umgeben von ganzen Dämonenscharen, die den Heiligen als wilde Tiere oder in andern Spukgestalten von allen Seiten bedrohten oder selbst schmerzhaft peinigten. Mitunter legte ihm der Böse auch Silber- und Goldschätze in den Weg; doch ging er daran vorüber, ohne sie zu berühren. Daß er seinen Mitmenschen damit helfen könne, kam ihm gar nicht in den Sinn. Auch Gehörshalluzinationen suchten ihn heim, bald göttliche Rufe, bald teuflische Schmähungen. Oft wenn er mit seinen Mönchen sprach, wurde er plötzlich still und starrte lange nach etwas Unsichtbarem; dann hörten ihn seine Bewunderer auch laut mit der leeren Luft reden, namentlich böse Geister beschwören, und dieser Kampf gegen die höllische Gewalt steigerte natürlich noch ihre Bewunderung. So besaß denn auch trotz seiner krassen Unbildung seine Predigt und Ermahnung, ja schon sein bloßer Anblick eine wunderbare Macht. Konnte doch dieser allein Bräute bewegen, daß sie ihr Verlöbnis aufhoben und sich ewiger Jungfrauenschaft weihten. Ob ihre Eltern und die betrogenen Bewerber darüber Freudenpsalmen anstimmten, ist uns leider nicht überliefert. Auch seine Schwester wurde Nonne, aber wie es scheint, ohne sein eigenes Zutun; denn seit er sich von der Welt abgewandt hatte, kümmerte er sich auch um seine Verwandtschaft nicht mehr.

Wie man sieht, zeigt der heilige Antonius auffallende Ähnlichkeit mit jenem Wundermanne des Plutarch, der, in der Wüste verborgen, mit Dämonen verkehrte und sich nur selten der Welt zeigte (S. 155). Überhaupt finden wir in seinem Verhalten vielfach die Einwirkung von Geistesströmungen, die schon lange vorher auch im Heidentum wirksam waren. Das Ab-

schwören des Waschwassers ist uns schon bei den Pythagoreern begegnet (S. 140); Armut und strenge Enthaltsamkeit predigten auch die Kyniker; die Ekstasen, auf die sich das Ansehen des Antonius gründete, galten auch den Neuplatonikern als die höchsten Offenbarungen der Gottheit (S. 153); und wenn er nicht nur die Sinnlichkeit, sondern auch den Zorn verdammte und gefühllose Ruhe für den angemessenen Zustand des Asketen hielt, so entspricht dies der Moral, die schon Stoiker und Epikureer verkündet hatten (S. 93). Auch Mönchsgenossenschaften, wie sie um ihn sich sammelten, finden wir schon im ersten Jahrhundert nicht nur in den Essenern und Therapeuten der Juden, sondern auch bei den Heiden, und das zwar in Ägypten, seinem eigenen Heimatlande. Suchte doch Apollonios von Tyana nicht nur bei persischen Magiern und indischen Brahmanen, sondern auch bei ägyptischen Mönchen Belehrung für sein heiliges Tun. Der Unterschied war nur, daß diese nackt gingen, was Antonius mit Schauder zurückgewiesen hätte, und daß sie wohl kaum so unberührt von jeder Gelehrsamkeit der bösen Welt waren, wie unser sonderbarer Heiliger.

Doch sein Ruhm blieb nicht auf Ägypten beschränkt; bis nach Gallien und Spanien drang er schon bei seinen Lebzeiten hinüber, und das Verhalten der thebaischen Mönche, die sein Beispiel nachahmten, blieb noch lange das Ideal christlicher Tugend. Zwar den Zorn zu unterdrücken, haben sie niemals ganz gelernt; in alle kirchlichen Streitigkeiten griffen sie mit Knitteln und Steinen kampfbereit ein. Namentlich die altbewährte Rechtgläubigkeit fand, wenn sie angefochten wurde, in ihnen immer schlagfertige Kriegerscharen. Denn jede Neuerung, mit der die Theologie sich bereichern wollte, war ihnen zuwider,

schon weil sie ihren abgestumpften Geistern Nachdenken zugemutet hätte. Doch wenn sie die stoische Ruhe des Antonius nicht erreichten, so suchten sie ihn dafür in Kasteiungen noch zu überbieten. Sie steigerten sie derart, daß die halbe Geistesstörung der Visionen und Halluzinationen bei manchem in offenkundigen Wahnsinn überschlug. Denn alles, was dem Leibe schadete, betrachtete man als Vorteil für die Seele; selbst Krankheiten hieß man in diesem Sinne willkommen. „Die Schwäche des Fleisches", schreibt Salvian, „steigert die Energie des Geistes, und sind die Glieder angegriffen, so gehen die Kräfte der Körper in Tugenden der Seelen über, so daß es mir eine Art von Gesundheit scheint, wenn der Mensch mitunter nicht gesund ist. Die Seele jubelt, wenn der Körper angegriffen ist, froh wie bei Unterwerfung eines Gegners."

Wie es dem Geiste einer Zeit entsprach, die sich auf allen Gebieten der Despotie angepaßt hatte, gingen bald die meisten Mönche aus dem freien Anachoretenleben in klösterliche Gemeinschaften über, in denen neben der Abtötung des Fleisches das erste Gebot ein willenloser Gehorsam gegen die Befehle des Abtes war. Später wurden dann auch geschriebene Klosterregeln eingeführt, die für Essen, Trinken, Schlafen, Kleidung und Beten einheitliche Schemata aufstellten, von denen keiner abweichen durfte; denn öde Gleichmacherei, die jede individuelle Regung vernichtete, paßte am besten für die Denkfaulheit jener traurigen Epoche.

Die Unglücklichen, die sich diesem Zwange unterwarfen, zählten schon am Ende des vierten Jahrhunderts in Ägypten allein nach Tausenden und verbreiteten sich zugleich über fast alle Provinzen des

Reiches. Wie ansteckend ihr Beispiel wirkte, mag die folgende wohlbeglaubigte Tatsache zeigen. Zwei Agentes in rebus machten einen Spaziergang vor den Toren der kaiserlichen Residenz Trier und traten dabei zufällig in eine Hütte ein, in der Mönche wohnten. Dort fanden sie ein Buch über das Leben des heiligen Antonius, begannen darin zu lesen und begeisterten sich so an dem Inhalt, daß sie unverzüglich beschlossen, ihr hohes und gut bezahltes Amt aufzugeben und sich einem beschaulichen Leben zu weihen. Sie kehrten gar nicht mehr an den Hof zurück, sondern blieben gleich bei den Mönchen. Beide waren verlobt, kümmerten sich aber um ihre Bräute nicht mehr, und diese, weit entfernt, ihnen deshalb zu zürnen, ahmten ihre Frömmigkeit nach und wurden Nonnen. Aber in den Landschaften, die schon seit den Tagen des Marcus stark mit germanischem Blute geimpft waren, nahm diese Art christlicher Tugend denn doch einen etwas anderen Charakter an. Die Gallier meinten, daß ihr gesunder Appetit eine berechtigte Eigentümlichkeit ihrer Nation sei, und unterzogen sich daher nicht leicht den Hungerproben, die der Ägypter auf sich nahm. Auch sie bewunderten pflichtschuldigst die Asketen, ahmten sie aber nur in sehr mäßigen Grenzen nach. Auch hierin zeigte es sich, daß die Sittlichkeit nicht so sehr durch die Religion bestimmt wird, wie durch den Geist des Volkes und der Zeit. Denn die Lehre war in Ost und West genau dieselbe, wirkte aber ganz anders bei denen, die aus dem Stamme freier Germanen entsprossen waren, als bei den Orientalen, die man seit Jahrtausenden zur Knechtsgesinnung gezüchtet hatte.

Man hat verschiedene Gründe angegeben, warum das Christentum sich im Kampf mit den heidnischen

Kulten siegreich erwies. Der entscheidende war jedenfalls, daß es alles, was in ihnen der damaligen Menschheit teuer war, namentlich die Mysterien und ihre Jenseitshoffnung, sich selbst aneignete und, was nicht mehr zeitgemäß war, beseitigte. Denn sie alle waren ja in grauer Vorzeit entstanden, und mochte die Menschheit auch teilweise auf ihren primitiven Standpunkt zurückgesunken sein, so waren doch die Jahrhunderte regen geistigen Vorwärtsstrebens nicht ganz spurlos an ihr vorübergegangen. Dem rückständigen Glauben der Heiden gegenüber war das Christentum die moderne Religion und bot daher gerade die Mischung von Kultur und Barbarei, die seine Zeit verlangte. In seinen Sakramenten konnte man Reste uralter Kultformen finden und in seinen Predigten Anklänge an die neueste Philosophie. Und wenn diese lehrte, irgend einmal in ferner Zeit werde die Welt in Feuer untergehn, so rückte es diese Erwartung ganz nah und wirkte damit wohl nicht am wenigsten. Denn sich dem allgemeinen Brande, den man jeden Tag erwarten konnte, zu entziehen, indem man in das Gefolge des Weltenrichters eintrat, mußte den meisten als weise Vorsicht erscheinen. Vor allem die ängstliche Schar der Weiber, die so oft bei religiösen Bewegungen die Führung übernimmt, schloß sich dem neuen Glauben an, und dann bemühten sie sich meist, auch ihre Männer zu bekehren. Und wirklich kam das Christentum, „als die Zeit erfüllet war“. Das bedeutete zwar nicht, wie seine Missionare glaubten, als der Weltuntergang unmittelbar bevorstand, wohl aber, als Geist und Gemüt der Zeitgenossen aufs beste vorbereitet waren, um gerade diese Religion auf sich wirken zu lassen.

Dazu kam noch ein wirtschaftliches Moment, das

nicht zu unterschätzen ist. Alle heidnischen Kulte kosteten Geld, und mochte es bei einzelnen auch nicht gar zu viel sein, den armen Mann drückte die Ausgabe doch. Das Christentum bot ebenso wirksame Mysterien, wie der Mithras- oder Isiskult, und das ganz umsonst; ja es eröffnete seinen Eingeweihten sogar die Aussicht, durch die Almosen der reicheren Glaubensgenossen unterstützt zu werden. Ohne Zweifel war dies ein starkes Lockmittel für das geringe Volk, und wie wir gesehn haben, gingen damals alle kraftvollen religiösen Bewegungen, auch die Kulte der Isis, des Mithras und der großen Mutter, von den niederen Schichten aus, um sich dann allmählich auch der oberen zu bemächtigen (S. 138). Denn indem diese durch die Ausrottung der Besten immer wieder weggeschliffen wurden, kam das, was zuerst unten gewesen war, langsam nach oben, und aus der Religion des Pöbels wurde die allgemeine Volksreligion.

Neuntes Kapitel.

Ketzerei und Kirche.

Ein alter Glaube, der, durch viele Generationen 237
fortgepflanzt, schon ganz in die Denkinstinkte eines Volkes übergegangen ist, besitzt immer eine viel größere Festigkeit und zähere Widerstandskraft als ein neuer. Die Kulte, die im Heidentum der Kaiserzeit die führende Rolle spielten, waren sämtlich uralt, aber nur für die Völker, in denen sie entstanden waren; in das übrige Reich, namentlich in Rom selbst, waren sie erst seit relativ kurzer Zeit eingedrungen und blieben daher leicht zu erschüttern. Das Christentum war später, als sie alle, in die Welt getreten; die zeitgemäßen Gedanken, die in ihnen zum Ausdruck kamen, hatte es sich zum größten Teil angeeignet, aber sie in eine Form gekleidet, die ungewohnt und fremdartig war. In einer religiös erregten Zeit, die dringend nach dem Heil verlangte und sehr bereit war, es auch auf neuen Wegen zu suchen, zog dies viele an; doch andere stieß es ab, und wieder andere nahmen zwar den christlichen Glauben an, waren aber bestrebt, zwischen ihm und der älteren Überlieferung auszugleichen. Und diese Tendenz ließ sich um so leichter verfolgen, als dieser Glaube noch ganz neu und eben darum in hohem Grade wandlungsfähig war.

238 Allerdings stand ihr entgegen, daß das Christentum in geschriebenen Büchern seine feste Grundlage fand; die Bibel war seine Offenbarung, von der jede Spekulation ausgehen mußte. Doch die lange Reihe von Bücherrollen, welche sie bildeten, stammte von verschiedenen Verfassern und aus sehr verschiedenen Zeiten her. Das Neue Testament gab sich zwar als Fortsetzung und Erfüllung des Alten, stimmte aber doch sehr schlecht zu ihm; und auch innerhalb der beiden Hauptteile fanden sich so viele Widersprüche, daß kaum eine Ansicht auftauchen konnte, die nicht irgendeine Bibelstelle für sich hätte anführen können. Und doch sollte alles die gleiche Lehre verkünden, alles auf der unfehlbaren Eingebung des Heiligen Geistes beruhen. Daraus ergab sich für den Gläubigen, daß jene Widersprüche nur scheinbar sein könnten und daß, wer überhaupt darüber nachdenke, die Verpflichtung habe, sie harmonisch aufzulösen. Dies ließ sich nur vermittelst der allegorischen Auslegung machen, welche durch die Griechen schon seit den Tagen Platons am Homer ausgebildet und von Philon auch auf das Alte Testament übertragen war (S. 148).

Von dieser hat sich noch heute ein Rest in den Überschriften erhalten, die in der Lutherschen Bibelübersetzung den einzelnen Kapiteln des Hohenlieds vorgesetzt sind; eine Liebesdichtung von heißer, echt orientalischer Sinnlichkeit wird hier auf das Verhältnis Christi zu seiner Kirche bezogen, nur weil sie zur althebräischen Literatur gehört und so zufällig in die Bibel hineingeraten ist. In jener alten Zeit aber ging man im Deuten noch viel weiter. In der Genesis ist erzählt, daß Abraham seine dreihundertachtzehn Knechte beschnitten habe, während doch das Christentum die Beschneidung für überflüssig erklärte. Man

deutete daher jene Nachricht als Weissagung auf den Kreuzestod Christi und begründete dies damit, daß die Zahl 318 in griechischen Ziffern so aussieht: TIH. Denn in dem T fand man große Ähnlichkeit mit der Gestalt des Kreuzes, und IH waren die zwei ersten Buchstaben des Namens Jesus. Diese geistvolle Erklärung findet sich im Barnabasbriefe, einem der ältesten Denkmäler der christlichen Literatur, ist aber von den Späteren nicht etwa als unsinnig verworfen worden, sondern eine ganze Anzahl Kirchenschriftsteller sagt sie gläubig nach. — Das Evangelium gebot, den Feinden Gutes zu tun, und erklärte jeden Rachegedanken für sündlich. Dagegen hieß es in dem herrlichen Klagegesang der in Babylonien gefangenen Juden (Psalm 137, 8): „Du verstörete Tochter Babel, selig, der dir vergilt, wie du uns getan hast! Selig, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an dem Stein!“ Dies erklärt Origenes so: „Die jungen Kinder Babels, das ja „die Verwirrung“ bedeutet, sind die eben erst in der Seele aufgehenden und sprießenden verwirrenden Gedanken der Sünde; wer sie bewältigt, so daß er ihre Häupter gegen das Feste und Starke des Wortes schleudert, der zerschmettert die jungen Kinder Babels an dem Stein und wird deshalb selig.“ Andere Ausleger meinten, der Stein sei Christus und die Kinder Babels die Heiden; sie an dem Stein zerschmettern, bedeute also, sie zum Christentum bekehren. Wie man sieht, war man darin einig, daß der Psalm nichts enthalten könne, was den Lehren Christi widerspreche; aber was er nun eigentlich meine, darüber konnten die Ansichten sehr verschieden sein. Dieses Verfahren konnte man natürlich auch auf das Neue Testament anwenden und hat es getan. Mußte doch schon Paulus selbst sich dagegen wehren,

daß man in seine Briefe einen geheimnisvollen Sinn hineindeutete. Es ist klar, daß sich auf diese Weise ganz Beliebiges aus der Bibel herauslesen ließ. Wer irgendeine Theorie aufstellte, klammerte sich an diejenige Stelle an, die ihm dienlich war, und drehte die andern so lange, bis sie zu jener paßten.

Den tieferen Sinn der Bibel zu enthüllen, gab es auch ein Mittel, das außer ihr stand. Paulus selbst (Röm. 1, 19) hatte von den Heiden gesagt: „Was man von Gott wissen kann, ist unter ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart.“ Man nahm an, die gefallenen Engel, aus denen ja die heidnischen Dämonen hervorgegangen waren, hätten aus ihrem früheren himmlischen Dasein noch die Kenntnis der göttlichen Dinge bewahrt und ihren Anbetern manches davon mitgeteilt. Und Philon hatte den Beweis geführt, daß Pythagoras, Platon und andere Philosophen eigentlich ganz dasselbe lehrten, wie die Bibel, wenn man sie nur recht verstehe (S. 147). Die Offenbarungen des Heidentums waren also gleichfalls brauchbar, und Geistern, die in Ekstasen schwelgten und im Wunder die höchste Beglaubigung der Wahrheit sahen, mußte das als das Wertvollste erscheinen, was das Geheimnisvollste war, die Überlieferungen der Mysterien, der Astrologie und der Zauberei.

Daß der tiefste Inhalt der göttlichen Offenbarung, der sich nur der allegorischen Auslegung erschloß, den ungebildeten Massen nicht verständlich sein könne, war eine Anschauung, die unter den gelehrteren Christen viele Anhänger fand. Doch der Stolz, mit dem ihr reicheres Wissen sie erfüllte, brauchte nicht notwendig dazu zu führen, daß man den einfältigen Gläubigen vom Himmelreiche ausschloß. Unter den Heiden aber war die Meinung weit verbreitet, daß

geheimnisvolle Kenntnisse den Zugang zu ihm er- 241
öffneten. Sie fand ebenso in den Heilslehren der Mysterien ihren Ausdruck wie in den Predigten der Philosophen, deren Inhalt ja meistens war, daß Glückseligkeit in diesem Leben und nach dem Tode das Aufsteigen zur Gottheit nur durch die vollkommenste Erkenntnis erreicht werden könnten. Diese aber stand in den Schulen des Pythagoras und Platon, die dem Zeitgeist am besten entsprachen, nicht jedermann offen, sondern wurde nur Auserwählten als Mysterium mitgeteilt. „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet", lehrte auch die Bibel (Matth. 22, 14). So bildeten sich unter den Christen Dutzende von Sekten, die in den Einzelheiten ihrer krausen Dogmatik zwar mannigfach voneinander abwichen, aber darin übereinstimmten, daß für die Seligkeit die Einweihung in eine Geheimlehre nötig sei. Einige widmeten sogar der Schlange ihre besondere Verehrung, weil sie im Paradiese den ersten Menschen veranlaßt hatte, den Apfel vom Baume der Erkenntnis zu essen und so die Befreiung seiner Nachkommenschaft aus den Banden des Fleisches vorzubereiten. Nach dem geheimnisvollen Wissen, das sie ihren Anhängern als Mysterium mitteilten, nannte man alle diese Sekten mit dem gemeinsamen Namen der Gnostiker, d. h. der Wissenden.

Nach uralter ägyptischer Anschauung kam der Sonnengott Ra, wenn er nachts vom Westen nach dem Osten zurückschiffte, jede Stunde durch eine gefährliche Enge, an der Dämonen ihn bedrohten und aufzuhalten suchten; doch die Sprüchlein der zauberkundigen Isis, die ihn in seiner Barke begleitete, öffneten ihm überall die Durchfahrt (II S. 385). Da er aber jeden Abend die Seelen der Verstorbenen mit sich

242 in die Unterwelt führte, mußten sie seine Gefahren teilen. Hieraus entnahmen die Gnostiker die Lehre, daß der Weg ins Jenseits an gewissen Stationen durch böse Geister gehemmt werde, und daß diese nur durch genau vorgeschriebene Zaubersprüche zu überwinden seien; doch verlegten sie ihn, der christlichen Auffassung entsprechend, aus der Unterwelt in den Himmel und traten damit in das Gebiet der abergläubischen Sternkunde ein. Nach ihr bestimmten die sieben Planeten durch die Stellung, die sie zueinander und zu den übrigen Himmelszeichen bei der Geburt eines Menschen einnahmen, dessen künftiges Lebensschicksal; danach wurden sie Archonten, d. h. Herrscher, genannt. Dies hatten auch die Stoiker anerkannt und darin eine Bestätigung ihrer Lehre gefunden, daß nicht nur der gesamte Weltlauf, sondern auch das Leben jedes einzelnen nach unabänderlicher Notwendigkeit verlaufe (S. 76). Diese aber erschien den Gnostikern als eine harte Knechtschaft, die auch den Zwang zu vorherbestimmten Sünden in sich schließe. Sie leugneten sie nicht, nahmen aber an, daß die Taufe davon erlöse und dem Menschen seine Willensfreiheit wiedergebe. Doch auch wenn er diese zu einem Gott wohlgefälligen Leben benutzt hatte und dann nach seinem Tode zur Seligkeit emporstieg, bedrohten seine Reise die bösen Archonten. Denn wie die Götter der Heiden dem Christentum allesamt zu gefährlichen Dämonen geworden waren, so auch diejenigen, welche Sonne, Mond und Sterne beherrschten. Der Siebenzahl der Planeten entsprechend, hatte die Seele sieben Himmelskreise zu durchdringen, und überall erwartete sie an den Grenzen seines Reiches der betreffende Archon, um sie aufzuhalten, oder nach der Lehre einzelner Sekten sogar zu verspeisen. Wie

Paulus an die Korinther (II 12, 2) geschrieben hatte, 213
war er in einer Vision bis in den dritten Himmel erhoben worden, weshalb dieser für die Gnostiker eine ganz besondere Bedeutung gewann. Weiter aber hatte selbst der Apostel nicht vordringen können, während die abgeschiedene Seele alle sieben durchziehen mußte. Dazu war es nötig, daß man dem Archon eines jeden mit dem vorgeschriebenen Sprüchlein entgegentreten konnte, vor allem seinen richtigen Namen wußte; denn schon nach der ältesten Theorie des Zaubers verlieh dieser eine zwingende Gewalt über die Geister (II S. 372). Leider war man sich über diese wunderwirkenden Namen nicht ganz einig. Bei einer Sekte lauteten sie Jaldabaoth, Iao, Sabaoth, Adonaios, Astaphaios, Ailoaios, Horaios, bei einer andern Michael, Suriel, Raphael, Gabriel, Thauthabaoth, Erataoth, Thartharaoth, bei einer dritten Protarchon, Stolz, Feigheit, Eifersucht, Neid, Rache, Begierde. Diese letzte Reihe ist verständlich — die Planetengötter sind eben den Lastern gleichgesetzt, die man überwinden muß —, die meisten aber werden die beiden ersten Reihen für noch zauberkräftiger gehalten haben, gerade weil sie unverständlich waren. Jene barbarischen Archontennamen, die teils der Bibel, teils Zauberbüchern entnommen, teils wohl auch frei erfunden waren, nebst den dazugehörigen Sprüchen lernte derjenige, welcher sich in die gnostischen Mysterien einweihen ließ, mit Not und Mühe auswendig, um so zur Himmelsreise vorbereitet zu sein. Und einzelne Sekten fügten den sieben Planeten noch die zwölf Zeichen des Tierkreises hinzu; bei einer mußte man sogar 365 Tagegeister beschwören lernen, wodurch es denn freilich ein hartes Stück Arbeit wurde, ins Himmelreich zu gelangen.

244 Dieses bezeichnete man mit dem Namen Pleroma, d. h. Erfüllung, nach dem Spruche (Eph. 3, 19): „Zu wissen die alles Wissen übersteigende Liebe des Christus, damit ihr erfüllet werdet zur ganzen Erfüllung Gottes.“ Denn hier war sowohl von dem Wissen (Gnosis) die Rede, nach dem die Gnostiker ihren Namen führten, als auch von der Erfüllung, welche das Ziel desselben sein sollte. Dies Pleroma malte man sich dann in einer Weise aus, die sehr charakteristisch ist für die Art, wie man die Bibel auslegte und zugleich philosophische und mystische Lehren, namentlich die pythagoreische, dabei zu Hilfe nahm. Im Evangelium (Matth. 20, 1ff.) ist erzählt, wie der Herr des Weinberges ausgeht, um Arbeiter zu dingen; einige gewinnt er in der ersten Stunde des Tages, andere in der dritten, sechsten, neunten und elften. Warum hatte Jesus bei seinem Gleichnis gerade diese Zahlen gewählt? Offenbar weil sie addiert die Ziffer 30 ergaben und diese das Lebensalter bezeichnete, in dem er sein Erlösungswerk begonnen hatte. Wenn er aber so lange vorher untätig geruht hatte, mußte auch dies seine mystische Bedeutung haben: er wollte damit der Menschheit anzeigen, daß seiner himmlischen Geburt dreißig Aeonen vorangegangen seien. Aion bedeutet im Griechischen einen unendlich langen Zeitraum; doch mit der Neigung zur Abstraktion, die den Gnostikern eigen war, sahen sie in jenen dreißig Aeonen zugleich auch himmlische Persönlichkeiten, die aus einander hervorgegangen waren, wie Zeiträume aus einander hervorgehn. An der Spitze der ganzen Reihe stand der Aion an sich, der auch Voranfang oder Vorvater oder Abgrund genannt werden konnte; dies war ein Begriff, der als feuriges, schlangenumwundenes Ungeheuer mit einem Löwen-

kopf schon in den Mithrasmysterien eine bedeutsame 245
Rolle gespielt hatte. Neben ihm thronte als weibliche Potenz das Schweigen, ein wichtiger Bestandteil sowohl der alten pythagoreischen Lehre, als auch des noch viel älteren Zauberspuks, die damals ja eng miteinander zusammenhingen; denn sprachloses Vor-sich-hin-Starren war ein sehr geeignetes Mittel, um wunderwirkende Ekstasen zu erzeugen, und wie wir schon gesehn haben, legte auch der Pythagoreer Apollonios sich ein fünfjähriges Schweigen auf (S. 159). Dies Urwesen konnte man auch Gnade oder Nachdenken nennen, das eine der bekannte christliche Begriff, das andere der Grund jenes geheimen Wissens, mit dem die Gnostiker sich brüsteten. Mit dieser weiblichen Genossin zeugte der Aion den Sinn, der auch der Eingeborene genannt werden konnte, und die Wahrheit. Dieses Eltern- und Kinderpaar bildete zusammen die heilige Vierheit der Pythagoreer, die, wie wir oben (S. 36) gesehn haben, „Wurzel und Quell der Natur" war. Sie verdoppelte sich zur Acht, als der Zahl der Gerechtigkeit (S. 37), indem aus der Ehe von Sinn und Wahrheit Logos und Leben hervorgingen, aus diesen beiden Mensch und Kirche. Doch darf man hierbei nicht etwa an Adam als den Urvater der Menschheit oder an die sichtbare Kirche denken, sondern nur an die übersinnlichen platonischen Ideen davon. Später werden noch fünf Paare geboren und dann noch sechs, damit die vollkommene Zehn der Pythagoreer und die Zwölfzahl der Apostel ihre Vertretung finden. Der letzte Aion der ganzen Reihe ist Sophia, die Weisheit; die übrigen führen abstrakte Namen noch krauserer Art, mit deren Übersetzung wir uns nicht aufhalten. Diese dreißig Aeonen bilden das Pleroma, den achten und höchsten Himmel, in den

246 die befreite Seele nach Überwindung der sieben Archonten eingeht. Um ihr den Weg zu zeigen, haben die Aeonen Christus aus sich hervorgehn lassen und alle dreißig ihre Eigenschaften in ihm vereinigt, so daß er, wenn auch das letzte der Urwesen, so doch das vollkommenste von allen ist. Denn Paulus schreibt ja (Col. 1, 19. 2, 9): „er hatte Wohlgefallen daran, in sich dem ganzen Pleroma Wohnung zu geben“ und „in ihm wohnt das ganze Pleroma der Gottheit leiblich“.

Auf die Schicksale der Sophia und des Christus, die in phantastisch abstrakten Bildern noch weiter ausgemalt werden, gehen wir nicht ein. Auch halten wir es für überflüssig, der Theorie der Valentinianer, die wir hier teilweise dargelegt haben, noch die Lehren anderer gnostischer Sekten hinzuzufügen. Denn was uns hier interessiert, sind nicht die einzelnen Gebilde religiösen Wahnes, sondern nur die Methode der Spekulation, aus der sie hervorgingen, und diese ist durch ein Beispiel genügend charakterisiert. Wie man sieht, besteht sie in einer verzwickten Bibelauslegung, vermischt und gestützt mit pythagoreischen Zahlenspielen und platonischer Ideenlehre, mit ägyptischer und persischer Mythologie und nicht am wenigsten mit Theorien der Magie und der Astrologie. Bei andern Gnostikern finden wir auch Verse aus Homer, Hesiod und Pindar, ja selbst lustige Trinklieder des Anakreon allegorisch gedeutet und so in diesen wüsten Brei hineinverarbeitet. Das Ganze ist dann in einen erzählenden Zusammenhang gebracht, der an die Mythen des Platon erinnert und gewiß durch sie beeinflußt war. Doch während diese nur dazu dienten, nach Art der biblischen Gleichnisse schwierige philosophische Begriffe in lebendigem

Bilde dem Verständnis der Menschen näherzubringen, 247
ist hier die Fabel bitterer Ernst geworden. Wilde Spiele der Einbildungskraft, die ebenso trocken und dürftig, wie phantastisch sind, werden zum Glaubensinhalt gemacht, der, in heiligen Mysterien den Eingeweihten geheimnisvoll mitgeteilt, ihnen die ewige Seligkeit verbürgen soll. Und je wirrer und dunkler sie waren, desto mächtiger konnten sie wirken; denn zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag hat man gemeint, das Klare müsse flach und das Tiefe unverständlich sein.

Es war eine sehr gesunde Reaktion gegen dies närrische Treiben, wenn Marcion die allegorische Auslegung der Bibel ganz verwarf und verlangte, daß man sich überall nur an den schlichten Wortsinn halten solle. Aber auch er war Philosoph und hatte von den Stoikern gelernt, daß die Gottheit nur Gutes wirken könne. Da nun im Alten Testament, wenn man es wörtlich verstand, sehr viel Böses von ihr ausgesagt wurde, sah er sich gezwungen, dessen fortdauernde Geltung für die Christenheit zu bestreiten. Auch der Gott der Juden wurde ihm ein sündhafter Geist, dessen Herrschaft durch die Erscheinung Christi gebrochen worden sei. Aber auch das Neue Testament, das er anerkannte, enthielt manches, womit er nach dieser Anschauung nicht einverstanden sein konnte. So half er sich denn mit philologischer Kritik und erklärte die Stellen, an denen er Anstoß nahm, für verdorben durch nachlässige Schreiberhand oder auch für böswillig gefälscht. Dies Verfahren entspricht, sobald man seine Voraussetzungen zugibt, vollkommen der wissenschaftlichen Methode, die wir noch heute üben, und die Konjekturen, durch welche Marcion die vermeintlichen Entstellungen der Bibel zu heilen

248 suchte, sind zum Teil sehr scharfsinnig und geschickt. Doch für diese Art der Wissenschaftlichkeit hatte die Kirche kein Verständnis und rechnete daher auch ihn unter die bösen Ketzer.

Es ist nicht unsere Absicht, die einzelnen Ketzereien weiter aufzuzählen. Soweit sie nicht, wie Donatismus und Arianismus, auf die Geschicke des römischen Reiches bedeutsam eingewirkt haben, gehören sie nur in das Gebiet der Dogmengeschichte, deren Pflege wir neidlos andern überlassen. Für unsere Zwecke konnte es genügen, an ein paar bezeichnenden Beispielen einen Begriff von den Feinden zu geben, die das Christentum in seinen eigenen Reihen fand. Denn ehe es öffentlich anerkannt war, spielten sich seine Gegensätze nur innerhalb der Kirche ab und konnten daher zum Glück noch keinen Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse ausüben. Zudem sind fast alle Sekten, die in dieser Zeit entstanden, früh untergegangen, weniger wegen des Inhalts ihrer Lehren — auf dem religiösen Gebiet ist kein Unsinn so augenfällig, um sich nicht dauernd behaupten zu können —, als weil ihre sittlichen Forderungen ihnen die Möglichkeit der natürlichen Fortpflanzung entzogen. Denn Religionen erhalten sich meist in der Art, daß die Kinder mit dem Vermögen ihrer Eltern auch deren Glauben erben und ihn dann den Enkeln weiterüberliefern. Diese Sekten aber vernichteten das Familienleben durch die Abtötung des Fleisches, die sie, wenn auch in sehr verschiedener Weise, ihren Anhängern auferlegten. Einzelne bekämpften die Verderbnis der menschlichen Natur nach dem homöopathischen Prinzip: *similia similibus:* sie suchten den sündigen Leib durch ein Übermaß wilder Lüste zugrunde zu richten; die andern verboten jeden ge-

schlechtlichen Verkehr, auch den ehelichen. Doch 249
ob sie Ausschweifung oder Enthaltsamkeit auf ihre Fahne schrieben, der Erzielung von Nachkommenschaft war eins so hinderlich wie das andere. So wirkten diese ketzerischen Gemeinschaften eifrig auf ihre Selbstvernichtung hin. Sie konnten wohl Proselyten machen, aber ihren Gemeinden keinen erblichen Stamm erhalten, und nur auf diesem ruht die beharrende Kraft der religiösen Sekten. Und so begeistert man die geheimnisvolle Weisheit der Gnostiker anfangs begrüßt hatte, mit dem Reiz der Neuheit mußte sie allmählich auch ihre Werbekraft verlieren und endlich an immer fortschreitendem Kräfteverlust ihrer Gemeinden langsam zugrunde gehn. Die orthodoxe Kirche behielt recht gegen sie, nicht weil ihre Lehren besser, sondern weil ihre Sittlichkeit maßvoller und daher für sie selbst konservierender war.

Doch dieser Vorteil machte sich erst mit der Zeit geltend, und ohne daß er ihren Vertretern zum klaren Bewußtsein kam. Das, was nach ihrem eigenen Willen die Ketzer niederwerfen sollte, waren dogmatische G r ü n d e; diese aber mußten sich als sehr stumpfe Waffen erweisen. Denn die allegorische Auslegung erkannten ja auch die Orthodoxen an und mußten es tun, wenn sie nicht mit Marcion die größere Hälfte der Bibel preisgeben wollten. Wenn man aber dunkle Rätsel in ihren Worten finden durfte, wer sollte entscheiden, welche Partei die richtige Lösung entdeckt habe? Auch der Hinweis darauf, daß von den sieben Archonten, den dreißig Urwesen des Pleroma und allen den Mythen, die an sie geknüpft wurden, nichts in der Heiligen Schrift stehe, besaß nur eine sehr zweifelhafte Beweiskraft. Denn

250 was sie enthielt, war ja einzig deshalb unfehlbar, weil der Geist Gottes es ihren Verfassern eingegeben hatte; dieser aber wirkte noch immer in der Gemeinde fort. Hatte doch Christus selbst zu den Jüngern gesagt (Joh. 16, 12): „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet's jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten." Nach dieser Verkündigung gab es gewisse wertvolle Geheimnisse, die sich den Gläubigen erst nach dem Tode des Herrn erschließen sollten, und wer konnte wissen, ob nicht Valentinus oder Karpokrates oder irgendein anderer Sektenstifter es war, dem sie zuerst geoffenbart wurden? Den Weg, auf dem man zu ihnen gelangen konnte, wies das Bibelwort: „Suchet, so werdet ihr finden." Man suchte also mit allem Eifer, und zwar, um ja nichts zu versäumen, auch in den Lehren der Heiden, die ja nach Paulus gleichfalls eine Offenbarung Gottes besaßen. Und wenn man dann etwas gefunden, es Tage und Nächte lang in allen seinen Konsequenzen durchdacht hatte, und zugleich die Nerven des sündigen Leibes durch andauerndes Fasten und Wachen gründlich geheiligt waren, dann verfiel man wohl auch in die heißersehnten Ekstasen; starre Augen und lallende Worte, die man mit Zähneknirschen und Schaum vor dem Munde hervorstieß, verkündigten unzweideutig die Anwesenheit des Heiligen Geistes. Was man vorher ergrübelt hatte, hörte man so als göttliche Stimme oder schaute es als sichtbare Vision, wie Johannes die Wunder der Apokalypse oder Paulus sein Aufsteigen in den dritten Himmel; und dann durfte man es für göttliche Eingebung halten, die in nichts hinter den Offenbarungen der Apostel zurückstand. Wie dem wundertätigen Gregorius durch eine nächtliche

Erscheinung der Gottesmutter und des heiligen Johan- 251
nes die wahren Glaubensartikel mitgeteilt wurden, so wird es auch den Ketzerführern an übermenschlichen Belehrungen nicht gefehlt haben. Und was der Heilige Geist schon in der Bibel kundgetan hatte, das ergänzte dies neue Wissen, aber widersprach ihm nicht, wenn man sie nur richtig auslegte. So konnten diejenigen, welche die zauberkräftigen Namen der Archonten oder die Zeugungen der Aeonen entdeckten, die ehrlichste Überzeugung hegen, daß ihnen wirklich ein göttliches Mysterium enthüllt sei; und wenn die Beglaubigung des Gottesmannes in der Macht lag, Wunder zu tun, ließen sie es auch daran nicht fehlen. Denn, wie selbst ihre Gegner zugaben, taten es diese Sektenstifter im Totenerwecken, Krankenheilen, Weissagen und was dergleichen mehr ist, allen Heiligen gleich. Gegen diese „Zeichen", wie man sie charakteristisch nannte, ließ sich weiter nichts einwenden, als daß Christus vorhergesagt hatte, auch der Antichrist und seine Vorläufer würden Wunder wirken, nur daß diese mit Hilfe des Teufels zustandekommen sollten. In ihm fand der Orthodoxe natürlich auch den Einbläser, der dem Ketzer seine Irrlehren in den Kopf gesetzt habe. Wenn aber die Wirkungen des Teufels und des Heiligen Geistes sich so verzweifelt ähnlich sahen, wer konnte entscheiden, von welchem von beiden in jedem einzelnen Falle Visionen und Wunder ausgingen?

Im dritten Jahrhundert beklagt man, daß das unmittelbare Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche immer seltener werde; damit verschwinden aber auch jene ganz ins Blaue schweifenden Phantastereien. Die späteren Irrlehren beruhen durchgängig auf einer wissenschaftlichen Auslegung der Bibel, wie sie auch

252 der heutigen Theologie nicht fremd ist. Die Produktionen der Gnostiker waren nicht erfreulich gewesen, aber daß sie jetzt aufhörten, ist trotzdem ein weiteres Zeichen für den geistigen Niedergang der Menschheit. Auch das religiöse Grübeln vermochte nicht mehr schöpferisch zu sein, und wurde rein interpretatorisch. Damit lenkte es in die geordneten, aber sehr engen Bahnen ein, welche die anerkannte Autorität vorgezeichnet hatte. Wie auf allen Gebieten die Unterordnung unter das Vorgeschriebene und Hergebrachte sich durchsetzte, so auch auf dem kirchlichen, wo sich im ersten und zweiten Jahrhundert die Geister toll genug, aber doch frei und selbständig getummelt hatten.

Wie wir gesehn haben, war alles, was die Orthodoxen gegen die verschiedenen Ketzereien vorbringen konnten, keineswegs überzeugend. Doch in Glaubenskämpfen, in denen jeder mit hartköpfiger Begeisterung die vorgefaßte Meinung festzuhalten pflegt, kommt auf die Stärke oder Schwäche der Gründe auch sehr wenig an. Die größte Kraft haben bei trägen Geistern immer diejenigen, welche man von Jugend auf gehört hat und die so in die gewohnte Denktätigkeit übergegangen sind. Der endgültige Sieg der Orthodoxie wurde freilich dadurch herbeigeführt, daß die unpraktische Sittenlehre ihrer Gegner dem dauernden Bestande der Sekten verderblich wurde; doch ein wichtiges Moment der Überlegenheit lag auch in dem größeren Alter der rechtgläubigen Dogmen. Keiner vermochte Gott zu erkennen außer Christus allein; er hatte sein Wissen den Aposteln mitgeteilt und diese es an die Kirchen, welche sie gründeten, weitergegeben. Wo die Auslegung der Bibel zweifelhaft war, mußte die Tradition entscheiden, die von den Zwölfen aus-

gegangen war und in ihren Nachfolgern noch fort- 253
lebte. Die Kirchenverfassung, die sie angeblich hinterlassen hatten, war also der unerschütterliche Fels, an dem die Wogen der Ketzerei sich brechen sollten und wirklich sich brachen.

Auch dieser Widerstand konnte sich in der ältesten Zeit nicht sehr fest erweisen; denn die Verfassung der Gemeinden ist nicht durch einen Gesetzgeber einheitlich geschaffen, sondern aus den Verhältnissen heraus langsam entstanden. Eben dem verdankt sie ihre zähe Dauerbarkeit in den späteren Jahrhunderten, aber auch ihre biegsame Unbestimmtheit in den früheren. So schroff die Kirche alles Weltliche ablehnte, wußte sie sich doch der Welt, die sie umgab und in der sie wirken mußte, trefflich anzupassen, indem sie einfach den Bedürfnissen entsprach, die jede Zeit mit sich brachte. Solange sie auf das niedere Volk beschränkt blieb, war sie demokratisch und sozialistisch; je mehr sie auch in die höheren Klassen hinübergriff, desto vollständiger ging sie zu der Verfassungsform über, die auch das staatliche Leben der Epoche beherrschte, dem unbeschränkten Despotismus mit seiner Beamtenhierarchie. Doch dieser Wechsel vollzog sich ganz allmählich, ohne jeden plötzlichen Sprung, so daß er den Zeitgenossen gar nicht zum Bewußtsein kam. Was sich aus praktischen Gründen durchsetzte, wurde erst kirchlicher Brauch, dann heiliges Gesetz, und bald erinnerte sich keiner mehr, daß es jemals anders gewesen war. Man konnte daher ganz ehrlich die Überzeugung hegen, daß Christus und seine Apostel ihre Kirche genau so gegründet hätten, wie man sie zu jeder Zeit vor sich sah; denn keine Änderung hatte man absichtlich eingeführt, sondern alle hatten sich unter dem Drucke der Verhältnisse von selbst

254 gebildet. So konnten auch die Formen der Kirchenverfassung zur Glaubenswahrheit werden, die gleich der Lehre Christi, für ewig und unerschütterlich galt. Daß geschichtliche Tatsachen dem widersprachen, wußte man nicht, und wenn man es doch ahnte, beseitigte man sie durch unschuldige, halb unbewußte Fälschung. Daß es in Rom während des ersten Jahrhunderts noch keinen Bischof gab, steht zweifellos fest; doch schon im Laufe des zweiten gelangte man, dem Zuge der Zeit folgend, zu der Überzeugung, daß jede Christengemeinde ebenso ihr monarchisches Oberhaupt haben müsse, wie das Reich seinen Kaiser. Alsbald behauptete man, schon Petrus sei Bischof von Rom gewesen, und hatte auch gleich eine Liste fertig, in der mit Jahreszahlen und Todestagen alle seine Nachfolger aufgezählt waren, wie sie angeblich in ununterbrochener Sukzession sein Amt weitergeführt hätten. Und auch wenn später die Konzilien ihre Kanones verkündigten, war dabei immer die Meinung, daß sie keine neuen Gesetze erließen, sondern nur das feststellten, was schon von den Aposteln her bestanden habe und nur durch Mißbrauch in Vergessenheit geraten sei. So leugnete man theoretisch jede Bewegung in den kirchlichen Formen, während sie doch tatsächlich bis über das vierte Jahrhundert hinaus in stetem Flusse blieben. Erst von da an erstarren sie und nähern sich wirklich jener ehrwürdigen Unveränderlichkeit, die sie von jeher in Anspruch genommen hatten. Vorher war die Kirche, wie in ihrer Lehre, so auch in ihrer Verfassung das echte Kind ihrer Zeit gewesen und war jedem Wechsel in den äußeren Bedingungen ihres Bestehens schmiegsam gefolgt.

Die Meinung ist weit verbreitet, daß die ältesten Gemeinden nach dem Vorbilde des römischen Vereins-

wesens organsiert gewesen seien; doch ist dies ein 255
Irrtum. Daß in der Kaiserzeit kein Verein ohne staatliche Erlaubnis gegründet werden konnte und diese natürlich den Christen, wenn sie darum nachsuchten, versagt worden wäre, würde noch nichts dagegen beweisen; denn auch gesetzwidrige Verbindungen hätten die Formen gesetzlicher Vereine annehmen können. Doch diese stellten durchgängig verkleinerte Abbilder der städtischen Verfassungen dar, die stets ihren republikanischen Charakter bewahrt haben. Sie wählten daher ihre Vorstände nur auf ein Jahr oder höchstens auf fünf Jahre; die christlichen Ämter dagegen, seit es solche gab, waren immer lebenslänglich, falls man nicht aus ihnen zu höheren Stellungen befördert oder auch wegen irgendwelcher Vergehungen schimpflich abgesetzt wurde. Hiermit hängt es zusammen, daß ihre Inhaber aus Beisteuern der Gemeinden erhalten werden mußten, also eine Art Besoldung empfingen, während die Leitung eines heidnischen Vereins regelmäßig Ehrenamt war und es auch bei unbemittelten Leuten sein konnte, weil der Zeitverlust, den sie mit sich brachte, durch ihre kurze Dauer nicht gar zu fühlbar wurde. Diese beiden Unterschiede sind von so fundamentaler Bedeutung, daß das wenige, was Gemeindebildung und Vereinsbildung ihrer Natur nach miteinander gemein haben müssen, dem gegenüber ganz unwesentlich erscheint. Die Kirchenverfassung ist also nicht irgendeinem Vorbilde nachgeahmt, sondern aus den Bedürfnissen, die sich mit der Zeit geltend machten, allmählich hervorgewachsen.

In den Evangelien ist von einer festen Gestalt der Gemeinden noch gar nicht die Rede, ja einzelne Stellen negieren sie geradezu. Matth. 18, 20: „Wo zween oder drei versammelt sind in meinem Namen,

256 da bin ich mitten unter ihnen.“ Das bedeutet, daß ein Zusammenschluß größerer Kreise für die Pflege der neuen Religion gar nicht nötig ist, und bis tief ins zweite Jahrhundert hinein haben viele Christen sich danach gerichtet. Nicht nur asketische Einsiedler, sondern auch Männer, die in der Welt standen, bekannten sich zwar zum Christentum, aber hielten sich den Gemeinden fern. Allerdings wurde diese Absonderung getadelt und entsprach auch nicht den Lehren der Bibel; denn immer wieder schärfte sie ein, daß diejenigen, welche durch ihre gemeinsame Gotteskindschaft Brüder waren, sich gegenseitig lieben, fördern und unterstützen sollten. Und wirklich war in der Verfolgungszeit das Zusammenhalten der meisten Christen ein so enges, daß es bei ihren heidnischen Mitbürgern Anstoß erregte. „An heimlichen Marken und Abzeichen erkennen sie sich“, behaupteten ihre Gegner, „und lieben sich untereinander, beinahe ehe sie sich kennengelernt haben.“ Aber dazu bedurfte es keiner geregelten Verfassung, ja diese war durch den ältesten Glauben fast ausgeschlossen. Denn jede Organisation hat den Zweck, zu dauern und Dauer zu verleihen; die Christen aber gingen von der Anschauung aus, daß ihre Vereinigung nur für eine ganz kurze Übergangszeit geschlossen sei. Erwartete man doch von Tag zu Tag die Wiederkehr des Herrn, die den Weltuntergang bringen sollte. Und bis die ersehnte Stunde kam, wurde die Kirche durch den Heiligen Geist beherrscht, der jedem den Platz anwies, den er auszufüllen hatte. Wie hätte man daran denken können, sein freies Wirken durch menschliche Ordnungen zu hemmen?

So finden wir denn auch, daß die korinthische Gemeinde, als Paulus an sie schrieb, sich zwar eng zusammenschloß und Unwürdige in der Weise aus-

stoßen konnte, daß sie weiteren Verkehr mit ihnen 257
mied (S. 222), aber eine wirkliche Organisation gar nicht besaß. Denn es gibt in ihr keine Beamten, denen durch Wahl der Genossen feste Obliegenheiten zugeteilt wären, sondern in voller Freiheit trägt jeder nach den Gnadengaben, die Gott ihm verliehen hat, zum Wohle der Gesamtheit bei. Der eine erbaut sie durch ekstatisches Zungenreden, der andere wirkt als Lehrer, der dritte kann prophezeien, der vierte Kranke heilen, der fünfte ist in andern Wundern stark usw. Wo diese Leistungen aufgezählt werden (1. Cor. 12), scheint zwar auch von verwaltender Tätigkeit die Rede zu sein; doch nach dem ganzen Zusammenhange wird auch sie von denjenigen ausgeübt, welche die geschicktesten dazu sind, ohne daß ein Amt mit umschriebenen Kompetenzen sie dazu verpflichtete. Selbst die Liebesmahle sind, obgleich sie den Mittelpunkt des Kultus bilden, nicht fest geregelt: der eine ißt und trinkt früher, der andere später; der eine teilt von dem, was er sich mitgebracht hat, auch an die übrigen aus, der andere genießt es allein und läßt die Ärmeren hungern (1. Cor. 11, 21. 33). Und ähnliche Zustände begegnen uns auch in Rom noch gegen das Ende des ersten Jahrhunderts. Die Gemeinde erbaut sich nicht an vorbereiteten Predigten, die ein bestimmter Geistlicher hält, sondern der erste beste, der sich vom Heiligen Geist ergriffen fühlt, steht auf und redet, wie es ihm eingegeben wird. Der Freigelassene Hermas wird gelegentlich, wenn er ausreichend gefastet hat, von Visionen heimgesucht; die Kirche erscheint ihm in der Gestalt einer alten Frau oder sein Schutzengel als Hirte, und diese teilen ihm Sittenlehren und Gleichnisse mit, die er später den Brüdern in ihrer Versammlung vorträgt.

258 Doch wie soll man erkennen, ob aus denen, die sich zur Verkündigung des Wortes erheben, der Heilige Geist oder der Teufel spricht? Darüber gibt es keinen Richter außer der Gemeinde selbst, und zwar nicht der Gemeinde einer Stadt oder sonst eines fest umgrenzten Kreises, sondern einfach derjenigen, die sich jedesmal zum Gottesdienst zusammengefunden haben. Halten sie den, der predigen will, für einen Schwätzer oder gar für einen Irrlehrer, so weigern sie sich, ihn zu hören, und zwingen ihn so zum Schweigen. So ordnet die Versammlung ihren Gottesdienst selbst und kann dabei nicht fehlgehen, weil in jedem, der in rechter Weise getauft ist, der Heilige Geist waltet. Doch seine Wirksamkeit in den einzelnen ist verschieden, und wie Gott selbst die Fähigkeiten verliehen hat, durch die jeder in seiner Art der Gemeinde nützt, so bezeichnet er auch die Männer, denen eine besondere Tätigkeit, ein vorgeschriebener Wirkungskreis zugewiesen wird. Dieser sein Wille kann sich auf verschiedene Weise kundgeben, durch Visionen, die einem bevorzugten Mitgliede der Gemeinde zuteil werden, durch das Wort eines Apostels oder Propheten, durch das Los, auch durch eine Wahl, die der Heilige Geist auf den Richtigen lenkt. Doch eben daß es alle diese Möglichkeiten gibt, zeigt am deutlichsten, daß vorgeschriebene Formen, wie sie etwa das Vereinsrecht hätte bieten können, nicht bestehen.

Die ersten Anfänge einer Organisation setzen bei dem ein, was in der geistlichen Gemeinschaft das Weltlichste ist, der Vermögensverwaltung. Zwar Eigentum im juristischen Sinne konnte keine Gemeinde besitzen, weil sie keine rechtlich anerkannte Korporation war. Doch hinderte dies nicht, daß die Gläubigen

ihr Gaben in Naturalien oder auch in Geld darbrachten, um damit ihre Liebesmahle und die Speisung ihrer Armen zu bestreiten, und die Verteilung dieses bescheidenen Einkommens hat das erste kirchliche Amt ins Leben gerufen. „In den Tagen aber," erzählt die Apostelgeschichte (6), „da der Jünger viel wurden, erhub sich ein Murren unter den Griechen wider die Ebräer, darum daß ihre Witwen übersehen wurden in der täglichen Handreichung. Da riefen die Zwölfe die Menge der Jünger zusammen und sprachen: ‚Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes unterlassen und zu Tische dienen. Darum, ihr lieben Brüder, sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gut Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Notdurft. Wir aber wollen anhalten am Gebet und am Amt des Wortes.' Und die Rede gefiel der ganzen Menge wohl, und erwähleten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Judengenossen von Antiochien. Diese stelleten sie vor die Apostel, und sie beteten und legten die Hände auf sie." Durch diesen offenbar sehr glaubwürdigen Bericht erfahren wir, wie die ältesten Gemeindeämter entstanden. Als die Christen in Jerusalem auf mehrere Tausend angewachsen sind, wird es ein schwieriges Geschäft, bei der täglichen Speisung der Witwen und Armen die Liebesgaben so zu verteilen, daß keiner sich über Ungerechtigkeiten beklagen kann. Für diesen Zweck werden sieben Männer gewählt und von den Aposteln durch Handauflegen geweiht. Sie sind die Schatzmeister der Gemeinde, werden aber dadurch nicht, wie die Beamten eines heidnischen Vereins, ihre Häupter, sondern ihre Diener. Dies

liegt schon in ihrem Titel — denn Diakonos bedeutet den Diener — und findet auch darin seinen Ausdruck, daß sie bei den Liebesmahlen aufwarten und die Speise herumreichen. Und wie sie nur dazu bestellt wurden, um die Apostel von einer unbequemen Pflicht zu entlasten, so sind sie auch später immer die Untergebenen derjenigen geblieben, denen die eigentliche Leitung der Gemeinden zufiel.

Denn daß überall, wo sich mehr als ein paar Dutzend Christen zusammenfanden, sich unter ihnen eine Gruppe von leitenden Männern bilden mußte, liegt in der Natur der Sache. Wo die Apostel selbst eine Gemeinde gründeten, bestimmten sie wohl meist auch diejenigen, denen sie besonderes Vertrauen schenkten und die daher als Führer der übrigen gelten sollten. Wo dies nicht der Fall war, wird die Leitung denen zugefallen sein, die durch ihr höheres Alter der Jugend Ehrfurcht geboten. So werden denn als Häupter der frühesten Christengemeinden ganz einfach die „Älteren“ genannt; denn dies bedeutet das Wort Presbyter. Daneben bezeichnete man sie auch als Episkopoi, d. h. Aufseher, weil sie die Aufsicht über Glauben und Lebensführung der Jüngeren in Anspruch nahmen. Natürlich werden solche, die sich durch höhere Bildung, rednerische Begabung oder gar die Kräfte der Weissagung und des Wundertuns auszeichneten, die Autorität der Presbyter geteilt haben, auch wenn sie ihrem Lebensalter nach nicht zu ihnen gehörten. Denn die Wirksamkeit dieser Gruppe beruhte ja nicht auf irgendeiner formell anerkannten Gewalt, sondern nur auf dem tatsächlichen Ansehn, dessen sie unter den Brüdern genoß. Doch Kämpfe des Ehrgeizes, wie sie niemals ausbleiben, wo die Wirksamkeit einer Gemeinschaft lebendig und rege

ist, traten auch in der ältesten Christenheit auf, und sie 261
werden den Anlaß gegeben haben, daß man die Entscheidung, wem die leitenden Stellungen zukämen, von der Gemeinde fällen ließ. So verwandelte sich die zwangslose Gruppe der Einflußreichsten in einen gewählten Ausschuß, wozu das Kollegium der Diakonen das Vorbild bot. Diese Entwicklung des Presbyteriums zum Amte vollzog sich gewiß nicht an allen Orten gleichzeitig, war aber in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts, wenn auch vielleicht noch nicht zum Abschluß gelangt, so doch schon weit vorgeschritten.

Die Apostel überließen die Verwaltung der Liebesgaben den Diakonen, um sich selbst, unbehindert durch weltliche Geschäfte, ganz „dem Amte des Wortes“ widmen zu können. In der Frühzeit des Christentums, als seine Anhänger noch fast ausschließlich aus niederen Leuten bestanden, werden Männer, die auch diesem Amte gewachsen waren, unter ihnen selten gewesen sein. Nicht ohne Grund klagt das Evangelium, die Ernte sei reich, aber der Arbeiter, die sie einheimsen könnten, gebe es wenige. Sowohl die Presbyter als auch die Diakonen sollten predigen und lehren, waren aber wohl nur ausnahmsweise dazu imstande. In Jerusalem hatte man die zwölf Apostel und nicht nur diese; auch in Korinth gab es solche, die den Brüdern als Lehrer oder Propheten dienen konnten, und dasselbe kann man für Rom und andere große Gemeinden voraussetzen. Doch in den kleineren und kleinsten mußten Leute, die predigen konnten, nur sehr vereinzelt zu finden sein oder auch ganz fehlen. Hier wurde daher der Gottesdienst so geordnet, daß jeder Christ dreimal täglich das Vaterunser sprach. Es war das eine Erinnerung daran, daß die Anbeter der Sonne ihr dreimal, beim Aufgang, auf

ihrer Mittagshöhe und beim Niedergang, ihre Huldigungen darbrachten. Außerdem wurden beim Abendmahl genau bestimmte Gebete, die man auswendig
262 lernte, hergesagt. Um der Gemeinde reichere Erbauung zu spenden, erschienen dann von Zeit zu Zeit Wanderprediger, die nicht an die vorgeschriebenen Gebetsformeln gebunden waren, sondern den Herrn in freien Worten anrufen sollten. Geld durften sie nicht nehmen und nie länger als zwei Tage an demselben Orte verweilen, damit sie dem Tische der ärmeren Gemeinden nicht zur Last fielen und zugleich möglichst vielen die Segnungen ihrer Predigt und Weissagung mitteilen könnten. Indem diese umherziehenden „Apostel und Propheten“, wie sie genannt wurden, sich gegenseitig ablösten, war für das „Amt des Wortes“ auch in den Städten gesorgt, in denen es noch keine soweit gebildeten Christen gab, daß sie die Heilige Schrift hätten vorlesen und deuten können. Doch war es den Propheten auch gestattet, sich an einem Orte ganz niederzulassen; in diesem Falle mußten sie von der Gemeinde erhalten werden und traten wahrscheinlich in den Kreis der Presbyter ein.

Es versteht sich von selbst, daß die wenigen, welche eine gewisse Bildung besaßen, in diesen Scharen niederer Leute schon dadurch, daß sie zu lesen und zu predigen vermochten, zu hohem Ansehn gelangten. „Mein Kind,“ heißt es in der Lehre der Apostel, „gedenke dessen, der dir das Wort Gottes spricht, bei Nacht und Tag, und achte ihn wie den Herrn.“ Und daß man dies Gebot tatsächlich erfüllte, zeigt das Beispiel des Peregrinus Proteus, der, aus den Kreisen der höheren Bildung hervorgegangen, zum Christentum übertrat und sich dann auch gleich unter seinen neuen Glaubensgenossen als Lehrer und Leiter der

Abendmahlsfeier so hervortat, daß ihm fast göttliche Verehrung zuteil wurde (S. 156). War nur ein geeigneter Prediger vorhanden, was gewiß in sehr vielen Gemeinden vorkam, so mußte er unter den 263
Presbytern eine führende Stellung gewinnen. Noch heute gibt es von den zahllosen Vereinen, die wir besitzen, nur ganz wenige, in denen nicht eine beherrschende Persönlichkeit alles macht und entscheidet, und diese wenigen pflegen nicht die bestgeleiteten zu sein. Wieviel mehr mußte das in den ältesten Christengemeinden der Fall sein, in denen immer nur eine kleine Zahl von Männern, oft nur ein einziger, die Fähigkeit besaß, erbauliche Gottesdienste abzuhalten oder die weltlichen Geschäfte erfolgreich zu führen! So wuchs aus den Reihen der Presbyter, die man früher allesamt Bischöfe genannt hatte, das einheitliche Haupt empor, das in noch eigentlicherer Bedeutung den Namen des „Aufsehers“ verdiente. In den kleinen Gemeinden war es unentbehrlich, und auch in den größeren wird oft genug ein Presbyter seine Kollegen in die Stellung untergeordneter Ratgeber und Gehilfen hinabgedrückt haben. Denn in dieser schwächlichen Zeit war man nur zu geneigt, sich dem Stärkeren willig unterzuordnen, und Herrschernaturen waren so selten geworden, daß, wo sie auftraten, sie leicht Gehorsam fanden. In Jerusalem nahm, als die Apostel sich zerstreut hatten, schon Jacobus, der Bruder des Herrn, eine Stellung ein, die wohl noch nicht als Episkopat bezeichnet wurde, aber schon vollständig der bischöflichen entsprach, und sehr bald werden andere Gemeinden diesem Beispiel, erst einzeln, dann in immer größerer Zahl gefolgt sein. Aus dieser tatsächlichen Führerschaft erwuchs die rechtliche dann wahrscheinlich in derselben Weise,

wie wir dies schon bei den Presbytern annehmen mußten. Stritten zwei oder drei Nebenbuhler um die höchste Macht, so entschied die Stimme der
264 Gemeinde, und derjenige, dem man sich vorher freiwillig untergeordnet hatte, wurde so zum gewählten und anerkannten Oberhaupt.

Wann der Episkopat in dieser Weise zum Gemeindeamt geworden ist, wird sich nie genau feststellen lassen, weil wir es in diesem Falle nicht mit einer bewußten, an einem bestimmten Zeitpunkt vollzogenen Einführung zu tun haben, sondern mit einer allmählichen Entwicklung. Hier wird sie später, dort früher eingetreten sein. Die kleinen Gemeinden, in denen nicht mehr als ein Prediger des Wortes zu finden war, dürften sie schon gleich nach ihrer Begründung eingeleitet haben; die größeren folgten, je nachdem in ihnen beherrschende Persönlichkeiten auftraten, früher oder später. Rom als die allergrößte hat erst seit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts einen Bischof, und dies könnte dafür entscheidend gewesen sein, daß der Episkopat auch in den Städten, wo er sich bis dahin noch nicht festgesetzt hatte, eingeführt wurde. Denn die Hauptstadt des Reiches war sehr früh auch zur Hauptstadt der Christenheit geworden, und ihr Beispiel mußte daher von hoher Bedeutung sein.

Waren auch die Gläubigen über die ganze bekannte Welt zerstreut, so betrachteten sie sich doch als die einheitliche Kirche Christi und hielten diese Gemeinschaft aufrecht, indem die einzelnen Gruppen durch Sendlinge und Briefe in steter Verbindung untereinander blieben. Als unter Kaiser Marcus die Christenverfolgung ausbrach, schickten die Gemeinden von Lyon und Vienne einen genauen Bericht darüber an die Brüder in Phrygien und Asien, der dort von Stadt

zu Stadt weitergegeben wurde. So wußte man, was jeden Teil der Christenheit betraf, bald auch in den fernsten Ländern. Und ebenso verbreitete sich die Nachricht schnell bis in die letzten Winkel des 265
römischen Reiches, wenn in der Kirchenverfassung eine Neuerung eintrat, die sich aber niemals als Neuerung gab, sondern immer nur als Herstellung dessen, was Christus und seine Apostel gewollt und eingeführt hätten. In dieser Weise fand auch der monarchische Episkopat, sobald er sich in zahlreichen Städten und namentlich in Rom faktisch durchgesetzt hatte, auch seine theoretische Rechtfertigung. Der Herr hatte verkündet, daß nur ein Hirt und eine Herde sein solle; er hatte Petrus als seinem Stellvertreter dies Hirtenamt übertragen und ihm die Macht gegeben, auf Erden zu binden und zu lösen, was auch im Himmel gebunden oder gelöst sein sollte. Als der echte Nachfolger Petri waltete der Bischof von Rom; doch da er nicht alle Gemeinden der Christenheit beherrschen konnte, mußten auch in den andern Hirten bestellt werden, die das einheitliche Amt des Apostels weiterführten. So wurde, was als tatsächlicher Zustand an den meisten Orten eingetreten war, zur Glaubensregel erhoben und dann auch in allen gleichförmig durchgeführt. Schon im zweiten Jahrhundert ging man so weit, daß selbst Städte, in denen es noch nicht ein Dutzend Christen gab, doch ihren Bischof haben mußten.

Diese Entwicklung hätte sich nicht so schnell vollzogen, wenn sie nicht dem Geiste der Zeit so ganz entsprochen hätte. Denn die knechtisch gewordene Menschheit wollte gehorchen, wie sie glauben wollte. Der Epoche, die sich im staatlichen Leben dem Despotismus des Kaisertums hatte anpassen müssen, er-

schien diese Regierungsform auch auf dem geistlichen Gebiet als die naturgemäße, und die republikanische Gemeindeverfassung der christlichen Frühzeit mußte
266 ihr weichen. Wie später die Mönche, als sie sich kaum zu Gemeinschaften zusammengeschlossen hatten, der absoluten Herrschaft ihres Abtes unbedingten Gehorsam leisteten, so beugte sich die Kirche schon vorher ihren Bischöfen. „Wen der Bischof haßt," so schreibt ein Christ jener Zeit, „den sollen auch die Gemeindeglieder hassen; mit wem der Bischof nicht redet, mit dem sollen auch die Gemeindeglieder nicht reden. Wer dem Freund bleibt, den der Bischof haßt, und mit dem redet, mit dem der Bischof nicht redet, der zerstört die Kirche." Auf ihr freies Denken hatten damals auch die Heiden zugunsten religiöser Offenbarungen verzichtet; die Christen zeigten sich als noch echtere Vertreter ihrer Zeit, indem sie auch Wollen und Empfinden dem Gebot unfehlbarer Oberhäupter unterstellten.

Der Bischof leitete den Gottesdienst und spendete das Sakrament. Wo die Gemeinden Tausende umfaßten, konnte er diese Aufgaben zwar nicht allein erfüllen, sondern mußte auch die niedrigere Geistlichkeit damit betrauen. So wurde es in Alexandria üblich, daß jede Kirche des Stadt- und Landbezirkes von einem eigenen Presbyter bedient wurde, und ähnliche Einrichtungen scheinen auch an andern Orten bestanden zu haben. Doch wer predigte und das Abendmahl feierte, der tat es jetzt im Auftrage oder doch mit Erlaubnis des Bischofs. Daraus ergab sich für diesen das Recht, den Sünder und den Irrgläubigen von der Kirchengemeinschaft auszuschließen, indem er ihm die Teilnahme an den gottesdienstlichen Handlungen nicht gestattete. Anfangs blieb ein Rest der

älteren, republikanischen Kirchenverfassung noch insofern erhalten, als für jene Bannsprüche die Zustimmung der Gemeinde nötig war; doch daß sie verweigert wurde, kam fast niemals vor. Sie einzuholen, 267
wurde daher bald zur leeren Formalität, auf die man
endlich ganz verzichtete, wodurch die Richtergewalt des Bischofs zu einer unbeschränkten wurde. Und gerade in den ersten Jahrhunderten war sie am unentbehrlichsten schon um der Ketzereien willen, die damals so üppig wucherten. Denn die Gnostiker wollten sich nicht von der Kirche trennen; sie bildeten ihre geheimen Gruppen von Eingeweihten innerhalb derselben und nahmen, soweit es ihnen gestattet wurde, an den gemeinsamen Gottesdiensten teil. Wollte der Bischof sie als Irrlehrer entlarven und ihrem Einfluß steuern, so mußte er sie aus der Gemeinde ausstoßen können. Doch nicht nur die Ketzer, sondern auch die Frevler traf sein Spruch, und dessen Wirkung dachte man sich furchtbar. Denn da der Herr selbst ihm die Macht zu binden und zu lösen gewährt hatte, bedeutete der Ausschluß von der Kirche auch Ausschluß vom Himmelreich. Doch konnte er die Wiederaufnahme auch von Bußen abhängig machen, deren Art und Schwere er selbst bestimmte, und gewann so ein reich abgestuftes Strafrecht über die Gläubigen.

Auch in das Zivilrecht griff er ein. Schon Paulus (1. Cor. 6, 1ff.) hatte es ungehörig gefunden, daß Mitglieder der Gemeinde vor heidnischen Richtern Prozesse führten, und dazu ermahnt, Vermögensstreitigkeiten durch einen Schiedsrichter aus den „Brüdern“ schlichten zu lassen. Seit es Bischöfe gab, wurden sie natürlich in erster Linie angerufen. Anfangs waren ihre Sprüche unverbindlich, und falls sie einer der Parteien nicht gefielen, konnte sie die Sache

noch immer vor den weltlichen Richter bringen. Doch begreiflicherweise entschloß man sich dazu nicht leicht, namentlich seit die Briefe des Paulus
268 kanonische Geltung erlangt hatten und ein Übertreten ihrer Gebote daher gegen den Glauben verstieß. Constantin bewies dann seine Hingebung für das Christentum auch dadurch, daß er alle Entscheidungen der Bischöfe für rechtskräftig erklärte, Appellationen von ihnen anzunehmen verbot und seine Beamten anwies, ihnen, wenn es erforderlich sei, die Exekution folgen zu lassen. Noch immer blieb es jedem freigestellt, ob er das weltliche oder das geistliche Gericht anrufen wolle; entschloß man sich aber zu letzterem, so stand der Spruch des Bischofs in seiner rechtlichen Wirkung und seiner Unanfechtbarkeit selbst hinter dem des Kaisers nicht zurück.

Der Bischof beherrschte regelmäßig eine Stadt nebst dem zu ihr gehörigen Landgebiet. Die Bethäuser, die auf diesem zerstreut lagen, wurden wohl meist durch Presbyter besorgt; nur wenn es sehr ausgedehnt war, bestellte man ausnahmsweise auch einen Landbischof (Chorepiskopos). Gewöhnlich fiel das Bistum mit dem Bezirk der städtischen Verwaltung zusammen; örtlich umfaßte also die Macht des geistlichen Oberhirten denselben Kreis, wie die der munizipalen Magistrate. Wie man diese in ihrer Wirksamkeit immer mehr beschränkte und der Bischof im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts allmählich auch zum weltlichen Beherrscher seiner Stadt wurde, haben wir schon in anderem Zusammenhange dargestellt (II S. 175). So bereiteten sich die Kirchenstaaten vor, die im Mittelalter entstanden und dann bis ins neunzehnte Jahrhundert ihr Dasein fristen konnten. Bekanntlich waren sie die schlechtest verwalteten von ganz Europa.

Wie die Diakonen schon zur Zeit der Apostel durch die Gemeinde gewählt wurden (S. 264), so später die Presbyter und endlich auch der Bischof. Doch für die 269
Ausübung dieses wichtigen Volksrechtes hat sich niemals eine feste, wirksame Form gebildet. Von allen Arten der Abstimmung, durch welche große Körperschaften im Altertum ihren Willen kundzugeben pflegten, findet sich in den christlichen Gemeinden keine Spur: weder kennen sie das Auseinandertreten, noch das Handaufheben, noch die Urne, in die man beschriebene Täfelchen oder schwarze und weiße Steinchen wirft. Ihre Wahlen konnten sich also nur durch mündliche Erklärung vollziehen, die so lange ihre Bedeutung bewahrte, wie die Gemeinden klein waren; schwollen sie auf Tausende an, so wurde sie zur Akklamation, was tatsächlich einer Beseitigung des Wahlrechts beinahe gleichkommt. Die Bestellung der Leiter muß vor sich gegangen sein, wie es noch heute in unseren Vereinen üblich ist. Der Vorstand einigt sich, wenn eine Stelle in ihm neu zu besetzen ist, über die geeignete Persönlichkeit und schlägt sie der Generalversammlung vor, in der sich regelmäßig kein Widerspruch erhebt. Der Klerus ergänzte sich also durch Kooptation, neben der die Wahl durch die Gemeinde rechtlich das Ausschlaggebende blieb, in Wirklichkeit aber nur leere Form war. In ganz analoger Weise wurden ja damals auch die Kaiser erhoben. Der berechtigte Wahlkörper war das Heer; doch traten ihm niemals zwei oder drei Kandidaten gegenüber, zwischen denen es durch Stimmenmehrheit die Entscheidung hätte geben können, sondern ein einziger stellte sich ihm vor und wurde dann mit Akklamation begrüßt. Wer dieser e i n e sein sollte, wurde, wenn es noch einen andern Kaiser oder auch mehrere gab,

durch sie bestimmt; andernfalls durch die Spitzen der militärischen und zivilen Beamtenschaft. Auf diese
270 Vorwahl kam alles an, während die Soldaten, deren Zustimmung dem Staatsrechte nach das Wesent-
5 liche war, tatsächlich nur als schreiende Statisten fungierten. Ebenso bezeichnete der Klerus, in erster Linie die Presbyter, denjenigen, der ihnen genehm war, und das Volk jubelte ihm zu.

Dies ließ sich freilich nicht anwenden, wo die
10 Gemeinde so klein war, daß sie einen eigentlichen Klerus gar nicht besaß; hier hätte also die freie Wahl erhalten bleiben können. Doch der Geist der Zeit drängte dazu, auch in solchen Fällen die Rechte des Volkes illusorisch zu machen. Schon im zweiten
15 Jahrhundert begegnet uns daher die Bestimmung, wo eine Stadt nicht mehr als zwölf Christen zähle, müßten zur Bischofswahl mindestens drei angesehene Männer aus den größeren Nachbargemeinden zugezogen werden. Diese vertraten dann den fehlenden
20 Klerus und besorgten jene Vorwahl, zu der die gläubige Herde, der so ihr Hirt bestellt wurde, nur ja zu sagen hatte. Jene Sitte wurde dann auch auf die größeren und größten Gemeinden ausgedehnt und leitete so allmählich in eine ganz neue Form der
25 Bischofswahl hinüber.

Jene drei Männer waren wohl immer Kleriker, in der Regel Bischöfe, und schien der Anlaß bedeutsam, so kamen nicht nur drei, sondern eine viel größere Zahl. So bildete sich die Übung, daß jede Bischofs-
30 wahl von einer Synode vollzogen wurde, bei der, falls nicht besondere Hinderungsgründe vorlagen, mindestens drei Bischöfe zugegen sein mußten. Da es aber in diesem knechtischen Zeitalter sich von selbst verstand, daß in Anwesenheit des Vornehmeren der nied-

riger Gestellte den Mund hielt, wurden jetzt die einheimischen Kleriker ebenso zu Jasagern degradiert, wie sie vorher die Gemeinde dazu herabgedrückt 271
hatten, und die fremden Bischöfe besorgten die Wahl allein. Die Akklamation des Volkes galt noch immer für erforderlich; war derjenige, der ihm als sein künftiger Oberhirt vorgestellt wurde, gar zu mißliebig, so konnte es ihn durch lautes und einstimmiges Wutgeschrei ablehnen. Auf diese Weise blieb ihm zwar eine Art von Einspruchsrecht gewahrt; doch machte es selten Gebrauch davon. Und da bei solchen Gelegenheiten niemals die g a n z e Gemeinde zusammenkam und es keine Bestimmung darüber gab, eine wie große Zahl von Schreiern zu ihrer Vertretung genüge, konnte man es wohl meist so einrichten, daß diejenigen, welche man für die Akklamation versammelte, nur Leute waren, auf deren gute Gesinnung man sich verlassen durfte. So wurde jene bald mehr ein Akt der Huldigung, als der Wahl, ja es kam soweit, daß man schon im Anfang des vierten Jahrhunderts es nicht mehr für unbedingt erforderlich hielt, den Bischof innerhalb seiner Gemeinde zu wählen. Z. B. hat das Konzil von Nicaea sogar einen Metropoliten, den für Antiochia, bestellt, das antiochenische für Alexandria. Mithin kooptierten sich jetzt die Häupter der Kirche, aber nicht mehr der niedere Klerus. Dieser wurde einfach von seinem Bischof ernannt, und selbst die Akklamation der Gemeinde erschien dabei überflüssig.

Doch auch bei der Bischofswahl wurde diese Beteiligung des Volkes, so bescheiden sie war, auf die Dauer unbequem, und das mit gutem Grunde. Denn bei der untertänigen Begeisterung, mit der die Gemeinde ihrem Seelenhirten anhing und anhängen

sollte, war die Bestimmung seiner Person für jeden Christen ein Gegenstand glühenden Interesses, und
272 standen sich zwei Parteien gegenüber, so führte dies leicht zu wilden Tumulten. Da die Menge außerstande war, durch ihre Wahlstimmen die Entscheidung herbeizuführen, griff sie zu Knüttel und Messer. Als im Jahre 366 Damasus und Ursinus um den Bischofsstuhl von Rom stritten, kam es in der Kirche selbst zu so erbitterten Kämpfen, daß man an einem Tage 137 Leichen aus ihr heraustragen mußte. Dies erklärt es, daß schon im vierten Jahrhundert einzelne Konzilien beschlossen, das Volk solle gar keinen Anteil an der Bischofswahl mehr haben. Hatte man gegen die Kandidaten etwas einzuwenden, so solle bei der Wahlsynode die Klage angebracht und von ihr geprüft werden; entschloß sie sich trotzdem zur Ordination, so war ihre Entscheidung unanfechtbar. Doch blieb das Recht der Gemeinde wenigstens insofern gewahrt, als das Gericht öffentlich sein sollte. Mit Geschrei und nötigenfalls auch mit den Fäusten einzugreifen, war ihr also nicht verwehrt, und diesen Rest ihrer alten Freiheit hat sie sich noch jahrhundertelang zu wahren gewußt.

Bei wichtigen Fragen des Glaubens, der kirchlichen Disziplin oder der Gemeindeverwaltung pflegte der Bischof sein Presbyterium oder auch den ganzen Klerus zu Rate zu ziehn, stand aber zu dieser Versammlung nicht anders, als der Kaiser zu seinem Konsistorium (II S. 71); d. h. er konnte dem Mehrheitsbeschluß folgen und tat es wohl auch in der Regel, war aber nicht an ihn gebunden. Seine Herrschaft war also eine absolute und wurde es immer mehr. Nur wenn er einen Geistlichen ohne Zustimmung jenes Beirats abgesetzt hätte, wäre ihm dies

übel gedeutet worden, doch sein Spruch wäre trotzdem gültig gewesen. Freilich blieb dem Gebannten die Appellation an eine Synode offen, aber selbst wenn 273
diese zu seinen Gunsten entschied, konnte sie den Bischof nur um seine Wiederaufnahme bitten, nicht sie erzwingen.

Abgesetzt konnte ein Bischof nur werden, wenn er etwas begangen hatte, was nach kirchlicher Anschauung als Todsünde galt, wie Zauberei, Unzucht, Abfall vom Glauben, vor allem Ketzerei und Schisma. Dabei galt die Regel, daß dieselbe Körperschaft, die ihn gewählt hatte, auch zu seiner Verurteilung befugt sei. In diesem Sinne nahm bis tief ins dritte Jahrhundert hinein noch die Gemeindeversammlung dies Recht in Anspruch; doch wurde es ihr schon damals vom römischen Bischof bestritten, und seine Anschauung setzte sich durch. Seitdem war für ein solches Gericht nur eine Synode kompetent. Der Verurteilte konnte dann an eine andere Berufung einlegen und diese den Spruch der ersten umstoßen. Allerdings wurde diese Appellationsinstanz nicht immer anerkannt und widersprach auch wirklich den Grundsätzen, auf denen die Wirksamkeit der Konzilien beruhte. Denn nach christlicher Anschauung waltete der Heilige Geist über jeder Bischofsversammlung; ihre Entscheidungen hätten daher unumstößlich sein müssen. Doch daß sie Entgegengesetztes beschlossen, kam zu oft vor, als daß sich diese Lehre, obgleich sie theoretisch niemals angefochten wurde, praktisch hätte behaupten können. Es fragte sich nur, in welchem Falle ein Synodalspruch dem andern vorzuziehen sei, und dies hat niemals eine ganz befriedigende Antwort gefunden. Im allgemeinen nahm ein Konzil desto höhere Autorität in Anspruch, eine je größere Zahl

von Bischöfen es umfaßte; auch wenn sie aus verschiedenen Provinzen zusammengekommen waren, galt
274 dies mehr, als wenn sie nur eine einzige vertraten. Doch oft genug haben kleinere Synoden den größeren, provinzielle den allgemeineren widersprochen, und das nicht mit Unrecht. Denn die Wirkung des Heiligen Geistes konnte weder von der Ziffer der Bischöfe noch der Provinzen abhängig sein. So setzte sich die Regel durch, die auch für die staatliche Gesetzgebung galt: *lex posterior derogat priori*; d. h. die spätere Bestimmung hob, wenn sie einer früheren widersprach, diese auf. Freilich konnte auch sie durch eine noch spätere wieder beseitigt und die allerfrüheste in ihr Recht zurückgeführt werden. Die endgültige Entscheidung war erst gegeben, wenn ein Synodalbeschluß durch die ganze Kirche dauernd anerkannt war, und zwar galt dies ebenso von Glaubenssätzen, wie von Richtersprüchen. Alle Kanones der Konzilien blieben toter Buchstabe, wenn sie nicht ins Gewohnheitsrecht übergingen. Denn was die Kirchenverfassung und ihre Anwendungen bestimmte, waren nicht Gesetze, sondern neben dem Worte des Herrn nur die Sitte der Väter oder was man dafür hielt.

Diese bewirkte es auch, daß sich sehr früh einzelne Bischöfe über die andern erhoben und dann ihre Obergewalt auch allgemein anerkannt wurde. Zwar standen grundsätzlich alle gleich; denn in jedem waltete kraft seiner Ordination der Heilige Geist, und jeder besaß dieselbe Schlüsselgewalt. Aber daß dem Nachfolger d e s Apostels, dem der Herr sie ausdrücklich übertragen hatte, trotzdem ein gewisser Vorrang zukam, ließ sich nicht nur dogmatisch rechtfertigen, sondern, was noch viel wichtiger war, die Bedeutung der Stadt, der er vorstand, gab seinem Anspruch auch tatsäch-

liches Gewicht. Wäre dies nicht gewesen, so hätte der Bischof von Jerusalem dem römischen wohl den Rang streitig machen dürfen; doch hat jener selbst innerhalb Palästinas kaum neben dem Bischof von Caesarea, das die weltliche Hauptstadt der Provinz war, eine gewisse Gleichberechtigung behaupten können, während der Papst schon früh zu einer beherrschenden Stellung innerhalb der ganzen Christenheit gelangte, nicht weil er der Nachfolger Petri, sondern weil Rom eben Rom war. Noch ehe es hier einen Bischof gab, trat die römische Gemeinde selbst in weit entlegenen Provinzen als Schiedsrichter auf, wie schon im ersten Jahrhundert der Brief des Clemens beweist. Durch ihn greift der Leiter der hauptstädtischen Kirche in die innern Streitigkeiten der Korinther ein, schickt Abgesandte an sie, die zwischen den Parteien entscheiden sollen, und bedroht die Ungehorsamen mit den stolzen Worten: „Falls aber einige dem, was Jesus Christus durch uns redet, nicht gehorchen sollten, so mögen sie wissen, daß Fehltritt und Gefahr, in die sie sich verwickeln, nicht gering sein werden.“ Und dies ist nicht etwa von den Korinthern als Anmaßung zurückgewiesen worden, sondern noch lange nachher pflegte man den Brief in den Versammlungen der Christen zur allgemeinen Erbauung vorzulesen und schätzte ihn kaum geringer, als die Schriften der Apostel.

Als dann immer neue Ketzereien auftauchten und man sich ihnen gegenüber auf die Tradition berufen mußte, die angeblich die Apostel den von ihnen gegründeten Kirchen hinterlassen hatten, da steigerte dies noch das Ansehen, dessen Rom schon als Welthauptstadt genoß. Denn keine andere Gemeinde durfte sich rühmen, daß zwei solche Stützen des

Glaubens, wie Petrus und Paulus es waren, dauernd in ihr zusammengewirkt hätten. Hier mußte also
276 die sicherste Tradition zu Hause sein, und die Nachfolger Petri wußten den Ruhm unbezweifelter Rechtgläubigkeit, der an ihrer Kirche haftete, zäh zu bewahren. Solange das Weströmische Reich bestand, waren sie als Theologen alle ganz unbedeutend; nicht weniger als ein halbes Jahrtausend verging, in dem sich ihre schriftstellerischen Leistungen auf Geschäftsbriefe und mittelmäßige Verse beschränkten; zur Ausbildung des christlichen Dogmas haben sie während dieses ganzen Zeitraums nicht das geringste beigetragen. Doch eben weil sie keine eigenen Gedanken hatten, waren sie um so besser geeignet, das Überkommene unentwegt festzuhalten. So blieb Rom immer die hartnäckige Bekämpferin jedes Fortschritts; doch in einer Zeit, die auf allen Gebieten des Geisteslebens den Stillstand oder noch besser die Rückkehr zu dem, was die großen Ahnen geschaffen hatten, auf ihre Fahne schrieb, war dies am meisten geeignet, ihm eine unerschütterliche Autorität zu verleihen und dauernd zu erhalten.

Auch die andern Gemeinden, an die Paulus Briefe gerichtet hatte, galten als Träger einer uralten heiligen Tradition. Doch die Verehrung, die man ihnen deswegen erwies, blieb immer rein theoretisch; praktisch haben Korinth, Ephesus, Philippi, Thessalonike oder gar Kolossae für die Kirchenverfassung nie etwas bedeutet. Die Städte, die einen ähnlichen Einfluß wie Rom, wenn auch in engerem Kreise, ausübten, waren Alexandria, Karthago und Antiochia, obgleich nur die letzte dieser drei Gemeinden sich rühmen durfte, apostolische Gründung zu sein, und gerade diese tritt als kirchliche Führerin viel weniger hervor,

als ihre beiden Nebenbuhlerinnen. Als dann seit dem Ende des vierten Jahrhunderts Constantinopel ständige Residenz des oströmischen Kaisers wurde, dehnte es 277
auch seine geistliche Macht soweit aus, daß im Orient selbst die alte Autorität Roms hinter seiner blutjungen zurücktreten mußte. In geringerem Maße pflegten auch die Provinzialhauptstädte, die als Mütter der übrigen betrachtet wurden und sich daher Metropolen, ihre Bischöfe Metropoliten nannten, einen gewissen Vorrang in Anspruch zu nehmen, und im Laufe des vierten Jahrhunderts befestigte sich dieser so sehr, daß kein Bischof als rechtmäßig bestellt galt, wenn nicht der Metropolit seiner Provinz der Wahl zugestimmt hatte. So wurde die Bedeutung der Städte als solche auch für die kirchliche Stellung ihrer Oberhirten entscheidend, und es bildete sich eine Hierarchie, die der weltlichen sehr ähnlich war, wenn sie auch nicht mit derselben Konsequenz durchgeführt wurde. Denn Karthago behauptete zwar den Primat über alle afrikanischen Provinzen, Alexandria über ganz Ägypten; doch schon Antiochia war keineswegs im ganzen Orient als kirchliches Oberhaupt anerkannt, und die Hauptstädte der andern Reichsdiözesen haben sich nie zu einer ähnlichen Stellung aufgeschwungen. Die Über- und Unterordnung der Gemeinden war eben keine künstlich gemachte, sondern durch die Verhältnisse entstanden und schloß sich daher der Einteilung des Reiches in Provinzen und Diözesen nur soweit an, wie dies durch das geistige und wirtschaftliche Übergewicht der einzelnen Städte bedingt wurde. Das Papsttum konnte man als das Gegenbild des einheitlichen Kaisertums betrachten, und wie bekannt, ist es im Mittelalter immer so aufgefaßt worden. Die Patriarchen von Constantinopel, Alexandria, Kar-

thago und Antiochia glichen den Vicaren oder auch
278 den Reichspraefecten; denn wenigstens die beiden ersten blieben immer geneigt, über ihre Diözesen hinauszugreifen. Die Metropoliten vertraten auf dem geistlichen Gebiete die Präsides der Provinzen und die Bischöfe die Curatoren oder Defensoren der einzelnen Städte. So war das Rang- und Titelwesen des Byzantinismus mit seinen mannigfachen Abstufungen auch in die Kirche eingezogen, aber nicht als ein fremdes Element, das ihr von außen aufgedrängt wäre, sondern als das natürliche Ergebnis ihrer inneren Entwicklung.

Mit der Gleichheit aller Christen, von denen jeder durch die Taufe den Heiligen Geist empfing, hatte sie begonnen. Dann hatte die knechtische Gesinnung des Zeitalters innerhalb der einzelnen Gemeinden den Despotismus ausgebildet, und die Gleichheit aller Bischöfe war gefolgt. Doch da jeder gewohnt war, zu gehorchen und sich zu beugen, mußten auch sie sich bald Oberhäuptern unterwerfen. Keine Untugend hatte das älteste Christentum schärfer verurteilt als die Ruhmsucht, und wirklich war es ihm, durch die Verhältnisse unterstützt, gelungen, sie in der munizipalen Verwaltung fast ganz auszutilgen. Man drängte sich nicht mehr zu den Stadtämtern, sondern ließ sie sich seufzend aufbürden; doch dafür hatte der Ehrgeiz in den kirchlichen Stellungen ein neues Ziel gefunden, das noch lockender war. Denn wieviel mehr bedeutete nicht ein lebenslänglicher Bischof als ein Duovir oder Curator! Die Freiheit der Städte hatte das Kaisertum unterdrückt, weil die Streitigkeiten der Kandidaten nicht selten zu öffentlichen Unruhen führten: die Freiheit der Kirche glaubte es, seit es christlich geworden war, nicht antasten zu dürfen,

obgleich die Bischofswahlen noch viel grimmigere Kämpfe brachten und nicht selten Blut kosteten. Denn jede Partei pflegte den Gegenkandidaten als schlechten 279
Menschen oder gar als Irrlehrer anzuschwärzen, so daß man für seinen Glauben zu streiten meinte, wenn man sich für eine Person erhitzte. Für den Christen gab es keinen höheren Ruhm und keine sichrere Anwartschaft auf die ewige Seligkeit, als das Martyrium, und auch wer sich für seinen Bischof totschlagen ließ, konnte meinen, diese Palme erworben zu haben. So erfüllte sich das Wort des Herrn (Mt. 10, 34): „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen sei, Frieden zu senden auf die Erde; ich bin nicht kommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert."

Dies Schwert des Glaubens hat Hunderttausende hingeschlachtet und das Glück von Millionen zerstört. Im heidnischen Altertum durfte es rosten, solang die führenden Kreise ungläubig waren; erst als sie sich in der Kaiserzeit bekehrten, ist es wieder gezückt worden, zuerst nicht von den Christen, sondern gegen sie. Doch kaum waren sie zur Macht gelangt, so haben sie es in Kreuzzügen mannigfacher Art, bei Ketzer- und Hexenverfolgungen schonungslos geschwungen. Erst in unseren Tagen hat seine Schneide sich abgestumpft, seit zum Heil der Menschheit der Glaube wieder schwach geworden ist.

Zehntes Kapitel.

Die Christenverfolgungen.

280 Wie alle religiösen Bewegungen dieser Zeit, so sind auch die Versuche, das Christentum gewaltsam zu unterdrücken, zunächst nicht von den staatlichen Autoritäten ausgegangen, sondern von den niedern Massen. Die neue Lehre forderte zwar Abwendung vom weltlichen Staat; aber nur in der republikanischen Epoche, als er noch die Mitwirkung seiner Bürger für seine Regierung in Anspruch nahm, hätte dies seinen Widerstand herausfordern können. Für den Despotismus des Kaisertums konnte es keine bequemeren Untertanen geben, als die sich zu dem Glauben bekannten, man solle der Obrigkeit gehorchen und artig seine Steuern zahlen, aber sich weiter um den Lauf der Welt nicht kümmern. Auch daß die Christen den Militärdienst zwar nicht ganz ablehnten, ihm aber doch nicht geneigt waren, kam wenig in Betracht, da man das Heer ja meist durch Werbung ergänzte und nur sehr selten zur Aushebung griff. Als herrschende Kirche sollte das Christentum gefährlich werden; doch solang es nur geduldet war, hätte die Reichsregierung keinen Grund gehabt, es zu bekämpfen, wenn sie von den republikanischen Sitten nicht die schlechteste bewahrt hätte, den Volkswillen, wie er sich in dem Gebrüll aufgeregter Massen kundgab, zu beachten.

Schon Jesus selbst mußte gegen den Wunsch des 281
römischen Procurators sein Leben lassen, weil die Juden ihr „Kreuzige ihn!“ schrien, und ähnlich sollte es seinem treuen Gefolge ergehen. Der erste Märtyrer Stephanus wurde gesteinigt, also nicht durch einen Henker, der von der Obrigkeit bestellt gewesen wäre, hingerichtet, sondern durch tumultuarische Volksjustiz umgebracht. König Herodes ließ Jakobus töten und Petrus einkerkern, weil „er sah, daß es den Juden gefiel“, und die römischen Statthalter von Palästina behielten Paulus in der Gefangenschaft, um sich bei der Bevölkerung ihrer Provinz populär zu machen. Anfangs sind es die Juden, die ihre Religion durch die neue Lehre bedroht sehen und bald in offenem Aufruhr, bald in heimlicher Nachstellung den Aposteln nach dem Leben trachten; doch nach kurzer Zeit schließen sich ihnen die Heiden an. Als Paulus in Ephesus gegen die Götzen predigt, die von Menschenhänden gemacht sind, läuft das Volk im Theater zusammen und schreit zwei Stunden lang: „Groß ist die Artemis der Epheser!“ Und dieser Haß gegen das Christentum wuchs, je mehr es sich ausbreitete.

Seine Bekenner rühmten sich selbst, daß ihr Beten und Kreuzeschlagen die Macht der heidnischen Dämonen vernichte. So erzählte man von dem wundertätigen Gregorius das Folgende. Durch einen heftigen Regen sei er auf der Wanderschaft dazu veranlaßt worden, in einem Tempel Schutz zu suchen, und habe dort betend die Nacht zugebracht. Das Heiligtum sei vorher eine berühmte Orakelstätte gewesen; doch am andern Morgen hätten die Weissagungen versagt. Auf Bitten des Priesters habe der Heilige dann folgenden Brief an den Teufel geschrieben:

282 „Gregorius dem Satanas: Tritt ein!“ Als man dies Schriftstück auf den Altar gelegt habe, sei das Orakeln frischweg wieder losgegangen. So berichteten seine Bewunderer; doch auch viele Heiden mochten glauben, daß die Kräfte ihrer Götter durch das Gebet der Christen gehemmt würden; aber was diesen als Ruhm erschien, mußte ihnen für argen Frevel gelten. Man erkannte in denen, die sich von Opfern, Spielen und allen hergebrachten Formen des Kultus fernhielten und seine Wirkung vielleicht gar hinderten, offene Feinde der Götter, und wie noch heute mancher Orthodoxe jeden, der seinen Glauben nicht teilt, für einen schlechten Kerl hält, so sagte man auch damals den „Gottlosen“ alle denkbaren Schändlichkeiten nach. Namentlich ihre Liebesmahle gaben dazu Anlaß, weil sie als Mysterium gefeiert wurden und kein Ungeweihter sie schauen durfte; denn schon das Geheimnis als solches ließ Böses vermuten. So erzählte man sich denn, daß Kinder dabei geschlachtet und verzehrt würden, wie man Ähnliches ja auch von den verborgenen Zauberkulten der Pythagoreer behauptete (S. 145). Die unheimliche Gesellschaft, so fabelte man, genieße ihr schauerliches Mahl beim düsteren Schein einer einzigen Lampe, an deren Fuß ein Hund gebunden sei. Im gegebenen Augenblick werfe man diesem einen Bissen zu, so daß er danach springe und das Licht umreiße, und dann werde im Dunkeln wüste Unzucht getrieben, bei der Blutschande zwischen Bruder und Schwester oder Sohn und Mutter etwas ganz Gewöhnliches sei. Bei Menschen, welche den Götterdienst verschmähten, setzte man eben einen finsteren Teufelsdienst voraus und malte ihn sich in den schwärzesten Farben. Solche Frevel, meinte man, müsse der Himmel nicht nur an den „Gottlosen“

selbst rächen, sondern auch an denen, welche sie 283
unter sich duldeten; jedes öffentliche Unheil, in dem man den Finger der Gottheit erblicken konnte, wurde daher ihrem Zorn über die Christen zugeschrieben und rief die Wut des Volkes gegen diese wach. Denn es ist die Art des gemeinen Mannes, für jedes Leid, das ihn trifft, nach einem Sündenbock zu suchen, an dem er seinen Schmerz rächen könne. Wie man bei den Pesten des Mittelalters regelmäßig die Juden beschuldigte, daß sie die Brunnen vergiftet hätten, so wurde im sinkenden Altertum alle Not den Christen zur Last gelegt. „Wenn der Tiber aufsteigt zu den Häusern, wenn der Nil nicht aufsteigt zu den Feldern, wenn der Himmel stillsteht, wenn die Erde sich bewegt, wenn es Hungersnot gibt, wenn Seuche, sogleich ertönt der Ruf: ‚Werft die Christen dem Löwen vor!‘“ So schildert Tertullian die Stimmung der Volksmassen, und selbst die despotische Regierung jener Zeit war nicht stark genug, sie unbeachtet zu lassen.

Die Herrschaft des Augustus hatte darin ihre Rechtfertigung gefunden, daß sie nach langen Bürgerkriegen dem Reiche Frieden brachte, und diesen nach Möglichkeit zu erhalten, betrachteten auch seine Nachfolger als ihre wichtigste Aufgabe. Doch wenn die Ruhe nicht gestört werden sollte, mußte man nicht nur politische, sondern auch religiöse Erregungen des Volkes unterdrücken. Eine Verordnung, die in ihrem Kern wohl schon dem ersten Jahrhundert angehört, bestimmte daher: „Wahrsager, die sich von einem Gott erfüllt stellen, soll man aus einer Stadt ausweisen, damit nicht durch die Leichtgläubigkeit der Menschen die öffentlichen Sitten zugunsten irgendeiner Hoffnung verdorben oder auch die Geister des

284 Volkes dadurch aufgeregt werden. Deshalb soll man sie das erstemal mit Stöcken abprügeln und aus der Stadt ausweisen; bleiben sie aber hartnäckig, so soll man sie einkerkern oder auf eine Insel verbannen oder auch ihnen einen andern Zwangswohnsitz anweisen. Wer neue Sekten oder bisher unbekannte Religionen einführt, durch welche die Geister der Menschen erregt werden, soll, wenn er den oberen Ständen angehört, verbannt, wenn den niedrigen, hingerichtet werden.“ Die Todesstrafe des letzten Satzes wird eine spätere Verschärfung sein; die übrigen Bestimmungen aber sind schon auf die Apostel angewandt worden. Denn sie waren ja Männer, die vom Heiligen Geist zu ihren Predigten getrieben wurden, also im Sinne dieser Verordnung „sich von einem Gott erfüllt stellten“. So wird denn auch Johannes auf die Insel Patmos verbannt, und als Paulus und Silas durch ihre Missionstätigkeit in Philippi einen Volksauflauf hervorrufen, lassen die Stadtmagistrate sie mit Stöcken prügeln und ausweisen. Denn diese Verordnung geht ganz von dem Grundsatze aus, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei. Nicht die neuen Religionen als solche werden bestraft, sondern die Erregung der Geister, die sie veranlassen. Als Paulus daher vor dem Statthalter von Judäa angeklagt wird, da ist die Hauptbeschuldigung, daß er die Ruhe gestört und Aufruhr gestiftet habe, und dagegen vor allem sucht er sich zu verteidigen.

So traf die Verfolgung zunächst nicht die Christen als solche, sondern nur ihre Apostel, weil sie öffentlich predigten und durch die Streitigkeiten, die ihre Lehre hervorrief, als Unruhestifter gelten mußten. Unter Nero dehnte sie sich weiter aus; aber was sie strafte, war noch nicht die Religion, sondern nur die Brand-

stiftung, die man ihren Bekennern zur Last legte. Die Meinung war weit verbreitet, der Kaiser selbst habe in einer tyrannischen Laune Rom anzünden lassen, und um den Verdacht von ihm abzuwenden, wurde er auf diejenigen hingelenkt, denen das Volk am ehesten solche Frevel zutraute. Nachdem man einzelne durch Martern zu einem Schuldbekenntnis veranlaßt hatte, wurden Scharen von Christen dem Tode geweiht. Einige kreuzigte man; andere wurden in die Felle wilder Tiere eingenäht und so mit Hunden zu Tode gehetzt; andere mußten als lebende Fackeln die Zirkusspiele des Tyrannen beleuchten. Auch diese schrecklichen Opfer wurden der Volkswut dargebracht; um den Zorn der Menge, der sich gegen ihn selber richtete, auf ein anderes Ziel zu lenken, gab Nero ihr diejenigen preis, von denen er wußte, daß sie ihr am meisten verhaßt waren.

Das Beispiel Roms wirkte auch auf die Provinzen ein. Nachdem Nero die Christen in ihrer Gesamtheit zu Verbrechern gestempelt hatte, meinten seine gefügigen Werkzeuge im Sinne ihres Kaisers zu handeln, wenn sie auch ihrerseits die Verfolgung begannen. In Asien zwang der Prokonsul die Verdächtigen, den Bildern des Herrschers göttliche Verehrung zu erweisen, und von denen, die sich weigerten, wurden manche als Majestätsverbrecher enthauptet. Ähnliches mag auch in andern Provinzen vorgekommen sein; doch wie es scheint, blieben die Hinrichtungen noch vereinzelt, und mit dem Tode Neros endete die Not.

Fast ein Menschenalter verging, ehe sie im J. 95 von neuem begann. Das Christentum hatte unterdessen auch in den höheren Ständen vereinzelte Anhänger gewonnen, und selbst ein Verwandter Domitians, dessen Kinder dieser zu seinen Nachfolgern

bestimmt hatte, Flavius Clemens, hatte sich der neuen Religion angeschlossen. Der Kaiser erfuhr, daß nach den Verheißungen der Christen ein Mann aus dem Stamme Davids berufen sei, die Weltherrschaft zu gewinnen, und sein immer waches Mißtrauen regte sich. Clemens wurde hingerichtet, und viele seiner Glaubensgenossen folgten ihm in den Tod oder wurden mit Verbannung und Konfiskation bestraft. Zugleich ließ der Kaiser Nachforschungen anstellen, ob noch jemand vorhanden sei, der sich der Abstammung von David rühme; man entdeckte in Palästina ein paar Großneffen Christi und schaffte sie nach Rom. Von ihnen erfuhr Domitian, daß das Reich des Messias nicht von dieser Welt sei, und da es arme Leutchen waren, die mit schwieliger Hand ihren kleinen Acker selbst bebauten, entließ er sie als ungefährlich. Damit endete die Christenverfolgung, und als der Tyrann bald darauf ermordet wurde, verbot sein Nachfolger, sie zu erneuern, und rief die Verbannten zurück.

Doch der Haß des Volkes kam nicht zur Ruhe und brachte die Verfügung des milden Nerva bald in Vergessenheit. Als Plinius in den Jahren 111—113 Bithynien verwaltete, wurden wieder Christen bei ihm denunziert und die alten Märchen von den Greueln ihrer Liebesmahle auch vor seinem Richterstuhl aufgetischt. Zwar überzeugte er sich, daß sie grundlos waren, hielt es aber doch für angemessen, dem Kultus der Väter, der durch die weite Verbreitung der neuen Religion zu veröden drohte, auch seinerseits nach Kräften aufzuhelfen. Er forderte daher die Verdächtigen auf, mit den Worten, die er ihnen vorsprach, die Götter anzurufen, dem Bilde des Kaisers mit Weihrauch und Wein zu opfern und den Namen Christi zu verfluchen. Taten sie dies, so gingen sie frei aus;

anderen Falles wurden die römischen Bürger zur 287
Aburteilung nach Rom gesandt, die geringen Leute hingerichtet. Wie Plinius selbst erklärt, geschah dies weniger um ihres Glaubens willen, als weil er ihre Weigerung, ihm zu gehorchen, als offene Auflehnung gegen die Obrigkeit betrachtete. Dieses unglaubliche Verfahren wird nur dadurch erklärlich, daß in jener traurigen Zeit der kleine Mann sich unbedingt jeder Willkür des Beamten fügen mußte und Menschenleben sehr wenig galten. Auch wird die Rücksicht mitgesprochen haben, daß jedes Vorgehen gegen die Christen den Statthalter populär machte. Und wirklich erreichte er den Erfolg, daß die verlassenen Tempel sich wieder belebten und die Opfertiere, die kurz vorher fast keiner hatte kaufen wollen, im Preise stiegen.

So billigte denn auch Trajan das Vorgehen seines Statthalters; er schrieb ihm, daß man den Christen zwar nicht nachspüren solle, aber wenn sie angezeigt würden, sie ganz so behandeln, wie Plinius es schon getan hatte. Der religiösen Frage als solcher stand also der Kaiser ebenso kühl gegenüber, wie sein Beamter. Er hielt die Christen nicht für gefährlich; denn er wollte nicht, daß man sie systematisch und geflissentlich ausrotte. Doch trug er der öffentlichen Meinung soweit Rechnung, daß er Anklagen gegen sie gestattete und anzunehmen befahl. Dies aber bedeutete eine grundsätzliche Änderung ihrer Rechtslage. Die Apostel waren als Erreger öffentlicher Unruhen bestraft worden; auch unter Nero hatte man die Christen noch nicht als Christen, sondern in Rom als Brandstifter, in der Provinz als Majestätsverbrecher hingerichtet; Domitian verfolgte sie, weil er voll abergläubischer Furcht vor ihren Prophezeiungen in dem

288 Sohne Davids einen Nebenbuhler zu finden erwartete, Plinius, weil sie ihm den Gehorsam versagten: erst das Reskript Trajans erklärte ihre Religion als solche für strafbar, freilich nur, wenn sie hartnäckig dabei beharrten, jede Teilnahme am öffentlichen Kultus zu weigern. Der Grund für diese Verfügung war ausschließlich Rücksicht auf die Stimmung des Volkes, da dem Kaiser selbst die ganze Frage recht gleichgültig erschien. Auch mochte er gar nicht wissen, welche Bedeutung ein Opfer, das er als eine rein formelle Handlung betrachtete, für den Christen haben könne. Er dachte darüber gewiß wie Plinius, daß der Untertan einfach zu gehorchen habe. Aber wenn auch sein Reskript keineswegs aus bösem Willen hervorgegangen war, schuf es doch zuerst eine gesetzliche Grundlage für dasjenige, was man im eigentlichen Sinne Christenverfolgungen nennen kann.

Aber waren die Christen nicht schon dadurch Majestätsverbrecher, daß sie sich vom Kaiserkultus fernhalten mußten? Gewiß, wenn man die Teilnahme daran ausdrücklich von ihnen forderte, wie es unter Nero geschah; aber in normalen Zeitverhältnissen fiel dies keinem ein. Es gab viel zu viele Götter, als daß man ihnen allen hätte dienen können; einzelne mußte jeder vernachlässigen, und wenn man gar keinem Opfer brachte, so konnte dies wohl dem gemeinen Mann als gottlos auffallen, aber nicht von der Obrigkeit gestraft werden. Dies galt auch von den vergöttlichten Kaisern. Zwar hatten die Beamten Roms und der anderen Städte die Pflicht, ihnen an bestimmten Tagen die vorgeschriebenen Kultleistungen darzubringen; aber wer sich daran beteiligte, danach fragte unter gewöhnlichen Verhältnissen kein Mensch. Brauchte man doch zu Opfern und Spielen, bei denen

er Speisung und Vergnügen fand, den gemeinen Mann 289
nicht zu zwingen; wenn der Zudrang etwas abnahm, mußte das den Ausrichtern sogar willkommen sein. So wären die Christen unbehelligt geblieben, wenn nicht das Mißtrauen des Volkes ihnen geheime Frevel zugeschrieben hätte. Diese hatte man zwar niemals erweisen können, aber der allgemeine Haß blieb an den „Gottlosen“ haften, und ihm gab Trajan nach, wenn er zwar nicht die Zugehörigkeit zur Christengemeinde, wohl aber das hartnäckige Festhalten an ihren Geboten mit der Todesstrafe bedrohte.

Anklagen gegen die Christen waren also jetzt zulässig; doch anonyme Denuntiationen zu beachten, hatte Trajan ausdrücklich verboten. Und wie die Anhänger des neuen Glaubens noch fast ausschließlich aus der niederen Masse hervorgingen, so war auch der Haß gegen sie nur in ihr stark und lebendig. Da aber der kleine Mann damals noch mehr, als heutzutage, eine sehr gesunde Scheu vor den Gerichten hegte, fand sich in diesen Kreisen nicht leicht einer, der fähig und geneigt gewesen wäre, ihnen als öffentlicher Ankläger gegenüberzutreten, und das in Sachen, die ihn persönlich nichts angingen. Einzelne Verurteilungen, die namentlich hervorragende Führer der christlichen Bewegung trafen, wie den Bischof Ignatius von Antiochia, mögen damals vorgekommen sein. Doch im allgemeinen scheint die Folge jenes Reskripts zunächst keine andere gewesen zu sein, als daß die Christenprozesse aufhörten, und dies war ohne Zweifel auch die Absicht des milden und aufgeklärten Kaisers.

Doch wenn die Menge in Zirkus und Theater, wie das häufig vorkam, Strafen für die „Gottlosen“ forderte, war nicht auch dies als Anklage aufzufassen? Diese Frage richtete ein Prokonsul von Asien an

Hadrian, und er entschied, daß man sich um das Volksgeschrei nicht kümmern solle. Wer einen Christen anschuldige, solle sich den Gerichten stellen und den Beweis führen, daß jener sich gegen die Gesetze vergangen habe, worauf dann die Strafe folgen werde, die dem Verbrechen gemäß sei. Könne aber der Ankläger nichts beweisen, so sei er selbst strafbar. — Wenn man hiernach die Christen nur wegen gesetzlich definierter Vergehen belangen konnte, so war damit das Reskript Trajans eigentlich aufgehoben. Doch aus Respekt vor seinem Adoptivvater sprach Hadrian dies nicht mit deutlichen Worten aus, und die Unklarheit seiner Verfügung gestattete die Annahme, daß auch die seines Vorgängers noch immer zu Recht bestehe. Wenn er aber unbegründete Anklagen für straffällig erklärte und zugleich scharfe Worte gegen die „Sykophanten" richtete, so war darin deutlich genug ausgesprochen, daß er Christenprozesse nicht wünsche, und seine Beamten werden sich danach gerichtet haben.

Auch Antoninus Pius wandelte in den Bahnen seines Vorgängers. Als wieder einmal in mehreren griechischen Städten Tumulte gegen die „Gottlosen" ausbrachen, da ermahnte er ihre Bürger durch kaiserliche Schreiben, sich ruhig zu verhalten. Mit Recht konnte daher ein Christ, als in Rom etwas vorkam, was einer Verfolgung ähnlich sah, dem Richter zurufen, daß dies dem Geiste der milden Regierung nicht entspreche. Eine Frau war zum neuen Glauben übergetreten, und da sie ihren Mann nicht auch bekehren konnte, wollte sie sich von ihm scheiden. Da belangte er sie auf Grund des trajanischen Reskriptes beim Stadtpraefecten Lollius Urbicus, und dieser nahm die Klage an. Doch als die Frau eine

Eingabe an den Kaiser richtete, daß man ihr vor 291
Beginn des Prozesses die Zeit lassen möge, ihre Angelegenheiten zu ordnen, wurde dies ohne weiteres gewährt. Offenbar hoffte man, daß sie bei längerer Überlegung Vernunft annehmen und die Scheidung rückgängig machen werde. Doch wurde ein gewisser Ptolemaeus, dessen Belehrung ihren Übertritt veranlaßt hatte, vor das Gericht des Urbicus gestellt und, da er sich als Christ bekannte, zum Tode verurteilt. Dies bewog zwei andere Gläubige, durch laute Zurufe den höchsten Beamten Roms als ungerechten Richter zu brandmarken, was auch ihre Hinrichtung zur Folge hatte. Wie man sieht, läßt sich in diesem Falle nicht von einer wirklichen Christenverfolgung reden. Zwar stützten sich die Verurteilungen auf das Reskript Trajans; doch ihr Zweck war nicht die Ausrottung der neuen Religion, sondern zuerst soll nur eine Störung des ehelichen Friedens bestraft werden, dann ein persönlicher Angriff auf den Stadtpraefecten. Und als Justinus aus diesen Ereignissen den Anlaß nahm, um eine Verteidigungsschrift für das Christentum an Kaiser und Senat zu richten, blieb er trotz dieses offenen Bekenntnisses ungestraft. Doch bald trat ein Wandel ein, der auch ihn mit der Krone des Martyriums schmücken soll.

Kaum hatte Marcus die Regierung angetreten, so begann ein Perserkrieg, der lange Jahre dauerte und große Opfer erheischte. Während desselben brach jene mörderische Seuche aus, deren Folgen wir oben (I S. 375) geschildert haben, und bald darauf verwüsteten die Germanen das Reich in einem Umfange, wie dies nie vorher geschehen war. Wieder, wie in den Tagen der Bürgerkriege, erschallte der Ruf, daß der Weltuntergang vor der Tür stehe. Die ihn am

292 lautesten ausstießen, waren Anhänger einer neugegründeten christlichen Sekte, der Montanisten; doch die Zeitverhältnisse bedingten es, daß er auch bei den Heiden seinen Widerhall fand. Der Kaiser mußte eine Verfügung erlassen, nach der Unglückspropheten, die das Volk durch ihre abergläubischen Weissagungen schreckten, auf Inseln verbannt werden sollten. Dies richtete sich nicht gegen die Christen als solche; denn um dieselbe Zeit konnten in mehreren Provinzen große Synoden zusammentreten, die der Aufmerksamkeit der Regierung unmöglich hätten entgehen können. Doch der Kaiser belästigte sie nicht, ja wahrscheinlich waren sie ihm willkommen. Denn sie bekämpften den Montanismus und konnten daher zur Beruhigung des Volkes dienen, das durch jene Verkündigung des Jüngsten Tages mächtig erregt war. So wandte sich denn auch der Bischof Melito von Sardes, als die Volkswut gegen die Christen von neuem ausbrach und die Beamten ihr Rechnung trugen, vertrauensvoll an den Kaiser mit der Bitte um denselben Schutz, den seine Vorgänger den Gemeinden gewährt hatten. Aber diesmal war die Strömung zu stark, als daß sie sich hätte eindämmen lassen.

Nicht ein gesetzgeberischer Akt des Herrschers war es, der die Blutgerichte einleitete; denn sie traten nicht im ganzen Reiche zugleich auf, und viele Teile desselben sind ganz davon verschont geblieben. Wie es scheint, begannen sie in den einzelnen Provinzen in derselben Folge, in der die Pest sich über sie verbreitete. In Asien wütete sie schon während des Perserkrieges (161—166), und hier können wir im Winter 165/66 eine Verfolgung nachweisen, bei welcher der greise Bischof Polykarp, der noch Schüler

des Apostels Johannes gewesen war, seinen Tod fand. 298
Die andern Teile des Reiches wurden erst seit 167 von der Ansteckung heimgesucht, als das verseuchte Heer nach Beendigung des Krieges in seine Standlager zurückkehrte; in Italien fällt demgemäß das Vorgehen gegen die Christen wahrscheinlich in das J. 167, in Südgallien frühestens 171; in Afrika endlich, das durch Meer und Wüste von allen übrigen Provinzen getrennt war, muß die Pest am spätesten eingedrungen sein, und hier finden die ersten Verfolgungen erst im Jahre 180 statt. Dies ist höchst charakteristisch. Die fürchterliche Krankheit schien der Zorn des Himmels gegen die „Gottlosen" zu verkündigen; wo sie ihre mörderischen Wirkungen übte, forderte daher das Volk stürmischer als je vorher Rache an jenen. In Lyon begann die Verfolgung damit, daß die Menge mit Wutgeschrei sich auf die Christen stürzte, sie zerrte, schlug, mit Steinen warf und ihre Häuser ausraubte. Erst als dies geschehen war, griffen die Beamten ein, zuerst die städtischen, dann auch die kaiserlichen. Wenn sie jetzt zu Folterungen und Todesurteilen schritten, so geschah dies wohl nur, um den Tumult zu stillen, den sie gewaltsam nicht zu unterdrücken wagten. Denn mochten einzelne von ihnen, wie der Statthalter von Cappadocien, Claudius Hieronymianus, dessen Frau gegen seinen Willen Christin geworden war, auch selbst der neuen Religion feindlich sein, die meisten bekämpften sie nur, weil sie mußten. In Syrien wurde Peregrinus Proteus eingekerkert; doch nach einiger Zeit, als die Aufregung des Volkes sich etwas gelegt hatte, ließ der Statthalter ihn frei (S. 157). In Asien hatten die Beamten inniges Mitleid mit denen, die sie auf Grund des trajanischen Reskriptes verurteilen

sollten, und redeten ihnen freundlich zu, sich, wenn auch nur zum Schein, zu einer Verleugnung bewegen zu lassen; erst als sie dies hartnäckig weigerten, wurden sie der Volkswut zum Opfer gebracht. In derselben Provinz kamen die Christen einer Stadt in geschlossenem Haufen zum Statthalter und denunzierten sich selbst, um des Martyriums gewürdigt zu werden; er ließ nur einzelne hinrichten und rief den andern zu: „Ihr Narren, wenn ihr des Lebens müde seid, habt ihr nicht Stricke und Abgründe?“ In Afrika begegnete der Proconsul den Angeklagten mit noch größerer Milde, wenn er sie auch dem Tode nicht entziehen konnte. Kaiser Marcus bedrohte unbewiesene Anklagen gegen die Christen mit harten Strafen und wird dadurch gewiß manche ihrer Feinde abgeschreckt haben. Wenn er selbst später die Hinrichtung von Bekennern verfügte, so geschah wohl auch dies, um in den schweren Nöten dieser drangvollen Zeit die Gemüter des Volkes durch das einzige Mittel zu beruhigen, von dem man diese Wirkung noch erhoffen konnte.

Als nach dem Tode Mark Aurels die Pest erlosch, schlief auch die Verfolgung ein; ja sein Sohn Commodus wurde, als eine christliche Konkubine Einfluß über ihn gewann, sogar zum Beschützer ihrer Glaubensgenossen. Auch von seinen Nachfolgern waren einzelne, wie Alexander Severus, der neuen Religion geneigt, und die übrigen haben wenigstens keine Verfügung erlassen, die ihr feindlich gewesen wäre; doch hinderten sie ihre Beamten nicht, wenn diese das Reskript Trajans zur Anwendung brachten oder selbst über dessen Bestimmungen hinausgingen. Denn die Verfolgung des Marcus hatte die rechtliche Stellung der Christen sehr verschlechtert. Den Grundsatz,

daß keiner ohne Ankläger gerichtet werden dürfe, hatte man zwar nicht aufgehoben, aber in den Stürmen der letzten Jahre so oft übertreten, daß er fast in Vergessenheit geraten war. Er wurde nur noch von denjenigen berücksichtigt, die ihn berücksichtigen wollten, d. h. von mitleidigen Beamten, die ungern gegen die Christen vorgingen. So blieb ihr Schicksal ganz von dem Belieben der einzelnen Statthalter abhängig: der eine kümmerte sich nicht um das Volksgeschrei und gab, auch wenn gesetzliche Anklagen erfolgten, den Christen selbst die juristischen Kniffe an, durch die sie, ohne ihren Glauben zu verleugnen, die Freisprechung erwirken konnten; der andere suchte sie durch die Folter zum Opfern zu zwingen und überlieferte sie, wenn sie widerstanden, dem Schwerte, dem Scheiterhaufen oder den Bestien des Amphitheaters. Auf diese Weise hing über den Gläubigen immer das Schwert des Damokles; jeden Augenblick konnten sie Angriffe erwarten, wenn diese auch nur zeitweilig und immer nur in einzelnen Provinzen eintraten. Und selbstverständlich konnte es keinem Statthalter einfallen, alle, die man als Christen kannte, hinrichten zu lassen, weil sie damals schon nach Hunderttausenden zählten. Man griff aufs Geratewohl einige wenige heraus, um sie zum Abfall zu bewegen oder sie unter scheußlichen Martern zu töten, und ließ die andern mit dem bloßen Schrecken davonkommen. Aber daß jeder neue Beamte ein Christenfeind sein, daß jedes Erdbeben, jede Pest, jeder Mißwachs ihm Vorwand werden konnte und dann kein Gläubiger seines Lebens sicher war, blieb trotzdem ein entsetzlicher Zustand. Denn auch jetzt waren es in erster Linie sichtbare Zeichen des Götterzornes, die Ausbrüche des Christenhasses herbei-

führten und zu Verfolgungen trieben. So wurde eine in Cappadocien durch heftige und wiederholte Erdbeben verursacht, die im J. 235 ganze Städte vernichteten. Die Hinrichtungen, die ihnen folgten, veranlaßten den Kaiser Maximinus Thrax zu der Verfügung, daß künftig nicht mehr jeder Bekenner, sondern nur noch die Leiter der Gemeinden strafbar sein sollten. Wie es scheint, hatte dies zur Folge, daß die Christenprozesse ganz aufhörten; denn mit gutem Grunde erkannte man aus dieser Milderung des früheren Rechts, daß der Herrscher den Anhängern des neuen Glaubens nicht feindlich gesinnt sei. Diese Neuerung konnte nicht Bestand haben, weil mit dem Tode Maximins, dem die Verurteilung seines Andenkens folgte, alle seine Gesetze hinfällig wurden. Der Rechtszustand der Christen blieb also unverändert; doch die Verfolgungen wurden auch unter seinen Nachfolgern nicht erneuert. Aber selbst wenn die Regierungen milde waren, konnte keiner der „Gottlosen“ sicher sein, daß er nicht von aufgeregten Volksmassen gesteinigt oder zerrissen wurde, sobald irgendein Zufall ihre Wut reizte.

Doch nach dem Gesetz, das die religiöse Entwicklung der Kaiserzeit durchgängig beherrscht, stieg der Glaubenseifer, der den Pöbel zu seinen Taten begeisterte, langsam von unten nach oben. Wie der neue Glaube selbst allmählich in die herrschenden Schichten eindrang, so auch der Haß seiner Gegner. Es waren zwei Strömungen gleicher Art, die hier gegeneinander brandeten. Den Kaiser Philippus betrachteten die Christen als einen der ihren; er und seine Gattin Severa empfingen Briefe des Origenes, und wenn sie sich auch nicht öffentlich zur neuen Religion bekannten, so zeigten sie ihr doch das un-

verkennbarste Wohlwollen. Man sah daher, als im 297
J. 248 Usurpatoren gegen ihn aufstanden, hierin eine Strafe der Götter, und mit gutem Grunde fürchteten die Gläubigen neue Anfechtungen. Und wirklich brach sehr bald nachher in Alexandria ein Aufstand aus, bei dem mehrere Christen von dem Pöbel erst grausam gemartert, dann teils gesteinigt, teils verbrannt wurden, ohne daß die Beamten dies zu strafen wagten. Denn schon hatte sich gegen Philipp ein neuer Prätendent erhoben, dem man andere Gesinnungen zutraute.

Darin sollte man sich nicht täuschen. Als der Christenfreund im Kampfe gegen Decius seinen Tod gefunden hatte, erkannte man wohl auch hierin ein göttliches Strafgericht, und der neue Kaiser schloß sich dieser Auffassung an. Seine Erhebung war durch einen Einfall der Gothen veranlaßt worden, die noch immer mit Mord und Brand im Reiche hausten. Wollte man dieser Plage Herr werden, so mußte man, wie Decius meinte, vor allem die Gunst der erzürnten Götter wiedergewinnen. So begann denn jetzt die erste Christenverfolgung, die sich die vollständige Ausrottung der neuen Religion zum Ziel setzte und daher nicht nur einzelne Provinzen heimsuchte, sondern über das ganze Reich verbreitet war. Bisher hatte man planlos irgendwelche beliebigen Christen der Volkswut zum Opfer gebracht; in der Regel waren es niedere Leute gewesen. Bischöfe und andere Mitglieder des Klerus waren nur sehr wenige gefallen; wie es scheint, hatte man sie eher absichtlich geschont, als aufgesucht. Denn viele von ihnen waren nicht ohne ansehnliche Verbindungen, und die christlichen Massen aufzuregen, indem man sich nicht nur an untergeordneten Gläubigen, sondern auch an ihren Führern vergriff.

298 mochte den Beamten nicht ungefährlich scheinen. Unter Decius wird dies anders. Während vorher von den römischen Bischöfen, obgleich sie den Gerichten des Kaisers am leichtesten erreichbar waren, kein einziger getötet war, fällt jetzt der Papst Fabianus schon am 21. Januar 250, ist also eins der ersten Opfer der Verfolgung. Über ein Jahr blieb sein Stuhl unbesetzt; erst als Decius Rom verließ und ein Gegenkaiser erhoben wurde, wagte man, zu einer neuen Papstwahl zu schreiten. So wurden auch in den Provinzen diesmal mehr Bischöfe hingeschlachtet, als in allen früheren Verfolgungen zusammengenommen, und die das Leben behielten, scheinen ihre Rettung meist der Flucht verdankt zu haben, falls sie sich nicht bewegen ließen, ihren Glauben zu verleugnen, was gleichfalls mitunter vorkam.

Der Schar der Christen gegenüber, die kein Gemeindeamt bekleidete, scheint Decius die Verfügung Trajans sogar gemildert zu haben. Denn unter ihm wurden die meisten Bekenner nicht hingerichtet, sondern man suchte sie durch wiederholte Folterung und lange Kerkerhaft, bei der sie durch Hunger und Durst mürbe gemacht werden sollten, zum Abfall zu verführen. Manche davon sind ihren Qualen erlegen; die Mehrzahl aber blieb am Leben und konnte, als sein früher Tod der Verfolgung ein Ende machte, in Freiheit gesetzt werden. So gewann die Kirche eine ganze Anzahl hochverehrter Bekenner, die durch ihr standhaftes Leiden berufen waren, in ihren Gemeinden führende Rollen zu übernehmen; im allgemeinen aber erwies sich das Verfahren des Decius äußerst wirksam, wenn es auch nicht imstande war, das Christentum zu zerstören.

Die Verfolgung wurde nicht mehr von brüllenden Volkshaufen eingeleitet, denen die Statthalter ein-

zelner Provinzen durch gelegentliche Hinrichtungen 299
genugzutun suchten, sondern ein kaiserliches Edikt, das überall zur Aufstellung kam, verkündete sie dem ganzen Reiche zugleich. Die Beamten, die es nicht zur Ausführung brachten, wurden mit harten Strafen bedroht. In jeder Stadt sollte eine Kommission von fünf Männern den Magistraten zur Seite treten, um alle Einwohner nach der Reihe zum Opfer heranzuziehen. Wer es dargebracht hatte, der sollte eine Bescheinigung erhalten, die ihn vor weiteren Plackereien sicherstellte; wer sich weigerte, an dem wurde die Wirkung von Gefängnis und Folter versucht. — Viele wurden durch diese Anordnungen so geschreckt, daß sie schon gleich nach der Veröffentlichung des Edikts ihr Christentum abschworen; andere versuchten zu widerstehen, verloren aber unter harten Strafen bald den Mut; viele bestachen die Mitglieder der Kommissionen, um auch ohne Opfer die Bescheinigung zu erlangen; große Scharen flüchteten in Gebirge und Wüsten oder versteckten sich unter der Bevölkerung fremder Großstädte, in denen der Opferzwang gegen jeden einzelnen schwerer durchzuführen war und namentlich die heimlich Zugewanderten der Kenntnis der Magistrate leicht entgingen. So standen die christlichen Bethäuser zwar leer, und in den Städten wurde der Schein erweckt, als wenn die alte Religion ihre Alleinherrschaft zurückerlangt habe. Doch dieser Erfolg war die furchtbare Zerrüttung aller Verhältnisse, die ihn allein herbeigeführt hatte, nicht wert, und als Decius 251 im Kampfe gegen die Gothen fiel und die Gefahr vorüber war, kehrten die Abgefallenen scharenweise in den Schoß der Kirche zurück und baten demütig um Verzeihung und Wiederaufnahme. So war der härteste Sturm, den das

Christentum bis dahin zu bestehen gehabt hatte, an ihm vorübergebraust, ohne seine Macht zu schwächen.

Doch Kaiser Gallus trat als Fortsetzer des Decius auf; zwar wurde die Verfolgung zeitweilig unterbrochen, aber sehr bald erneuert, als wieder eine Pest das Reich heimsuchte. Ein Edikt des Kaisers befahl, daß man, um die Götter zu versöhnen, jedermann zum Opfer heranziehen solle; aber diese Verfügung scheint von den Beamten nur mit großer Lauheit durchgeführt zu sein. Man war des Marterns und Hinrichtens müde geworden, ja viele mochten glauben, die Seuche selbst sei ein Beweis dafür, daß der Zorn des Himmels weniger durch die Christen, als durch den gegen sie geübten Zwang heraufbeschworen sei. Denn sie war ja aufgetreten, als der alte Glaube Sieger war und seine Gegner fast ausgerottet schienen. Schon die Mißerfolge des Decius gegen die Gothen, die mit seinem Tode ihren Abschluß fanden, konnte man als Strafe Gottes betrachten. Als jetzt noch die Pest hinzukam, wurde mancher Heide bekehrt, ja anfangs glaubte man sogar, die Christen würden gar nicht von der Plage heimgesucht werden, sondern nur ihre Widersacher. Diese Hoffnung sollte freilich täuschen; doch der Trost fehlte nicht. Erst die Verfolgung, dann Hungersnot und Pest, das waren die Anzeichen, die nach der Verkündigung des Evangeliums dem Jüngsten Tage vorhergehn sollten. Die Wiederkehr des Herrn stand unmittelbar bevor, und bald wurde sein treues Gefolge um ihn versammelt, seine Gegner in das Höllenfeuer geschleudert.

Decius war, gegen die Gothen kämpfend, nicht rühmlich gefallen, sondern in einem Sumpfe elend erstickt; Gallus starb, von seinen eigenen Truppen verraten. Nachdem die beiden Verfolger so kläglich

geendet hatten, sah Valerian sich veranlaßt, den An- 301
betern eines Gottes, der diese schreckliche Rache üben konnte, mit dienstwilliger Freundlichkeit entgegenzukommen. Doch derselbe Aberglaube, der zunächst diese günstige Folge hatte, machte wenige Jahre später den Kaiser gleichfalls zum Christenverfolger. Sein Finanzbeamter Marcus Fulvius Macrianus verstand sich auf die Hexerei und wurde, als die Not des Reiches sich immer noch verschlimmerte, von Valerian angegangen, ihr durch magische Mittel abzuhelfen. Da ihre Wirkung versagte, meinte der Zauberer, das liege an den Christen, die sich ja selber rühmten, daß ihr Gebet die Kräfte der Dämonen lähme. So begann im Sommer 257 eine neue Verfolgung, die hinter der decischen an Grausamkeit kaum zurückstand und ganz dasselbe Ende nahm. Den gottlosen Kaiser traf ein noch schwereres Strafgericht, als alle seine Vorgänger: er fiel lebendig in die Hände der Perser und endete in schmählicher Gefangenschaft. Und wieder zog sein Nachfolger Gallienus daraus die Lehre, daß die Christen Tabu seien, und gewährte ihnen, um sich den Schutz ihres starken Gottes zu sichern, diesmal sogar volle Religionsfreiheit.

So begann das Christentum, in der Welt, der es so feindlich gewesen war, sich allmählich einzuleben und trat bald mit den staatlichen Mächten in freundliche Verbindung. Als in Antiochia die Vertreter zweier christlichen Richtungen, die sich gegenseitig verketzerten, um den Besitz eines Bethauses stritten, wies man die Entscheidung dieses inneren Zwistes sogar dem Kaiser Aurelian zu, und dieser fällte den Spruch, die Bischöfe von Rom und Italien sollten erklären, welche Partei die rechtgläubige sei, und dieser dann der Besitz zufallen. In dieser Verfügung

302 erscheint nicht nur die orthodoxe Kirche als Eigentümerin eines Grundstücks, d. h. als juristische Person, sondern auch der Primat Roms in Glaubenssachen wird von Aurelian anerkannt. Demselben Kaiser sagte man freilich nach, er habe gegen das Ende seiner Regierung eine neue Verfolgung angeordnet oder doch anordnen wollen, und nur sein Tod habe den Vollzug verhindert. Doch ob dies ein bloßes Gerücht war oder ob er wirklich solche Absichten hegte, jedenfalls blieb der Frieden der Kirche fast ein halbes Jahrhundert ungestört. Hin und wieder mochte durch den Fanatismus eines Statthalters noch ein Märtyrer fallen; doch dies waren Willkürakte gewissenloser Beamten, wie sie ebenso die Heiden, wenn auch aus andern Gründen, zu ertragen hatten. In Scharen strömte das Volk in die Bethäuser, die seinem Zudrang bald nicht mehr genügten; so wurden denn in den meisten Städten prächtige Kirchen gebaut, mitunter an den vornehmsten und sichtbarsten Plätzen. Den Bischöfen erwiesen die Beamten die Ehrfurcht, welche sie in Anspruch nahmen. Da der Kaiserhof sich zum größten Teil aus Sklaven und Freigelassenen zusammensetzte, war hier die Religion des niederen Volkes schon lange heimisch geworden; doch jetzt gingen selbst Statthalter aus den Christen hervor und wurden von den sakralen Pflichten, die ihr Amt ihnen auferlegt hätte, von den Kaisern ausdrücklich entbunden. Die neue Religion stand der alten fast gleichberechtigt zur Seite; nur darin unterschied sie sich noch von ihr, daß die Kosten ihres Kultus durch private Sammlungen aufgebracht, nicht aus öffentlichen Mitteln bestritten wurden.

Auch in den ersten Jahren Diocletians wurde dies nicht anders. Sogar seine Frau und Tochter hingen dem Christentum an, und sein Caesar Constan-

tius bekannte es zwar nicht öffentlich, war ihm aber 303
heimlich ergeben (I S. 59). Dies konnte dem alten Kaiser nicht unbekannt sein; doch hatte er es geduldet, solange das Glück ihm in allen seinen Unternehmungen treu geblieben war. Nur gegen die Sekte der Manichäer hatte er Strafbefehle erlassen, was die orthodoxe Kirche anfangs gewiß mit Freude begrüßt haben wird; denn daß der Aberglaube, der sich in ihnen aussprach, auch sie bedrohte, wird ihr kaum zum Bewußtsein gekommen sein. Das Vorgehen Diocletians war nicht dadurch veranlaßt, daß jene Ketzer irgendwelche ungesetzlichen Handlungen begangen hätten, sondern er verfolgte sie nur deshalb, weil ihre Religion aus Persien herstammte. Denn als er das betreffende Gesetz erließ (31. März 297), war er eben im Begriff, gegen die Perser, mit denen er bis dahin im besten Verhältnis gestanden hatte, einen Krieg zu eröffnen, und nach dem Glauben des Heidentums wurden die Götter der Feinde, die ihn jetzt bedrohten, in demselben Maße gekräftigt, wie ihr Kultus sich ausbreitete. So waren denn auch seine Strafbestimmungen nichts weniger als milde: die Führer der feindlichen Sekte sollten mit ihren Schriften verbrannt, ihre geringeren Anhänger, wenn sie den niederen Ständen angehörten, enthauptet werden; die Vornehmeren erwartete Konfiskation ihres Vermögens und Verurteilung zur Bergwerksarbeit. Und in der Motivierung des Gesetzes stand schon der Satz, daß es strafbar sei, wenn eine neuere Religion die ältere angreife, was auch auf das Christentum Anwendung finden konnte. Aber während der Manichäismus erst kürzlich entstanden war, blickte dieses doch schon auf eine zweihundertjährige Dauer zurück und konnte daher allenfalls den älteren Religionen beigezählt

werden. Doch wenn der Kaiser mit dem Prinzip der allgemeinen Toleranz brach und dem Aberglauben des Pöbels, aus dessen Mitte er selbst hervorgegangen war, zunächst gegen die Manichäer Raum gab, was schützte davor, daß derselbe Aberglaube sich auch gegen die Christen wandte, falls ein allgemeines Landesunglück ihn wieder einmal wachrief?

Gegen das Ende seiner Regierung wurde das Reich von einer drückenden Teuerung heimgesucht, die er selbst zum Teil durch seine verkehrte Münzpolitik herbeigeführt hatte; doch war er schwerlich imstande, das einzusehn. Er suchte ihr durch sein Preisedikt entgegenzutreten, machte aber damit das Übel nur ärger. Daß alle seine Todesurteile die Untertanen nicht bewegen konnten, ihre Waren billiger abzugeben, war dem starren Kopf des Greises unbegreiflich. Er schrieb es einem ganz erstaunlichen Überhandnehmen von Geiz und Habsucht zu (II S. 235), und wo es Laster auszurotten gilt, hat man von jeher und bis auf den heutigen Tag in der Religion die einzig berufene Helferin zu finden gemeint. So war die Stimmung des Kaisers vorbereitet, als ein zufälliges Ereignis ihm den Anstoß gab, die Verfolgung zu eröffnen.

Im J. 301, während der Kaiser sich in Antiochia aufhielt, war das Preisedikt erlassen; hier verweilte er noch, als er durch Opferschauer nachforschen ließ, ob die Maßregeln, die er zum Heile des Reiches treffen wollte, guten Erfolg haben würden. Doch in den Eingeweiden der geschlachteten Tiere wollten sich die vorgeschriebenen Zeichen nicht finden lassen, und auch als man das Opfer mehrmals erneuerte, versagte seine weissagende Kraft. Da erklärten die Haruspices, die Christen, die im Hofgesinde den Kaiser umgaben und

der Eingeweideschau beiwohnten, seien an diesem 305
Mißerfolge schuld; sie hätten das Kreuz geschlagen und dadurch die Wirksamkeit der heidnischen Prophezeiung zerstört. Wie Valerian durch das Versagen von Macrians Zaubermitteln, so wurde Diocletian durch eine mißglückte Opferschau zum Verfolger. Er befahl alsbald, daß alle, die zum Hofe gehörten, zum Verleugnen ihres Glaubens gezwungen werden sollten, wenn nötig, durch Schläge. Da die meisten nicht ihren Abschied nehmen konnten — denn es waren Sklaven und Freigelassene des Herrschers —, mußten sie sich zum Opfern bequemen oder das Martyrium erleiden, wobei aber noch viele Ausnahmen geduldet wurden. Auch vor der Schlacht mußte man nach uraltem Brauch die Götterzeichen befragen, und hierfür konnten die christlichen Soldaten ein Hindernis sein; doch da sie freie Männer waren, übte man nur gegen wenige Zwang und gestattete den meisten, falls sie nicht opfern wollten, aus dem Heere auszutreten. Daß sie des Anspruchs auf Altersversorgung, den sie bei ausgedienter Zeit erworben hätten, damit verlustig wurden, versteht sich von selbst; doch im übrigen erlitten sie keinen Nachteil. Die Maßregel Diocletians war also zunächst noch eine sehr milde. Da ihm die Einholung göttlicher Zeichen für Krieg und Regierung unentbehrlich schien, beseitigte er die Christen aus den Stellungen, wo sie jene stören konnten, tastete aber ihre freie Religionsübung sonst nicht an.

Sein Mitregent Galerius war von roherer Art und demgemäß auch von derberem Aberglauben. Seine Mutter Romula war eine Barbarin, die erst von jenseit der Donau ins Reich eingewandert und von römischer Bildung so gut wie unberührt war. Sie diente den

306 alten Göttern mit heiligem Eifer, opferte fast täglich und hatte ihren kindlichen Väterglauben auch auf ihren Sohn übertragen. Dieser hatte schon vor Diocletian damit begonnen, Heer und Hof von den „Gottlosen“ zu reinigen und war dabei auch vor Todesurteilen nicht zurückgeschreckt. Er hielt es noch immer nicht für unmöglich, den christlichen Glauben auszurotten, wie vorher Decius und Valerian es versucht hatten. Er mochte glauben, daß deren Unternehmen nur darum gescheitert sei, weil man es nicht konsequent und dauernd durchgeführt habe, und war daher zu seiner Erneuerung entschlossen; denn auf das Opfer von einigen tausend Menschenleben kam es ihm nicht an. Als daher Diocletian Ende 302 die Winterquartiere in Nicomedia bezog, suchte Galerius ihn hier auf und bemühte sich, ihn zu überreden, daß er eine wirkliche Christenverfolgung ins Werk setze. Lange widerstand ihm der Greis, weil er mit Recht fürchtete, daß ein solcher Versuch sehr viel Blut kosten und doch keinen Erfolg haben werde. Da der Caesar hartnäckig auf seinem Drängen bestand, wurde mit den Spitzen der Militär- und Zivilverwaltung Rat gepflogen. Nach der Reinigung von Hof und Heer, die kurz vorhergegangen war, bestand diese Versammlung ausschließlich aus Heiden, und viele davon mochten es für vorteilhaft halten, nicht dem abgelebten Greise, dessen Regierung bald zu Ende gehn mußte, sondern dem Manne der Zukunft beizustimmen. So entschied man sich für die Meinung des Galerius; doch Diocletian zauderte noch immer. Endlich beschloß er, daß die Götter in ihrer Allwissenheit die Entscheidung geben sollten, und ließ das Branchidenorakel von Milet befragen, dessen Ausspruch natürlich zuungunsten der Christen lautete. Damit war das Schwanken des

frommgläubigen Herrschers beendet: doch hoffte er 307
noch immer, die Christen ohne Blutvergießen, einzig durch Entziehung weltlicher Vorteile, bekehren zu können, und richtete danach seine Gesetzgebung ein.

Er verfügte, daß keiner, der sich nicht zum Opfer entschließen wolle, zum Militärdienst oder zu irgendeinem Staatsamt zugelassen werden dürfe; auch wenn er den privilegierten Ständen angehöre, solle gegen ihn die Anwendung der Folter erlaubt sein; kein christlicher Sklave könne rechtsgültig freigelassen werden; vor dem Tribunal jedes Richters solle ein Altar aufgestellt werden, und beim Kriminalprozeß müsse der Ankläger, ehe die Verhandlungen beginnen könnten, darauf ein Opfer darbringen. Damit war es den Christen unmöglich gemacht, nicht nur im öffentlichen Prozeß als Kläger aufzutreten, sondern auch bei Privatdelikten, die gegen sie selbst begangen waren, wie Injurie, Ehebruch oder gewaltsame Beraubung, die Bestrafung des Täters zu veranlassen. Die Kirchen sollen zerstört, die heiligen Schriften der Christen verbrannt werden.

Die Verfolgung begann am 23. Februar 303. Auch dieser Tag war aus abergläubischen Gründen gewählt; denn er war dem Gotte der Grenzen, Terminus, heilig, was man als Omen betrachtet wissen wollte, daß hiermit das Christentum die Grenze seines Bestehens erreicht habe. Am Morgen zogen die höchsten Beamten an der Spitze eines Soldatenhaufens nach der Kirche von Nicomedia, ließen sie ausrauben und die heiligen Schriften, die man auffand, verbrennen, und machten dann das Gebäude dem Erdboden gleich.

Am nächsten Tage wurde das Edikt, dessen Inhalt wir wiedergegeben haben, durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht. Ein Christ rief höhnisch aus, da

303 seien wohl wieder einmal Sarmaten- und Gothensiege angezeigt, riß das Papier von der Mauer und zerfetzte es. Er wurde festgenommen und unter furchtbaren Qualen hingerichtet. Doch wenn er so geflissentlich den Ruhm erwarb, der erste Märtyrer dieser Verfolgung zu werden, so geschah dies auf Kosten seiner Glaubensgenossen. Denn während bisher die Christen alle Angriffe der Staatsgewalt mit schweigender Geduld ertragen hatten, trat ihr hier zum erstenmal offene Auflehnung entgegen, die nicht nur den Zorn, sondern auch, was gefährlicher war, das Mißtrauen Diocletians erregte.

Sehr bald sollte es seine Rechtfertigung finden. Kurze Zeit nach der Veröffentlichung des Edikts brannte ein Teil des Kaiserpalastes nieder, und man vermutete, wohl kaum mit Unrecht, daß Christen das Feuer angelegt hätten. Alle Mitglieder des Hofhaltes, die einer Hinneigung zur verfolgten Religion verdächtig waren, wurden unter den Augen der beiden Kaiser grausam gefoltert; doch von keinem ließ sich ein Geständnis erpressen. So blieb die Ursache des Brandes unaufgeklärt. Doch schon vierzehn Tage später brach ein neuer aus, der nur, weil man ihn rechtzeitig bemerkte, keinen großen Schaden anrichtete. Noch am selben Tage verließ Galerius Nicomedia, um, wie er erklärte, nicht durch die Christen lebendig verbrannt zu werden. Diocletian blieb allein zurück; doch jetzt war auch er in der Stimmung, um die Verfolgung mit allen Mitteln wildester Grausamkeit im Sinne seines Cäsars fortzusetzen.

Erst wurden Frau und Tochter des Kaisers zum Opfern veranlaßt, dann das Hofgesinde, soweit es sich nicht dem gleichen Zwange fügte, unter ausgesuchten Martern hingerichtet. Als die Christen die Reste der Märtyrer beigesetzt hatten, ließ Diocletian sie ausgraben

und ins Meer werfen, damit sich nicht die Ehre eines 309
Kultus an diese Reliquien knüpfe. In Nicomedia wurde jeder Christ als überführter Brandstifter behandelt, und wenn der Zufall ihn den Häschern des Kaisers in die Hände führte, ohne Urteil und Recht hingeschlachtet. Der Bischof der Stadt wurde enthauptet, seine Geistlichen und Scharen von Laien jedes Geschlechts und Alters teilten entweder sein Schicksal oder sie wurden lebendig verbrannt oder auch im Meer ertränkt.

Da kam die Nachricht, daß sich Eugenius in Syrien (I S. 18), ein anderer Usurpator in Melitene erhoben habe. Zwar wurden diese Aufstände schnell unterdrückt; aber daß man noch immer seine Herrschaft anzufechten wage, betrachtete Diocletian dennoch als eine neue Tücke des Christengottes und rächte sich an ihm durch eine weitere Ausdehnung der Verfolgung. In alle Provinzen erging die Verfügung, daß der ganze Klerus vom Bischof bis zum letzten Vorleser eingekerkert und so jeder christliche Gottesdienst unmöglich gemacht werde. Es war ein uralter Aberglaube des Heidentums, daß die Götter auf die Gaben ihrer Gläubigen angewiesen seien und durch den Kultus neue Kräfte gewännen; danach konnte Diocletian meinen, den Christengott zu schwächen und auszuhungern, wenn er ihm die Darbietungen der Gemeinden, welcher Art sie auch sein mochten, dauernd entzog. Bald darauf kam eine neue Verordnung, man solle die Gefangenen mit allen Mitteln zum Opfern zwingen. Schon die Ankündigung dieser Maßregeln trieb viele zum Abfall; andere ermatteten erst durch lange fortgesetzte und immer wiederholte Quälereien. Der Bekenner Donatus mußte sechs Jahre im Kerker zubringen, ehe ihn im J. 311 das Toleranzedikt des Galerius befreite, und wurde in dieser Zeit nicht

310 weniger als neunmal der Folter unterworfen. Doch dieser Mann blieb treu und mit ihm viele andere. Übrigens fanden die Christen in manchen Teilen des Reiches auch Unterstützung bei den Beamten, denen die zwecklose Blutarbeit selbst zuwider war. In Gallien, wo Constantius gebot, wurden zwar die Kirchen niedergerissen; doch an den Leibern der Gläubigen vergriff man sich nicht. In andern Provinzen ließen die Statthalter die Christen an die Götzenaltäre schleppen und gaben sie dann frei unter dem Vorgeben, sie hätten geopfert, auch wenn dies tatsächlich nicht der Fall war und die Bekenner mit lautem Geschrei ihre Glaubenstreue versicherten. Doch andere Beamten, die selbst der neuen Religion feindlich waren, verfuhren mit desto größerer Grausamkeit. Man erfand neue Martern und Todesarten; weder Weiber noch Kinder wurden verschont; in ganzen Scharen, bis zu hundert auf einmal, schleppte man die Christen zur Schlachtbank. Denn je mutiger sie widerstanden, desto erbitterter wurde die Verfolgung; so hatte Diocletian den milderen Grundsatz, die Gemeinden nur in ihren Häuptern zu treffen, schon nach einem Jahr aufgegeben und durch einen neuen Befehl angeordnet, daß alle Christen zum Opfern gezwungen oder hingerichtet werden sollten. Als eine kleine Stadt Phrygiens sich unter Führung ihrer Magistrate einhellig zum Christentum bekannte, wurde sie von Soldaten umstellt, damit keiner entweichen könne, und mit allen ihren Einwohnern verbrannt.

Es war ein Wüten des Aberglaubens, wie das römische Reich es noch nie gesehn hatte; das untergehende Heidentum nahm alle seine Kräfte zusammen, um sein Leben teuer zu verkaufen. Wie die neuerwachte Glaubensfreudigkeit viele Christen trieb, sich

zum Bekenntnis zu drängen und freiwillig Marter und 311
Tod zu erleiden, so begeisterte sie deren Gegner nicht nur zu erfinderischer Grausamkeit, sondern auch zu einem so zähen Ausharren in der Schlächterei, wie es nur noch in der Tätigkeit der Inquisition seinesgleichen gefunden hat. Denn es dauerte mehr als zehn Jahre, ehe 313 mit dem Siege des Licinius über Maximinus Daja die Verfolgung gänzlich erlosch (I S. 147). Allerdings hat sie sich nicht mit gleicher Furchtbarkeit und gleicher Dauer über das ganze Reich erstreckt. Wie wir schon gesehn haben, beschränkte sie Constantius in Gallien und Britannien auf das Niederreißen der Kirchen; und auch im übrigen Westen, wo Maximian gebot, scheint sie relativ milde verlaufen zu sein. Denn dieser war von Diocletian gar nicht gefragt worden, ehe die Gesetze gegen die Christen erlassen wurden, und mußte sich schon dadurch gekränkt und zur Opposition gereizt fühlen. Außerdem war er eben damals mit Galerius verfeindet, und die persönliche Gegnerschaft hat wahrscheinlich auch seine Religionspolitik beeinflußt. Dagegen ließ Maximinus Daja, sobald er Caesar geworden war, in den einzelnen Städten Listen aller Einwohner anfertigen und dann einen nach dem andern bis zu den kleinen Kindern herab zu den Opferaltären schleppen. Als dann 306 im gallischen Reichsteil Constantin, in Italien Maxentius auf den Thron gelangten, verliehen beide den Christen unbeschränkte Toleranz und stellten so im Westen des Reiches den Zustand wieder her, der vor dem Jahre 303 geherrscht hatte. Galerius aber setzte mit teuflischer Lust am Martern die Verfolgung fort, bis jene qualvolle Krankheit, in der er die Rache des Christengottes erkannte, ihn von dessen überlegener Macht überzeugte und zu dem Toleranz-

312 edikt des Jahres 311 veranlaßte, das für das ganze Reich gelten sollte. Doch wie wir schon in anderem Zusammenhange erzählt haben, versagte ihm Maximinus den Gehorsam und dehnte so in den asiatischen und ägyptischen Provinzen die Verfolgung bis in das Jahr 313 aus, in dem auch ihn sein Schicksal ereilte. Bis tief ins dritte Jahrhundert hinein war es der Pöbel gewesen, der die Bestrafung der Christen forderte, und die Herrscher hatten sich ihm nur halb widerwillig gefügt; jetzt hielten diese mit hartnäckigem Fanatismus an ihrem Glaubenskampfe fest, als auch den heidnischen Massen das Blutvergießen längst zum Ekel geworden war.

So zahlreich die Christen waren und so gering sie ihr diesseitiges Leben schätzten, haben sie doch niemals versucht, durch kühnen Aufstand sich ihrer Peiniger zu erwehren. Sie beugten sich allem, was die heidnische Obrigkeit über sie verhängte, und zeigten ihren Mut nur im Ertragen. Nicht kämpfend, sondern duldend, hat das Christentum den Sieg errungen und sich eben dadurch als das echte Kind jener tatenscheuen Zeit erwiesen. Doch kaum war ihm der Friede gewährt, so stürzte es sich selbst in neue Kriege, aber nicht gegen Heiden und Verfolger, sondern gegen die eigenen Genossen, deren Irrtümer ihm zu Verbrechen wurden. Der Kampf gegen die Ketzerei hatte zwar niemals geruht, solange es ein Christentum gab, aber die streitende Kirche hatte ihn in ihrem Innern ausfechten müssen: die triumphierende machte den Staat zu ihrem Bundesgenossen, und da sie sich jetzt seiner Machtmittel bedienen konnte, gewannen ihre Zwistigkeiten größere Tragweite und schwerere Unheilswirkung.

Elftes Kapitel.

Der Donatismus.

Im Reichsteil Maximians war die Verfolgung nur 313
sehr lau betrieben worden. Keiner wurde vor Gericht gefragt, ob er Christ sei, oder zum Opfern gezwungen. Einzelne Bischöfe wollte man zwar dazu veranlassen, doch scheint man gegen sie weder die Folter benutzt noch die widerstrebenden hingerichtet zu haben. Selbst die Kirchen wurden zwar verwüstet und geschlossen, doch ließ man sie entweder gar nicht oder doch nur ausnahmsweise niederreißen, wahrscheinlich weil man es nicht der Mühe wert fand, die Kosten aufzuwenden, welche diese Arbeit erfordert hätte. Nur gottesdienstliche Versammlungen waren verboten, und wenn man sie dennoch abhielt, wurden die Teilnehmer hart, aber doch nicht mit dem Tode, bestraft. Vor allem aber fahndete man nach den heiligen Schriften der Christen, um sie öffentlich zu verbrennen, und wurde ihre Auslieferung verweigert oder hatte man Grund zu der Annahme, daß sie versteckt gehalten wurden, so wandte man zu ihrer Erlangung auch die Folter an. So gab es denn in der westlichen Reichshälfte keine Bekenner im eigentlichen Sinne; der Heldenmut der Gläubigen konnte sich nur darin betätigen, daß sie geheimen Gottesdiensten beiwohnten und die heiligen Schriften vor dem Feuer

314 bewahrten. Die Frage, unter welchen Bedingungen man die Abgefallenen (*lapsi*) wieder in den Schoß der Kirche aufnehmen dürfe, wurde daher, wie wir später sehn werden, zwar in den östlichen Reichsteilen sehr brennend, doch in den westlichen brauchte man sie gar nicht zu stellen. Denn da der Bekehrungseifer des Heidentums sich hier in bescheidenen Grenzen hielt, gab es eben nur sehr wenige Lapsi, und diese waren wohl ausnahmslos recht schlechte Christen gewesen, die nichts dagegen hatten, bei der Religion, die man ihnen mit mildem Zwange aufgedrängt hatte, dauernd zu verbleiben. Als Verräter an der Sache ihres Glaubens, mit denen die kirchliche Strafgewalt sich zu befassen hatte, erscheinen daher im Westen fast nur die Traditores, d. h. diejenigen, welche heilige Schriften, Abendmahlsbecher oder sonstiges Kirchengerät ausgeliefert hatten.

Doch als nach dem Ende der Verfolgung der Zorn der Christenheit sich gegen diese Sünder wandte, war es sehr schwer festzustellen, wer zu ihnen gehörte. Als die städtischen Beamten kamen, um den kaiserlichen Befehl auszuführen, war einer nicht zu Hause gewesen, hatte aber seine Bücher auch nicht versteckt, so daß man sie leicht finden und mitnehmen konnte; ein anderer erklärte, nur ketzerische oder medizinische Schriften, ein dritter, nur unbedeutende Traktätchen ausgeliefert zu haben, und da die *corpora delicti* verbrannt waren, ließen sich derartige Behauptungen nicht widerlegen. Denn unwahrscheinlich waren sie nicht, weil viele Beamte nur widerwillig die Verfolger spielten und sich nicht ungern täuschen ließen; sie erklärten sich befriedigt, wenn man ihnen ein paar Bücherrollen in die Hand steckte, die sie verbrennen konnten, und sahen nicht zu genau nach, ob es auch

die rechten waren. So konnte mancher Bischof als 315
Traditor verdächtigt werden, der es in Wirklichkeit nicht war. Doch wo nicht offene Weigerung und standhaft ertragene Folterqualen die Unschuld bezeugten, was nur selten der Fall war, da ließ sie sich 5
ebensowenig beweisen, wie die Schuld. Als im J. 305 in dem numidischen Cirta elf Bischöfe zum Zweck einer Ordination heimlich zusammenkamen, wurde vor der heiligen Handlung die Frage aufgeworfen, ob keiner von ihnen sich durch Traditio befleckt und 10
dadurch unwürdig gemacht habe, an jener teilzunehmen. Da stellte man fest, daß nur drei von jedem Verdacht rein waren, und beschloß, von weiterer Untersuchung abzusehen und das Urteil Gott zu überlassen. So war man während der Verfolgung sehr 15
milde, weil wenige sich ganz schuldlos fühlten und über allen die Gefahr noch schwebte; doch als sie vorüber war, wurde der Vorwurf der Traditio ernster genommen. Man machte ihn zur Waffe gegen jeden mißliebigen Bischof, während man ihn bei solchen, 20
denen man wohlwollte, nur zu gerne totschwieg.

Doch je seltener in dieser Verfolgung die Märtyrerkrone erworben wurde, desto strahlender erschien sie, desto mehr beschäftigte sie die Phantasie der Gläubigen, namentlich im niederen Volke. Während die 25
Häupter der Kirche die goldenen Brücken, die man ihnen bereitwillig baute, gern zu einem möglichst ehrenvollen Rückzuge benutzten, erstanden aus der namenlosen Masse todesmutige Kämpfer. Nicht immer gingen sie aus den lautersten Elementen der 30
Gemeinden hervor: Schuldner des Fiskus, die ohnehin Marter und Gefängnis zu erwarten hatten (II S. 298), wollten sie lieber durch ruhmvolle Bekennerschaft verdienen; schwere Sünder jeder Art hofften durch die

316 Bluttaufe des Martyriums alle ihre Frevel abzuwaschen; arme Teufel, die zu Hause nichts zu beißen und zu brechen hatten, ließen sich im Kerker gern von ihren Bewunderern ernähren und konnten, wenn sie freikamen, noch hübsche Geldgeschenke heimbringen. Solche Leute und mit ihnen wohl auch mancher ehrliche Fanatiker zeigten selbst an, daß sie heilige Schriften besäßen, sie aber nicht hergeben wollten, um so die Strafe des Gesetzes herauszufordern. Und ihr Beispiel wirkte weiter: unter dem noch unerklärten Namen der Cotopices taten sich ganze Scharen zu einer Art von mönchischem Orden zusammen, dessen Ziel war, das Martyrium zu erwerben. Männer und Weiber gemischt, zogen sie ohne festen Wohnsitz als Wallfahrer zu den Gräbern der Heiligen, um sich an deren Beispiel zu begeistern und durch Gebet auf den Tod vorzubereiten. So gestärkt, erschienen sie bei den Jahrmärkten und Festen der Heiden und störten deren Gottesdienst, um sich von ihnen totschlagen zu lassen. Doch ehe sie dies glorreiche Ende fanden, genossen sie noch den Rest des Lebens, so gut es ging. Unter den Weibern, die mit ihnen umherzogen, wollten viele für reine Jungfrauen gelten; aber da sie bereit waren, jede Sünde durch ihr Martyrium gutzumachen, nahmen sie es mit der Reinheit nicht gar zu genau. Ihre Nahrung fanden diese Horden wohl durch Betteln, wurden aber von ihren Gläubigen nicht schlecht bewirtet und kräftigten sich für ihr letztes Stündlein gern durch einen tüchtigen Trunk, so daß die Andachten, die sie an den Gräbern ihrer Märtyrer verrichteten, oft in wüste Orgien übergingen. Man belegte sie daher sehr bald mit dem Spottnamen der Circumcellionen, d. h. derjenigen, die sich bei den Speisekammern herumtreiben.

Bischof von Karthago und als solcher Primas der 317
afrikanischen Provinzen war zur Zeit der Verfolgung Mensurius, ein vernünftiger und gemäßigter Mann. Er hatte die Folter vermieden, indem er zwar nichts auslieferte, aber doch auch nicht verhinderte, daß man in seiner Kirche etwas fand; wie er später behauptete, waren es nur ketzerische Schriften gewesen. Diejenigen, welche sich zum Martyrium drängten, verurteilte er und forderte die andern Bischöfe brieflich auf, ihnen keine Verehrung zu erweisen. In seinem Sinne wirkte auch sein erster Diakon Caecilianus. Er suchte die Mitglieder der Gemeinde davon zurückzuhalten, daß sie denen, die sich geflissentlich hatten einkerkern lassen, Speisen in das Gefängnis brachten, und trat auch sonst dem Märtyrerkultus, der sich eben damals auszubreiten begann, energisch entgegen. Eine reiche Karthagerin Lucilla bewahrte einen Totenkopf, der angeblich von einem Märtyrer herstammte, und pflegte ihn jedesmal vorher zu küssen, wenn sie das Abendmahl empfing. Dieser abergläubische Unfug wurde ihr durch Caecilian öffentlich verwiesen, wodurch er sie selbst und mit ihr eine große Partei sich zu Feinden machte. Namentlich der junge Donatus tat sich unter seinen Gegnern hervor und eröffnete so einen Kampf, der das Leben beider Männer bis zu seinem Ende ausfüllen und in der afrikanischen Kirche wilde Verwirrung stiften sollte.

Wenn Mensurius kein überflüssiges Martyrium auf sich nahm und auch seine Gemeinde nach Kräften daran verhinderte, so sollte er doch bald beweisen, daß es ihm trotzdem an Mut nicht fehlte. Ein Diakon seiner Kirche hatte sich dazu hinreißen lassen, in einem Briefe die Kaiser als Tyrannen zu schmähen. Als dies verraten wurde, suchte er Schutz bei seinem

318 Bischof, und Mensurius wagte es, seine Auslieferung zu verweigern. Wie mild die Verfolgung im ganzen war, ersieht man daraus, daß man nicht gleich Gewalt gegen ihn brauchte, sondern an den Kaiser berichtete. Dieser befahl, daß der widerspenstige Bischof, wenn er den Diakonen nicht preisgebe, zur Aburteilung an den Hof geschickt werde. Es geschah, und Mensurius wurde freigesprochen, starb aber vor seiner Heimkehr, und da man keine Neuwahl wagte, blieb sein Stuhl einstweilen unbesetzt.

Da gab ein Gesetz des Maxentius der Kirche ihren Frieden wieder, und Anfang 307 sollte in Karthago eine Synode stattfinden, um für Mensurius einen Nachfolger zu bestellen. Zu dieser ersten großen Versammlung, die ihnen nach der Verfolgung gestattet war, eilten die Bischöfe aus allen Teilen der afrikanischen Diözese wie zu einem freudigen Siegesfest herbei. Doch man wartete ihre Ankunft nicht ab, sondern schritt zur Wahl, sobald nur drei, die kleinste Zahl, welche die kirchliche Sitte für eine Ordination zuließ (S. 275), aus der nächsten Umgebung in Karthago eingetroffen waren. Sie entschieden sich für jenen heftig angefeindeten Caecilian. Er wurde der Gemeinde vorgestellt, durch ihre Akklamation legalisiert und empfing die Weihe durch Felix, den Bischof des kleinen Städtchens Aptungi. Eine so unbedeutende Persönlichkeit, die noch dazu von dem Verdachte der Traditio nicht ganz frei war, mußte den Primas von Afrika ordinieren! Daß man die Wahl so beschleunigte und nicht noch einige Tage wartete, bis zahlreichere und ansehnlichere Kirchenhäupter angelangt waren, die ihr größere Feierlichkeit hätten geben können, ist gewiß nicht ohne hinterhaltige Absicht geschehen. Doch von den vorgeschriebenen Formen des kirchlichen Her-

kommens war keine verletzt worden: mithin war 319
Caecilian rechtmäßiger Bischof von Karthago.

Als diejenigen, welche an der Synode hatten teilnehmen wollen, aus den ferneren Gegenden, namentlich aus Numidien, in der Hauptstadt Afrikas ankamen, standen sie vor der vollendeten Tatsache; aber da sie sich übertölpelt fühlen mußten, ist es leicht begreiflich, daß sie sich ihr nicht fügen wollten. Zudem gab es in Karthago selbst eine große Partei, die unter Führung des Donatus und der Lucilla dahin wirkte, daß Caecilian die Anerkennung versagt werde. Und die reiche Frau war gern bereit, sich den Sturz ihres Beleidigers etwas kosten zu lassen: es wurde später gerichtlich nachgewiesen, daß sie 400 Folles, das sind über 45 000 Mark, zu Bestechungen verwandt hatte, um zweifelhafte Stimmen für ihre Sache zu gewinnen. So traten denn die Gegner Caecilians zu einer neuen Synode zusammen, die nicht weniger als siebzig Bischöfe vereinigte. Schon die große Zahl mußte ihr, wie man glaubte, genügende Autorität verleihen, um den Beschluß der Vertreter von drei unbedeutenden Kleinstädten, die ihn eingesetzt hatten, umstoßen zu können. Doch nach der kirchlichen Überlieferung beruhte das Recht des Bischofs nicht auf der Wahl seiner Kollegen, sondern auf der Akklamation des Volkes (S. 274), die dem Caecilian zweifellos zuteil geworden war; und weder seine Lebensführung noch seine Rechtgläubigkeit gab zu Bedenken Anlaß, die seine Absetzung gerechtfertigt hätten. Doch wenn man nach Vorwänden sucht, findet man sie auch. Man behandelte daher den Verdacht der Traditio, der gegen Felix von Aptungi vorlag, als wenn er bewiesen wäre; dieser sei also vom Christentum abgefallen, und die Ordination, die er vollzogen

320 habe, müsse für nichtig gelten. Caecilian hatte das Konzil in seine Kirche eingeladen, wo er sich persönlich vor ihm verteidigen wollte; doch hatte man dies zurückgewiesen und sich in einem Privathause versammelt, um nichts mit dem zu tun zu haben, der durch einen Traditor befleckt war. Jetzt erbot er sich, diesen Fehler zu beseitigen, indem er sich von irgendeinem der Siebzig noch einmal ordinieren lasse, gab aber damit seinen Feinden nur Waffen in die Hand. Denn nun konnten sie mit Recht behaupten, er selbst habe anerkannt, daß seine Weihe ungültig sei. So erklärte man denn den Stuhl von Karthago für unbesetzt und schritt zu einer Neuwahl. Da Donatus wahrscheinlich noch zu jung war, fiel sie auf einen andern Freund der Lucilla, Majorinus, der unter Mensurius Lector gewesen war. Und in der Gemeinde hatte man genügend agitiert, um leicht einen Volkshaufen zu finden, dessen Geschrei Caecilian mit Schmähungen überhäufte und Majorinus als Ersatz für ihn jubelnd begrüßte. Da jener nicht weichen wollte, wurde noch von Karthago aus ein Synodalbrief in alle Welt verschickt, der jedermann kund und zu wissen tat, daß Caecilian durch einen Traditor geweiht und nur Majorinus als rechtmäßiger Primas von Afrika zu betrachten sei.

So bildete sich eine Spaltung in der afrikanischen Kirche, die noch jahrhundertelang wilde Feindschaft und blutige Kämpfe hervorrufen sollte. Kein prinzipieller Gegensatz hatte sie hervorgerufen, sondern nur eine erbärmliche Personenfrage. Um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, hatte Caecilian, da er auf die Mehrheit der afrikanischen Bischöfe nicht rechnen konnte, sich durch eine kleine Minderheit sicherer Leute wählen lassen, und später hatten die Betrogenen nicht die

Ruhe, eine unumstößliche Tatsache als gegeben hin- 321
zunehmen, und er selbst nicht die Entsagung, auf das erschlichene Bistum um des kirchlichen Friedens willen zu verzichten. So standen sich denn die Parteien kampfesfreudig gegenüber. Caecilian konnte sich darauf berufen, daß er rechtlich und tatsächlich im Besitz der Würde gewesen sei, als sein Lektor gegen ihn erhoben wurde, daß dieser also als Schismatiker und Aufrührer gegen seinen rechtmäßigen Bischof zu gelten habe; Majorin dagegen stützte sich auf die große Mehrheit des afrikanischen Klerus, was dogmatisch gar nicht ins Gewicht fiel, desto mehr aber praktisch. Doch hatte man dieser tatsächlichen Übermacht auch ein dogmatisches Mäntelchen umgehängt, indem man den Ordinator Caecilians für einen Traditor erklärte. Freilich waren die Bischöfe, die gegen ihn auftraten, zum allergrößten Teil in derselben Mitschuld und Verdammnis; wenn man nicht auch sie anklagte, so geschah dies nur, weil man gar zu umfassende Untersuchungen mit gutem Grunde scheute. Denn was hätte aus der afrikanischen Kirche werden sollen, wenn drei Viertel ihrer Geistlichkeit nicht in der Lage war, sich von jedem Verdacht zu reinigen, und ihre Ämter niederlegen mußte! Trotzdem hatte man die Stirn, den Anhang Caecilians als Kirche der Traditoren zu brandmarken und sich selbst die Kirche der Wahrheit Christi, die reine Kirche, die Nachfolge der Märtyrer zu nennen. Damit hatte man ein Stichwort gewonnen, das sehr geeignet war, erregend auf die Massen zu wirken, vor allem aber die streitbaren Horden der Circumcellionen für den Dienst Majorins und seiner Anhänger warb.

Vielleicht wäre der Sturm zu stillen gewesen, wenn man sich gleich anfangs an eine Autorität hätte

322 wenden können, die, außerhalb der afrikanischen Kirche stehend und von ihren Gegensätzen unberührt, als unparteiischer Schiedsrichter anerkannt werden konnte. Doch sehr bald nach dem Ausbruch des Schismas erhob sich in Afrika der Usurpator Alexander, der allen andern Kaisern feindlich gegenüberstand und so sein Machtgebiet von dem ganzen übrigen Reich völlig isolierte (I S. 94). Dadurch sah sich die Christenheit der Diözese darauf angewiesen, ihren Zwist unter sich auszumachen, und die Folge war, daß er sich immer mehr verschärfte. Schon die Zeit an sich mußte dazu beitragen, den Zusammenhang jeder der beiden Parteien innerlich zu festigen. In der Furcht vor Ketzereien hatte man das gemeine Volk gelehrt, daß es nicht selbst über die Wahrheiten der Religion nachzudenken, sondern blindlings den Lehren seiner Bischöfe zu folgen habe (S. 271). Dies tat es jetzt um so freudiger, als die kürzlich überstandene Not der Verfolgung Hirt und Herde in ein noch innigeres Verhältnis gebracht hatte, als es auch sonst zu herrschen pflegte. So entschieden sich die einzelnen Gemeinden für oder gegen Caecilian, je nachdem es ihre Leiter taten, und unter diesen waren die Gegner viel zahlreicher als die Freunde. Konnten sie doch einige Jahre später ein Konzil von nicht weniger als zweihundertsiebzig Bischöfen vereinigen. Alle diese wetterten gegen die Traditoren, wie die Anhänger Caecilians gegen die Schismatiker, die den kaum hergestellten Frieden der Kirche aufs neue störten. Tausend Predigten malten den Gemeinden die Verworfenheit der Gegner in den dunkelsten Farben; man redete sich in seinen Haß immer tiefer hinein, und wo zwei Bischöfe sich gegenüberstanden, wie in Karthago und bald auch in andern Städten, da wird

es unter den Massen ihres niederen Anhangs gewiß 323
nicht an Prügeleien und selbst an blutigen Kämpfen gefehlt haben. Doch über die sechs Jahre, welche für die Ausbreitung und Festigung des Schismas jedenfalls die entscheidenden waren, fehlen uns alle Nachrichten. Erst von dem Zeitpunkt an, wo Constantin durch die Schlacht an der Milvischen Brücke sich nicht nur Italien, sondern auch Afrika unterwarf, beginnen die Quellen über die Kirche dieser Diözese wieder zu fließen.

Bei dem Feldzuge gegen Maxentius befand sich der spanische Bischof Hosius von Corduba als geistlicher Berater in der Umgebung des Kaisers (I S. 455). Die Trennung der Erdteile, welche die Straße von Gibraltar bewirkt, war damals von so geringer Bedeutung, daß die Provinz Tingitania, die annähernd dem heutigen Marokko entspricht, nicht der afrikanischen Diözese, sondern der spanischen zugerechnet wurde. Da das Bistum des Hosius dieser angehörte, war er über die Kirchenspaltung unterrichtet und hatte gegen Majorinus, der ja nach den Regeln der kirchlichen Tradition von seinem wohlbestellten Bischof abgefallen war, Partei genommen. Als daher Constantin nach seinem Einzug in Rom der afrikanischen Kirche eine bedeutende Geldsumme zuwies, legte er ihre Verteilung in die Hände Caecilians und verfügte sehr bald darauf, daß nur die Kleriker, welche ihm treugeblieben waren, von den munizipalen Lasten befreit sein sollten. Als dies im Februar 313 in Karthago veröffentlicht wurde, erschien die Gegenpartei, begleitet von einer Volksmenge, vor dem Prokonsul Anullinus und überreichte ihm eine Anklageschrift gegen Caecilian zur Beförderung an den Kaiser. Nach den Grundsätzen, die dieser immer befolgt hat, wies er es

324 von sich, in einen innerkirchlichen Streit kraft seiner weltlichen Hoheitsrechte einzugreifen, und übertrug die Entscheidung dem Bischof Miltiades von Rom, dessen Primat damals schon in der ganzen Christenheit anerkannt war. Er sollte eine Anzahl italienischer Bischöfe um sich versammeln, denen Constantin nach seiner eigenen Wahl noch drei gallische hinzufügte. Vor diesem Gericht sollte Caecilian mit zehn Anhängern aus dem Episkopat von Afrika und ebensoviel Gegnern sich stellen und beide Parteien ihre Sache führen. Unterdessen starb Majorinus, und wenn man eine Neuwahl für ihn unterließ, konnte die Einigkeit hergestellt sein. Doch an die Person des ersten christlichen Kaisers knüpften alle kirchlichen Richtungen die ausschweifendsten Hoffnungen, und da „die Kirche der Reinen“ sich in den sechs Jahren, die sie schon bestand, immer tiefer in die Überzeugung hineingepredigt hatte, daß das Recht zweifellos auf ihrer Seite sei, wollte sie sich dem Nachfolger der Traditoren nicht unterwerfen. So wählte sie zu ihrem Metropoliten jeden Donatus, nach dem die Partei bald den Namen der Donatisten erhielt.

Natürlich trug dies nicht dazu bei, die Synode, zu der sich neunzehn Bischöfe am 2. Oktober 313 in Rom versammelten, für die Gegner Caecilians günstig zu stimmen. Da ihre Sache sich in der Schwebe befand, hätten sie jedenfalls mit der Neuwahl warten müssen, bis die Entscheidung gefallen war. Doch konnte man allerdings mit Sicherheit voraussehen, daß der Primas von Afrika, wenn kein Gegenbischof aufgestellt wurde, einfach seine Bestätigung empfing und höchstens, um den Anklägern genugzutun, durch Miltiades selbst neu ordiniert wurde. Man zog es daher vor, den Bischof von Rom vor eine vollendete

Tatsache zu stellen, wie es Caecilian vorher mit seinen Gegnern gemacht hatte. Daß dessen Wahl nicht einwandfrei gewesen war und siebzig Bischöfe sie verworfen hatten, hätte unmittelbar nach derselben vielleicht genügt, um seine Absetzung herbeizuführen. Doch jetzt, wo er sich schon sechs Jahre auf seinem Bischofsthron behauptet hatte, mußten die viel jüngeren Rechte des Donatus natürlich hinter den seinen zurücktreten. Denn gegen seine Person wußte man nichts weiter vorzubringen, als daß die Volkshaufen, welche dem Majorinus anhingen, Schmähungen gegen ihn ausgestoßen hatten; aber den Inhalt derselben durch sichere Zeugnisse zu beglaubigen, war man außerstande. So gestaltete sich gleich am ersten Tage die Verhandlungen für Caecilian so günstig, daß Donatus es vorzog, später gar nicht mehr vor der Synode zu erscheinen, weil ihm dadurch gegen ihren Spruch wenigstens der Einwand blieb, daß er abwesend verurteilt sei. Denn der Vorwurf, daß sein Gegner durch einen Traditor geweiht sei, wurde als unerheblich zurückgewiesen. Wie hätte er auch bei Miltiades und seiner Synode Eindruck machen können? Hatte man doch in Rom selbst gleich beim Beginn der Verfolgung das ganze bewegliche Eigentum der Kirche an den Stadtpraefecten ausgeliefert, und Miltiades hatte die Diakone, welche diese Traditio vollzogen hatten, ruhig in ihren Stellungen belassen. So lautete denn der Spruch, daß die Donatisten nach ihrer eigenen Erklärung gegen Caecilian selbst nichts vorzubringen hätten, und daß er folglich in seiner Stellung zu belassen sei. Donatus, dessen junge Rechte noch nicht fest gewurzelt schienen, glaubte man bedingungslos verurteilen zu dürfen; doch den übrigen Klerus Afrikas, der sich dem Schisma angeschlossen hatte,

326 wollte man durch Milde gewinnen. Alle Geistlichen, die Majorinus und seine Parteigänger ordiniert hatten, wurden daher in ihren Ämtern und Würden anerkannt; wo Gegenbischöfe nebeneinanderstanden, sollte derjenige in seiner Stellung bleiben, der sie zuerst angetreten hatte, ohne Rücksicht darauf, aus welcher Partei er hervorgegangen war; dem andern, der zurücktreten mußte, sollte irgendein erledigtes Bistum zugewiesen werden. So wurde Caecilian zwar gerechtfertigt, aber auch seine Gegner nicht unbedingt verurteilt.

Dieser halbe Erfolg machte den Donatisten Mut. Sogleich richteten sie eine Beschwerde an den Kaiser, daß das Konzil nicht zahlreich genug gewesen sei und ihre Anklagepunkte, namentlich den, daß Caecilian durch einen Traditor ordiniert worden sei, nicht genügend geprüft habe. Auch Constantin mochte empfinden, daß die große Mehrzahl der afrikanischen Bischöfe doch zu berücksichtigen sei, und daß ihr Groll gegen Caecilian nicht ganz grundlos sein könne. Er nahm daher die Beschwerde an, entschied aber wieder nicht selbst, sondern übertrug die Nachprüfung des römischen Richterspruchs einer größeren Synode, die sich aus möglichst vielen Provinzen zusammensetzen sollte. Am 1. August 314 versammelten sich in Arles dreiunddreißig Bischöfe und beschlossen, daß, wenn man einen Geistlichen nicht nur, wie die Donatisten es dem Felix gegenüber taten, mit Worten der Traditio beschuldige, sondern sie ihm aktenmäßig nachweise, er abzusetzen sei; aber auch falls dies eintrete, seien die Ordinationen, die er vollzogen habe, als gültig zu betrachten. So war Caecilian abermals bestätigt, und gegen Felix begann, als der Synodalbeschluß kaum nach Afrika gelangt war, sogleich die Untersuchung. Doch die Beweise waren un-

zureichend, und am 15. Februar 315 entschied der 317
Prokonsul Aelianus, daß die Beschuldigung unbegründet sei.

Von den Anklägern Caecilians, die in Arles die Sache der Donatisten geführt hatten, hatte sich die Mehrzahl dem Spruche des Konzils, sobald er bekanntgegeben war, unterworfen und war in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Doch einige blieben hartnäckig und appellierten wieder an den Kaiser, was diesen tief empörte. Denn seinem frommen Empfinden galt die Entscheidung einer Bischofsversammlung, über welcher der Heilige Geist waltete, als wenn Gott selbst entschieden habe, und die weltliche Macht dagegen anzurufen, betrachtete er als argen Frevel. Er gab daher, noch ehe das Konzil auseinandergegangen war, den Befehl, die Widerspenstigen an seinen Hof zu befördern, wo er sie festhalten wollte, damit sie in Afrika keinen Aufruhr stifteten. Zugleich wurden die afrikanischen Beamten angewiesen, alle, die noch am Donatismus festhielten, ihm gleichfalls zuzusenden. Constantin mochte glauben, daß nur eine kleine Zahl unverbesserlicher Ketzer sich dem Urteil zweier Synoden widersetzen werde; aber darin sollte er sich täuschen. Sein naher Bischof galt dem Afrikaner mehr als ein fernes Konzil; jener hatte allsonntäglich gepredigt, daß Caecilian der Vertreter der Traditoren und jede Berührung mit ihm und seinen Genossen befleckend sei, und an diesem Glauben hielt man fest, mochten auch noch so viele fremde Bischöfe anders denken. So war der Befehl des Kaisers unausführbar; der ganze Schiffsbestand des römischen Reiches hätte nicht genügt, ihm alle afrikanischen Ketzer zuzutragen. Und kaum war das Konzil geschlossen, so brach der erste Krieg gegen Licinius aus,

328 der Constantin bis in das ferne Thrakien führte und seine Aufmerksamkeit einstweilen von der donatistischen Frage ablenkte (I S. 153).

Unterdessen wird er durch Berichte der afrikanischen Beamten erfahren haben, daß keineswegs, wie er gehofft haben mochte, das Schisma zu Ende sei. So beschloß er denn, die Macht seiner persönlichen Einwirkung an den Führern der Donatisten zu versuchen, und nahm zu diesem Zweck ihre Appellation an. Im Sommer 315 gedachte er in Rom sein zehnjähriges Regierungsjubiläum zu feiern; dort sollten Vertreter der Parteien mit ihm zusammentreffen und sein endgültiges Urteil vernehmen. Die Donatisten kamen und forderten, als Caecilian zunächst noch ausblieb, daß Untersuchung und Entscheidung ihrer Sache durch vom Kaiser ernannte Richter in Afrika erfolgen solle, wo sie durch ihre zahlreiche Gefolgschaft Eindruck zu machen hofften. Da Constantin sich überzeugt hatte, daß auch sein Kaiserwort auf diese harten Köpfe keine Wirkung übte, gestand er es ihnen zu; doch schon wenige Tage später widerrief er seine Anordnung, weil er fürchtete, daß die Verhandlungen in Afrika Unruhen hervorrufen könnten. Er befahl den Donatisten, am Hoflager zu bleiben, wo er demnächst auch die Ankunft Caecilians erwartete, um dann nach Anhörung beider Parteien sein Urteil zu fällen. Doch auf die früher gegebene Erlaubnis gestützt, waren die einflußreichsten Führer des Schismas schon in ihre Heimat zurückgekehrt. Dies ärgerte den Kaiser um so mehr, als er selbst durch sein Schwanken daran schuld war. Er behandelte die noch zurückgebliebenen Donatisten als fluchtverdächtig und ließ sie unter Bewachung nach Mailand führen, wohin er sich Ende September 315 von Rom aus begab. Hier

traf endlich auch Caecilian ein und erlangte zum 329
drittenmal seine unbedingte Bestätigung. Seine Ankläger blieben Gefangene und mußten als solche das Hoflager auch nach Trier begleiten. Zugleich scheint Constantin den Befehl gegeben zu haben, daß die andern Donatistenführer aus Afrika fortgeschafft werden sollten.

Hier müssen die Nachrichten von den wiederholten Verurteilungen der Donatisten, die ihre Anhänger natürlich für ungerecht hielten, schon lang eine Gährung unter dem Volk hervorgerufen haben. Die Circumcellionen konnten das heißersehnte Martyrium jetzt nicht mehr im Streite gegen das Heidentum finden; sie mußten es daher mit Freude begrüßen, daß die weltliche Macht, die kurz vorher die Christen verfolgt hatte, sich nun der Traditoren annahm und ihrem Orden so einen neuen Kampfplatz eröffnete. Unter Führung eines gewissen Maenalius erregten sie im Winter 315/16 einen Aufruhr, den der Dux Leontius mit Waffengewalt niederschlagen mußte. Diese Nachricht machte auf Constantin einen tiefen Eindruck: er selbst beugte sich vor den heiligen Märtyrern in gläubiger Verehrung, und jetzt waren Männer und Frauen, die unter der Fahne des Martyriums fochten, unter den Streichen seiner Soldaten gefallen. Wohl war er überzeugt, daß dies Martyrium ein falsches sei, doch widerstrebte es ihm, einer christlichen Partei als Verfolger zu gelten. Er sah, daß es leichter war, mit den Heeren des Licinius fertig zu werden, als mit fanatisierten Christen, und verzichtete auf den weiteren Kampf. Am 27. Februar 316 wurden die Donatisten, die noch als Gefangene in Trier weilten, in ihre Heimat entlassen, wo ihr Einzug gewiß einem Triumphe glich. Die afrikanischen Beamten empfingen den Be-

330 fehl, das Schisma sich selbst zu überlassen, und die katholischen Bischöfe wurden vom Kaiser in einem freundlichen Schreiben ermahnt, die Unbill, die sie jetzt ihrerseits durch die Circumcellionen zu erdulden hatten, als gottwohlgefälliges Martyrium hinzunehmen. So wurde der Welt das sonderbare Schauspiel geboten, daß die Kirche, zu welcher der Herrscher selbst sich bekannte, nach seiner eigenen Mahnung sich in die Rolle der Verfolgten finden mußte.

Über vier Jahre hatte dieser lächerliche Zustand gedauert, als ein öffentlicher Skandal den Kaiser zu einer neuen Änderung seiner afrikanischen Kirchenpolitik veranlaßte. Der Bischof Silvanus von Cirta hatte zu denjenigen gehört, die auf dem Konzil der Siebzig die Traditoren am schärfsten verurteilt hatten. Jetzt veruneinigte er sich mit seinem Diakonen Nundinarius, und dieser führte am 13. Dezember 320 vor Gericht den Beweis, daß Lucilla den Silvanus durch Bestechung zu seinem Votum veranlaßt habe, daß er kirchliche Ämter für Geld verleihe und — selbst ein Traditor sei. Bei dieser Gelegenheit kam auch das Protokoll der Synode von Cirta zutage, welche dem Silvanus die Bischofsweihe erteilt hatte (S. 320). Aus ihm ersah man, daß von seinen elf Ordinatoren nicht weniger als acht sich mehr oder minder verschämt zur Traditio bekannt hatten, und auch von diesen Ehrenmännern waren die meisten erbitterte Gegner Caecilians. Wenn man sie jetzt allesamt absetzte, so wurde damit nur der Kanon des Konzils von Arles erfüllt, den die Donatisten selbst gegen Felix von Aptungi erwirkt hatten (S. 331). Doch mußte man fürchten, daß, falls sie in ihren früheren Sprengeln wohnen blieben, durch sie Unruhen hervorgerufen würden. Constantin verschärfte daher ihre Strafe

durch Verbannung und bestimmte zugleich, daß den 331
Gemeinden, die mit Caecilian nicht kommunizieren wollten, ihre Kirche genommen und, wenn sie sich in Privathäusern versammelten, diese für den Fiskus eingezogen werden sollten.

Natürlich meinte er, jetzt, wo man den Beweis erbracht hatte, daß jener Kampf gegen die Kirche der Traditoren nur Heuchelei war, würden die meisten Donatisten sich bekehren. Doch sie fuhren fort, ihren Bischöfen mehr zu vertrauen, als gerichtlich beglaubigten Urkunden. Es wurde verbreitet, Silvanus und seine Genossen seien nur deshalb verbannt, weil sie die Kommunion mit Caecilian zurückgewiesen hätten, und alles, was man sonst gegen sie vorgebracht habe, sei Fälschung und Lüge. Die Führer der Sekte richteten eine Eingabe an Constantin, in der sie erklärten, nimmer würden sie mit seinem Lumpenbischof kommunizieren und seien bereit, zu erdulden, was er über sie verhängen wolle; doch ihr niederes Gefolge war minder duldungsfreudig. Wieder gab es Aufstände, gegen die der Befehlshaber der afrikanischen Streitmacht, Ursacius, marschieren lassen mußte, und wieder wurde dem Kaiser bange. Schon am 5. Mai 321, nachdem sein Gesetz gegen die Donatisten nur wenige Monate in Kraft gewesen war, gewährte er ihnen freie Religionsübung und gestattete ihren verbannten Bischöfen die Rückkehr. In dem Reskript, wodurch dies angeordnet wurde, überhäufte er sie zwar mit grimmigen Schmähungen, doch hinderte dies nicht, daß er ihnen den Willen tat. Ihre Kirchen sollten sie zwar ausliefern; doch waren sie nicht mehr verhindert, neue zu bauen, und mitunter behaupteten sie auch die alten, da man deren Besitznahme nicht mit Blutvergießen erkaufen mochte. Ja als der Kaiser

332 selbst in Cirta, das er auf seinen Namen Constantina getauft hatte, im Jahre 329 eine Kirche hatte erbauen lassen, bemächtigten sich ihrer die Donatisten und gaben sie trotz wiederholter Mahnungen nicht heraus. Um des lieben Friedens willen verzichteten die Katholiken auf ihren Besitz und baten Constantin nur, ihnen ein Grundstück zur Errichtung einer neuen zu schenken. Freigebig, wie er war, übernahm er auch die Baukosten und bedankte sich noch dafür, daß man den Raub seiner früheren Stiftung duldete und ihn nicht zwang, noch einmal die Sektierer durch seine Soldaten niederzukämpfen. Er hatte die Geistlichen der rechtgläubigen Kirche von den munizipalen Leistungen befreit; doch in den Städten, wo die Donatisten Macht hatten, behaupteten sie, die rechtgläubige Kirche zu sein, und zwangen den Klerus der Gegenpartei in die Curie hinein. Dem trat Constantin zwar durch ein Reskript entgegen, doch mit welchem Erfolge, bleibt zweifelhaft. Denn da die Sektierer in der Überzahl waren und man nicht wagte, Gewalt gegen sie zu brauchen, blieb die Partei, welcher der Kaiser sich selbst anschloß, tatsächlich die unterdrückte.

Doch auf den Traum der einheitlichen christlichen Kirche, die nie bestanden hat und niemals bestehen wird, vermochte der fromme Glaube Constantins doch nicht ganz zu verzichten. Nach der Besiegung des Licinius im J. 324 sandte er einige orientalische Bischöfe nach Afrika in der Hoffnung, daß ihr unparteiischer Zuspruch den Frieden wiederbringen werde, natürlich ohne Erfolg. Als dann im J. 335 die Kircheneinheit durch die Verbannung des Athanasius im Orient hergestellt schien, machte sein Praefect Gregorius noch einen schwächlichen Versuch, sie auch

in Afrika aufzurichten. Dies trug ihm nur einen sehr 333
groben Brief des Donatus ein, den er geduldig einsteckte. Doch diese immer wiederholten Anläufe, den Donatismus zu unterdrücken, die jedesmal mit einem schmählichen Zurückweichen endeten, hatten noch eine ernstere Folge. Sie erfüllten die Sekte mit stolzem Siegesbewußtsein und riefen doch in ihr zugleich die Empfindung hervor, daß sie eigentlich die verfolgte Kirche sei. Nach dem Evangelium war der Herr der Welt der Teufel; gegen ihn hatten die Märtyrer angekämpft, indem sie gegen die Gesetze des Staates ihren Glauben verteidigten. Diesen Kampf meinten die Donatisten fortzusetzen, wenn auch sie im Widerstande gegen den Kaiser und seine Beamten ihre Fahne hochielten. So blieben sie die Kirche der Märtyrer und waren stolz darauf, obgleich sie von den wirklichen Leiden des Martyriums nichts verspürten.

Dieser Gegensatz gegen den Staat und seine Einrichtungen nahm bei den Circumcellionen eine höchst gefährliche Gestalt an. Denn die Zeiten waren vorüber, wo der Christ, gehorsam der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte, sich geduldig zur Schlachtbank führen ließ und den Verfolgern nur leidend Widerstand leistete. Durch die Ansiedlungen unterworfener Barbaren hatte sich kühnes, freies Germanenblut auch in die Bevölkerung der afrikanischen Porvinzen ergossen (I S. 384), und seine ungebändigte Wildheit brach schrecklich hervor. Hatte man schon früher gelegentlich für seinen Glauben kämpfen müssen, so schufen jetzt Axido und Fasir, die sich als Führer der Heiligen bezeichneten, die Pilgerscharen zu schlagfertigen Heeren um, und der Wanderstab, den sie ihren Israel nannten, wurde zur gefürchteten Waffe. Die Weiber, die mit ihnen umherzogen, stachelten

334 ihren fanatischen Kampfmut, wie einst die Frauen und Jungfrauen der Cimbern und Teutonen die Männer in die Schlacht getrieben hatten. Gleich echten Germanen waren sie fast niemals nüchtern; unbekümmert um die Zukunft, wie Barbaren zu sein pflegen, suchten sie sich bei ihren Zügen selten durch Raub zu bereichern — denn das „Sorget nicht für den andern Morgen“ erkannten sie freudig an —, aber was sie an Weinvorräten fanden, betrachteten sie als gute Beute, und wenn sie in einer Kirche der Traditoren den Altar in Stücke schlugen, benutzten sie gern das Holz, um sich ihren Punsch zu wärmen. Denn die Gotteshäuser, die ihnen durch den Kultus der Gegenpartei geschändet und befleckt schienen, verwüsteten sie oft oder verbrannten sie auch und scheuten sich dann nicht, die heiligen Schriften ins Feuer zu werfen, obgleich deren Verteidigung gegen die Traditoren das Stichwort ihrer Sekte war. Und wie sie alles, was man essen und namentlich trinken konnte, zum gemeinsamen Eigentum machten, so zeigten sie auch sonst Neigung zum Kommunismus. Wurde doch der Reichtum auch von der Bibel verurteilt und nur durch die Gewalt des bösen weltlichen Staates aufrechtgehalten. Sie zwangen daher große Grundbesitzer zur Sklavenarbeit, banden sie an die Räder ihrer Mühlen und trieben sie mit Peitschenhieben, sie zu drehen; begegnete ihren Scharen ein Fuhrwerk, das von Sklaven begleitet war, so hießen sie diese einsteigen und die Herren nebenherlaufen; nicht selten gelangten Briefe ihrer Führer an reiche Kapitalisten, die diesen verboten, ihre Schulden einzutreiben, und solchen Befehlen wurde unbedingt gehorcht. Denn wo ihr frommer Schlachtruf „*Deo laudes!*“, aus tausend betrunkenen Kehlen heiser ge-

brüllt, sich hören ließ, da floh alles, was nicht Donatist 335
war, vor ihren schrecklichen Knütteln. Gleichwohl bewiesen sie in ihrem Treiben bei aller Brutalität doch auch eine gewisse Gutmütigkeit. Sie brannten dem Gegner das Haus nieder; fiel er in ihre Hände, so wurde er furchtbar geprügelt, in Zeiten besonderer Erregung wohl auch geblendet oder verstümmelt: aber das Leben pflegte man ihm zu lassen. In den seltenen Ausnahmefällen wird der Tod infolge der Mißhandlungen eingetreten, aber kaum beabsichtigt gewesen sein. Denn auch darin erwiesen sie sich als gute Christen, daß sie das Gebot: „Du sollst nicht töten!“ in der Regel beobachteten.

Obgleich später donatistische Geistliche nicht selten den Angriffen der Circumcellionen ihre Richtung gaben oder auch sich selbst an ihre Spitze stellten, haben doch die Führer der Sekte jede Gemeinschaft mit ihnen verleugnet. Sie selbst wurden in Schrecken gesetzt, als die Wallfahrten zu den Gräbern der Heiligen sich in Feldzüge gegen die Reichen verwandelten. Die Bischöfe der Donatisten schrieben an Taurinus, den Befehlshaber der afrikanischen Streitkräfte, daß ihre kirchlichen Strafmittel den wilden Fanatikern gegenüber machtlos seien, und forderten ihn auf, die Bewegung mit militärischer Gewalt zu unterdrücken. Bei einem Jahrmarkt, wo eine jener Horden ihre Macht zeigen wollte, ließ er einige niedermachen, und als man ihre Gebeine, als seien sie Märtyrer, in einer donatistischen Kirche beisetzen wollte, wurde dies von den Geistlichen verhindert. Trotzdem hat die Sekte auch den Taurinus später zu ihren Verfolgern gerechnet und es als einen Ehrentitel betrachtet, daß durch ihn für ihre reine Kirche Blut vergossen war. Und gänzlich unterdrückt wurden die

336 Circumcellionen doch nicht, weil das Mönchtum in so hoher Achtung stand, daß man sich scheute, den Zusammenschluß dieser Banden zu ihren frommen Pilgerzügen zu verhindern. So wucherte das Übel weiter: wenn der katholische Christ sich aus den Mauern seiner Stadt ins Freie wagte, durfte er jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß jenes schreckliche „*Deo laudes!*“ ihm entgegenschallte, und konnte von Glück sagen, wenn nur sein Weinkeller leergetrunken, sein Landgut verwüstet und selbst sein Haus niedergebrannt, nicht auch seine gesunden Glieder geschädigt wurden.

Bei dieser Entwicklung seiner Sekte scheint auch dem Donatus bange geworden zu sein: er selbst stellte Anträge, welche die Herstellung der Kircheneinheit herbeiführen sollten. Freilich mochte ihn dabei auch ein schlauer Hintergedanke leiten. Denn eine andere Grundlage der Einigung war nicht denkbar, als der Beschluß des Konzils von Rom, daß die Geistlichen beider Parteien in ihren Würden anerkannt werden und, wo zwei Bischöfe sich gegenüberstanden, der jüngere dem älteren weichen solle (S. 331). Da nun unterdessen Caecilian gestorben und Gratus an seine Stelle gewählt war, hätte dieser zurücktreten müssen, und Donatus wäre alleiniger Primas der einheitlichen afrikanischen Kirche geworden. Es versteht sich von selbst, daß Unterhandlungen, die diesen Anspruch durchsetzen sollten, nicht zum Ziele führen konnten. Trotzdem war Kaiser Constans, der unterdessen seinem Vater gefolgt war, hocherfreut, als sich ihm die Aussicht zu bieten schien, das Werk der Kircheneinheit, an dem der große Constantin gescheitert war, seinerseits durchzuführen. Um es vorzubereiten, entsandte er im Jahre 347 seine Notare Paulus und

Macarius mit einem reichen Geldgeschenk, das teils 337
zur Ausschmückung der Kirchen, teils zur Spendung von Almosen dienen sollte, und gab ihnen den Auftrag, es unter die Bischöfe Afrikas ohne Unterschied der Partei zu verteilen. Doch der Gegensatz gegen den Staat, mit dem die Sekte schon seit ihren Anfängen im Streite lag, hatte sich im Verlauf eines Menschenalters fast zu einer Glaubensregel ausgebildet, von der auch ihr Haupt sich nicht lossagen durfte. Als dem Donatus eine Geldsumme angeboten wurde, antwortete er mit den stolzen Worten: „Was hat der Kaiser mit der Kirche zu schaffen?“ Er wies nicht nur das Geschenk zurück, sondern gebot auch brieflich allen Bischöfen, die ihm unterstanden, seinem Beispiel zu folgen. Obgleich er selbst dies den Gesandten mitteilte, zogen sie doch weiter, um in andern Städten ihr Glück zu versuchen. Unterdessen hatte man das Gerücht verbreitet, sie kämen, um auf den Altären der Kirchen Götzenbilder aufzustellen und Opfer für sie zu erzwingen, und zornige Angst, daß die Christenverfolgung wiederkehre, bemächtigte sich des getäuschten Volkes. In der Prokonsularprovinz scheint man wenigstens nicht auf offenen Widerstand gestoßen zu sein; doch in Numidien, das immer das Kernland der Sekte gewesen war, erwartete den Macarius ein heißer Empfang. Der Bischof von Bagai, der gleichfalls Donatus hieß, hatte ein Heer von Circumcellionen in seine Stadt berufen und in seiner Kirche Kornvorräte für sie aufgehäuft, so daß sie sogar für eine Belagerung vorbereitet waren. Er begrüßte sie mit dem Namen Agonistici, d. h. Glaubenskämpfer, den sie seitdem mit Stolz geführt haben, und hieß sie, sich zum Kampfe zu bereiten. Als Macarius dies erfuhr, erbat er sich von dem Comes

338 Africae Silvester militärischen Schutz, der ihm natürlich gewährt wurde. Die Soldaten rückten an und schickten ihre Quartiermacher nach Bagai voraus. Doch diese wurden von den erregten Massen übel mißhandelt und aus der Stadt getrieben. Durch diese Schmach ihrer Kameraden in Zorn gesetzt, ließen die Truppen sich von ihren Offizieren nicht zurückhalten, sondern warfen sich auf die Empörer und richteten unter ihnen ein Blutbad an, bei dem auch der Bischof umkam. Damit scheint die Geldverteilung ein Ende gefunden zu haben. Macarius berichtete an den Kaiser, und da die Kircheneinheit sich nicht mit Güte herstellen ließ, verfügte er, daß sie mit Gewalt erzwungen werden solle.

Als im August 347 dies Gesetz in Karthago öffentlich angeschlagen wurde, riß ein gewisser Maximianus es von der Mauer und zerfetzte es. Dasselbe hatte ein eifriger Christ mit dem Verfolgungsedikt Diocletians getan und war dafür unter ausgesuchten Martern hingerichtet worden (S. 313); diesmal ließ man den Schuldigen nur auspeitschen und verurteilte ihn zur Verbannung, verfuhr also in Anbetracht der Zeitsitten sehr milde gegen ihn. Doch als die Strafe vollstreckt wurde, schrie einer der Zuschauer, namens Isaac, den Beamten an: „Kommt, ihr Traditoren, und rettet den Wahnwitz eurer Kircheneinheit!“ Darauf teilte auch er das Schicksal des Maximian. Wie die Donatisten behaupteten, soll dann Isaac an den Folgen der Prügelstrafe im Kerker gestorben sein, und seinen Genossen habe man mit dem Leichnam zusammen ins Meer geworfen. Wahrscheinlicher ist, daß beide den Augen ihrer Bewunderer entschwanden, weil man sie dem Richterspruche gemäß in einen überseeischen Verbannungsort schickte. Doch als einige Zeit darauf

ein paar Wasserleichen ans Ufer getrieben wurden, 339
meinten die Donatisten in ihnen die Reliquien der Märtyrer zu erkennen und widmeten ihnen einen begeisterten Kultus.

Noch größeren Ruhm sollte ein anderer Blutzeuge gewinnen, obgleich er aller Wahrscheinlichkeit nach nichts weniger als freiwillig in den Tod gegangen war. Als das Gesetz verkündet wurde, begann eine allgemeine Flucht der donatistischen Geistlichen. Viele wurden gefangen und in die Verbannung geschickt. Doch wagte es noch eine Anzahl, sich zu einer Synode zu versammeln und zehn Bischöfe als Gesandte an Macarius abzuschicken. Dieser hielt sie fest und führte sie unter militärischer Bewachung mit sich, jedenfalls um auch sie ans Meer zu befördern und dann zu Schiffe aus Afrika zu entfernen. Unterwegs übernachtete man in einem Kastell, das auf einem steil abstürzenden Felsen lag, und fand am andern Morgen am Fuße desselben einen jener Bischöfe, namens Marculus, als zerschmetterten Leichnam. Die Donatisten verbreiteten, er sei auf Befehl des Macarius von den Soldaten hinabgestürzt worden; die Rechtgläubigen wandten dagegen ein, daß man niemals in dieser Form die Todesstrafe vollziehe, und nahmen an, er habe Selbstmord begangen. Noch ein Drittes ist möglich und vielleicht das Wahrscheinlichste, daß er nämlich einen nächtlichen Fluchtversuch wagte und bei dem gefährlichen Abstieg, dessen Pfade ihm unbekannt waren, in der Dunkelheit abgestürzt ist. Doch wie dem immer sein mag, die Donatisten konnten jetzt nicht nur namenlose Bettler, die als Circumcellionen gefallen waren, sondern einen veritabeln Bischof als heiligen Märtyrer aufweisen und waren nicht wenig stolz darauf.

340 Überhaupt haben diese Ereignisse dazu beigetragen, den Fanatismus der Sektierer mächtig zu steigern. Denn wenn sie schon vorher mit sehr wenig Grund es als ihren Ruhm betrachtet hatten, die verfolgte Kirche darzustellen, konnte dieser Anspruch sich jetzt auf Tatsachen stützen. Die Circumcellionen drängten sich zum Martyrium; sie suchten die Rechtgläubigen durch Drohungen und selbst durch Bestechung zu veranlassen, daß sie ihnen den Tod gaben, um dann als Blutzeugen verehrt zu werden. Dies aber war nicht leicht zu erreichen; denn die Erinnerung an die Verfolgungszeit war in den Christen noch mächtig genug, um sie davon zurückzuhalten, daß sie auch ihrerseits Märtyrer machten. Doch man verzichtete nicht darauf, sich aus der bösen Welt, in der die Traditoren herrschten, in ein besseres Jenseits hinüberzuretten; eine wahre Epidemie des Selbstmordes brach unter den Donatisten aus; sie ergriff die Weiber nicht weniger als die Männer und erhielt sich fast ein Jahrhundert lang. Namentlich wurde es beliebt, den Marculus nachzuäffen, indem man sich von steilen Felsen hinunterstürzte; denn wer so den Spuren des heiligen Märtyrers folgte, dem schien das Himmelreich sicher zu sein.

So vergingen etwa fünfzehn Jahre, in denen die Sekte ihrer Kirchen beraubt war und viele ihrer Bischöfe und Geistlichen in der Verbannung schmachteten. Donatus selbst scheint auf einem Schiffe gestorben zu sein, das ihn aus seiner Heimat fortführte. Doch waren die Gottesdienste seiner Anhänger auch verboten, so wagte man sie doch nicht konsequent zu verhindern oder zu bestrafen, schon weil die Rache der Circumcellionen mehr Furcht einflößte als das Gesetz. Dazu waren unter den höchsten Beamten

Afrikas noch immer sehr viele Heiden, die ihre Freude 341
daran hatten, wenn die Christenheit sich selbst zerfleischte, und daher bei allen Ketzern und Sektierern gern durch die Finger sahen. Endlich gelangte einer dieser Ungläubigen sogar auf den Thron, und die Donatisten durften neue Hoffnung schöpfen. Sie richteten eine Petition an Kaiser Julian, die alsbald die gewünschte Wirkung hatte. Im Jahre 362 wurden ihre verbannten Kleriker zurückberufen und in ihre alten Rechte eingesetzt. Die Kirchen, die sie früher besessen hatten, wurden ihnen wieder zugewiesen, und wenn die Rechtgläubigen dem widerstanden, sollten die Beamten den Sektierern wirksame Hilfe leihen. Bei der Ausführung dieses Befehls kam es zu blutigen Kämpfen, die das Verhältnis der beiden Parteien noch mehr verbitterten. Und die Führer der Donatisten hatten in fünfzehnjähriger Verbannung den Grimm gegen ihre Feinde in sich gefressen und waren jetzt, wo sie triumphieren durften, fast ebenso wild, wie ihre Circumcellionen.

Cyprian, den man als den berühmtesten Märtyrer von Karthago in ganz Afrika hoch verehrte, hatte gelehrt, da man die Taufe nur durch die allgemeine christliche Kirche empfangen könne, seien diejenigen, welche sich von dieser losgesagt hätten, außerstande, sie in gültiger Weise zu spenden. Er pflegte daher bei allen, die von Sektierern getauft waren und dann in den Schoß der Kirche zurückkehrten, die heilige Handlung zu wiederholen und war bei dieser Übung geblieben, auch als der Papst Stephanus, gestützt auf die alten Traditionen Roms, ihm widersprach. Die valerianische Verfolgung, der Cyprian zum Opfer fiel, hatte ein Schisma verhindert; doch war der Streit dadurch nur unterbrochen worden, nicht zum Austrag

342 gekommen. Als dann der Friede wiederkehrte, hatte sich die afrikanische Kirche, ihres Führers beraubt, der Autorität Roms unterworfen und hielt auch ferner daran fest, daß jede Taufe, die im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes vollzogen sei, gültig sein müsse und folglich die Wiedertaufe unstatthaft sei. Dagegen hatten die Donatisten schon von Anfang an ihren „unreinen" Gegnern dadurch ihre Verachtung erwiesen, daß sie diejenigen, welche aus der Gefolgschaft Caecilians zu ihnen übergingen, noch einmal tauften. Denn wie jede Sekte es tut, hielten sie nur ihre Gemeinschaft für die wahre allgemeine Kirche und zogen daraus dieselben Folgerungen, wie Cyprian, auf dessen Autorität sie sich beriefen. Vergebens wies die Gegenpartei darauf hin, daß alle Kirchen der christlichen Welt, darunter auch diejenigen, welche durch die Apostel selbst gegründet waren und deren Überlieferungen bewahrten, mit ihr kommunizierten, während die Donatisten ganz allein standen. Schon die Propheten hatten verkündet, daß Christi Reich sich bis zu den Enden der Erde ausdehnen werde, und jene wollten es auf einen kleinen Teil Afrikas beschränken! Doch so schlagend diese Gründe auch waren, die Sektierer blieben hartnäckig dabei, daß die Traditoren und ihre Nachfolger nicht die allgemeine christliche Kirche sein könnten, und daß, wenn die ganze Welt sich auf ihre Seite stelle, dadurch die ganze Welt an ihrer Befleckung teilhabe und vom Reiche Gottes ausgeschlossen sei. Daß viele berufen, aber wenige auserwählet seien, sagte ja schon die Bibel, und diese wenigen waren die Donatisten. Hatte die Kirche gelehrt, daß nur der kleine Bruchteil der Menschheit, der an Christus glaubte, der ewigen Verdammnis entgehen könne, so beschränkte die Ketzerei

dies auf die noch viel kleinere Zahl derer, die an 343
Donatus glaubten. Doch es stand geschrieben, daß der Glaube höher sei, denn alle Vernunft, und auch in diesem Falle bewährte er seine Überlegenheit.

Damit er das aber in vollem Maße tun könne, war es nötig, daß seit den Ereignissen, die man glauben sollte, eine gewisse Zeit vergangen sei, die sie in das wohltätige Dunkel der Überlieferung hüllte. Die Erhebung gegen Caecilian hatte stattgefunden, weil die illoyale Beschleunigung seiner Wahl die meisten Bischöfe, für die sie von Bedeutung war, von der Stimmabgabe ausgeschlossen hatte. Daß man sie anfocht, war also aus Gründen der Billigkeit sehr berechtigt gewesen; aber aus der Bibel oder der kirchlichen Überlieferung ließen sich keine Gründe dafür anführen, und doch waren dies die einzigen, die vor einer Synode Geltung haben durften. So hatte man sich hinter der Traditio seines Ordinators verschanzt, die sehr bald widerlegt wurde; und auch falls sie sich bestätigt hätte, wäre damit seine Absetzung doch nicht zu rechtfertigen gewesen, weil die meisten seiner Gegner selbst Traditoren oder auch ihrerseits von Traditoren geweiht waren. Wenn man trotzdem dabei blieb, einzig und allein diesen Grund vorzuschieben, so war dies bei den meisten seiner Widersacher bewußte Lüge. Doch konnte man nicht darauf verzichten, weil man in dem menschlich sehr berechtigten Gefühl, bei der Wahl übertölpelt zu sein, Caecilian nicht anerkennen wollte und eine andere Handhabe gegen ihn, die sich kanonisch hätte rechtfertigen lassen, nicht zu finden war. Zudem hatte das Losungswort, daß man die reine Kirche gegen Befleckung durch die Traditoren schützen müsse, auf die Volksmassen solchen Eindruck gemacht, daß man sich unmöglich von ihm lossagen konnte. Gleich-

344 wohl müssen die Leiter der Bewegung, weil sie den wirklichen Hergang kannten, mit recht bösem Gewissen ihren Kampf geführt haben. Doch als Julian die Sekte wieder in ihre Rechte einsetzte, war ein halbes Jahrhundert seit ihrer Gründung vergangen; ein neues Geschlecht setzte den Streit fort, das ehrlich glauben konnte, daß seine Kirche wirklich unbefleckt und nur die Gegner Nachfolger von Verrätern seien. Was anfangs Betrug gewesen war, jetzt war es Überlieferung geworden und wirkte mit der ganzen Kraft der Glaubenswahrheit, die nach Gründen nicht zu fragen braucht. Und zugleich durfte die reine Kirche sich rühmen, daß sie Verfolgungen erlitten hatte und Märtyrer aus ihrem Schoß hervorgegangen waren.

So verrät sich denn von diesem Zeitpunkt an auch bei den Bischöfen und Geistlichen der Sekte ein so verhärteter Fanatismus, wie er früher nur den unwissenden Haufen der Circumcellionen eigen war. Auf der Straße schrieen sie den Gegnern die Schmähworte Traditor und Verfolger nach. Als sie die alten Kirchen aus deren Händen zurückerhielten, fanden sie es nötig, sie vor jeder Benutzung gründlich von der Befleckung zu reinigen, welche sie durch die Traditoren erlitten hatten. Wände und Fußboden wurden gewaschen, die Altäre zerschlagen oder wenigstens abgekratzt, die Becher und andern Geräte eingeschmolzen, das Abendmahlsbrot den Hunden vorgeworfen. Alle, die nicht zu ihren Gemeinden gehörten, bezeichneten sie jetzt als Heiden. Während sie vorher die Wiedertaufe zwar prinzipiell gefordert, aber doch bei denen, die Scheu vor ihr hegten, Ausnahmen gestattet hatten, mußte sich jetzt jeder Übertretende ihr unterziehen. Und solche Bekehrungen waren keineswegs selten; denn der Name der reinen Kirche, die allein die Seelen

retten könne, besaß eine große Macht, und die Dona- 345
tisten waren so eifrig in ihrer Mission, daß sie auch vor Gewaltmitteln nicht zurückscheuten. Als einer ihrer Genossen ein Landgut kaufte, zwang er alle achtzig Colonen, die darauf angesiedelt waren, zur Wiedertaufe, wozu ihm freilich der Bekehrungseifer rechtgläubiger Gutsbesitzer das Vorbild gegeben hatte. Doch gewannen die Donatisten einen Proselyten, so galt für ihn das Bibelwort (Luc. 14, 26): „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“ Er mußte sich von seiner ganzen Verwandtschaft lossagen, falls diese nicht mit ihm übertrat; die Gattin verließ den Gatten, der Sohn den Vater. Denn jeder Verkehr mit Andersgläubigen war dem Donatisten untersagt; selbst die schlichte Höflichkeit des Grußes mußte er ihnen weigern, was freilich auch durch die Bibel vorgeschrieben war (S. 200), aber doch von weniger hitzigen Fanatikern nie beobachtet wurde. Als die Donatisten durch einen Befehl des Kaisers gezwungen wurden. sich mit der Gegenpartei auf ein Religionsgespräch einzulassen, und der Leiter desselben sie aufforderte, Platz zu nehmen, da weigerten sie sich, neben den Vertretern der befleckten Kirche zu sitzen, und führten die Verhandlungen stehend. Und dieselbe Abschließung hielten sie auch gegen alle außerafrikanischen Gemeinden aufrecht, da alle für sie durch die Kommunion mit den Traditoren beschmutzt waren. In dem Völkergemische Roms fehlte es auch nicht ganz an Donatisten, die aus Afrika dorthin eingewandert waren. Für diese kleine Schar wurde ein ständiges Bistum gegründet, damit sie nicht gezwungen sei, an den Gottesdiensten der römischen Traditorenkirche teilzunehmen.

346 Hierbei mochte allerdings die Rücksicht mitwirken, daß die Sekte auch auf dem Stuhle Petri, dem vornehmsten der ganzen Christenheit, einen Vertreter ihrer Richtung zu sehen wünschte. Doch auch nach Spanien, wo es eine einzige donatistische Gutsbesitzerin gab, die freilich wohl alle ihre Colonen bekehrt haben wird, sandte man einen eigenen Bischof.

Demgegenüber suchte die Kirche Caecilians immer wieder, die Donatisten in ihren Schoß zurückzuführen, und hätte ihren Geistlichen ohne Zweifel die günstigsten Bedingungen gewährt, wenn diese eine Annäherung geduldet hätten. Denn da sie viel zu stumpfsinnig und verbohrt waren, um neue Dogmen zu ersinnen, hatten sie sich von der rechtgläubigen Lehre nie entfernt; selbst ihrem Führer Donatus, der alle seine Genossen an Geist und Gelehrsamkeit weit überragte, waren sie nicht gefolgt, als er auf dogmatische Abwege zu geraten schien. So galten sie nicht als Ketzer, sondern nur als Sektierer; ihre Taufe wurde von den Gegnern anerkannt und sie selbst mit dem Brudernamen geehrt, so schroff sie ihn auch zurückwiesen. In der wohlbegründeten Überzeugung, ihnen gegenüber im Rechte zu sein, entsagte man nie der törichten Hoffnung, sie bekehren zu können, und versuchte zu diesem Zwecke, sie zu Disputationen zu veranlassen, die sie von ihren Irrtümern überzeugen sollten. Sie aber weigerten sich hartnäckig, weil jeder Verkehr mit den Traditoren und Verfolgern ihnen befleckend schien; doch mochte dabei auch im stillen die Empfindung mitwirken, daß ihre Gründe sehr schwach waren. Doch wie bis auf den heutigen Tag tausendfache Erfahrung lehrt, brauchte dies der Wahrheit und Freudigkeit ihres Glaubens durchaus nicht Abbruch zu tun.

Der Triumph, den der heidnische Kaiser den Sek- 347
tierern bereitet hatte, sollte auch durch seinen frühen Tod nicht lange gestört werden. Zwar war die Wiedertaufe dem christlichen Empfinden jener Zeit so anstößig, daß sein Nachfolger Valentinian, obgleich er sonst große Toleranz bewies, sie am 20. Februar 373 verbot und die Priester, welche sie vollzogen, mit der Absetzung bedrohte. Jedenfalls rief die Veröffentlichung dieses Gesetzes wieder Tumulte hervor, die den Soldaten zu tun gaben; denn den Comes Romanus, der zu jener Zeit die Truppen der Diözese befehligte, rechneten die Donatisten zu ihren Verfolgern. Doch dieser Aufstand hatte noch härtere Maßregeln zur Folge, als das Gesetz verfügt hatte. Ihre Bischöfe wurden verbannt, die Kirchen den Rechtgläubigen überwiesen, und wenn sie auf privaten Grundstücken ihre Gottesdienste hielten, jene für den Fiskus eingezogen. Aber schon nach wenigen Monaten machte die Usurpation des Firmus dieser Not ein Ende, und einstimmig jauchzten sie ihm zu. Denn so stolz sie sich damit brüsteten, daß das Reich der Welt ihnen feindlich gegenüberstehe, begrüßten sie es doch mit Freuden, wenn auch sie einmal die Macht dieses sündigen Reiches für sich ausnutzen konnten. Und sie zögerten nicht, kräftig von ihr Gebrauch zu machen. Wie in jeder christlichen Kirche von lebendiger Glaubenskraft sich Sekten bilden und bilden müssen, so hatten sich auch von den Donatisten die Rogatisten abgezweigt. Ihr Führer, der Bischof Rogatus von Cartenna, verlangte, daß man mit der „reinen Kirche“ auch in sittlicher Beziehung vollen Ernst mache und jeden Lasterhaften ausstoße; namentlich wollte er Trunkenbolde, gegen welche die Donatisten schon um ihrer Circumcellionen willen sehr milde

waren, nicht in seiner Gemeinde dulden und verurteilte das wilde Treiben dieser Horden. Die Folge war, daß Firmus den bösen Abtrünnigen auf Antrag donatistischer Bischöfe mit grausamer Strenge be-
348 strafen ließ. Doch bestand seine Sekte als ganz kleiner Kreis unsträflicher Heiliger auch später unter eigenen Bischöfen fort und nahm jetzt für ihre paar hundert Gläubigen mit Ausschluß der ganzen übrigen Menschheit das Himmelreich in Anspruch.

Noch vor dem Tode Valentinians (375) wurde Firmus besiegt und getötet, und das Gesetz des legitimen Kaisers gegen die Wiedertaufe trat in Kraft; doch die donatistischen Bischöfe wußten sich ihm zu entziehen, indem sie sich jedesmal stellten, als ob es ihnen unbekannt sei, daß derjenige, welcher die Taufe von ihnen begehrte, schon vorher getauft war. Und mit der Verhängung der gesetzlichen Strafen wurde selten Ernst gemacht, teils weil man die Circumcellionen fürchtete, teils weil heidnische Beamte das Schisma eher schadenfreudig begünstigten, als zu unterdrücken suchten. Zwar wurde dem schuldigsten unter ihnen ein scharfer Verweis erteilt und durch neue Gesetze eingeschärft, daß jede gottesdienstliche Versammlung der Donatisten zu verhindern sei. Doch blieben auch sie unausgeführt, weil der Bischof, der damals auf dem Stuhle Caecilians saß, Genethlius von Karthago, für seine Gegner Fürsprache einlegte. Denn er empfand ganz richtig, daß die plumpe Hand der Staatsgewalt von religiösen Streitigkeiten fernzuhalten sei. Wohl konnte ihr Eingreifen einzelne Zweifelhafte von der Sekte ablösen, doch der Kern der Partei wäre durch das stolze Gefühl, die unterdrückte Kirche zu sein, nur fester zusammengeschlossen worden. Diese kluge Milde verfehlte denn auch ihre Wirkung nicht.

Zwar hörte man nicht auf, die Rechtgläubigen, wie als Traditoren, so auch als Verfolger zu brandmarken; doch waren dies nur Erinnerungen aus der Väter Zeit. Die Sekte konnte auf die hergebrachten Phrasen, in denen sie die Rechtfertigung ihres Bestehens fand, 349
natürlich nicht verzichten; doch verloren sie viel von ihrer Wirkung, seit eine Erfahrung der Gegenwart sie so handgreiflich Lügen gestraft hatte. So zeigen sich denn die Donatisten von jetzt an etwas fügsamer; die gegnerischen Parteien suchen Annäherungen und beginnen sich miteinander einzuleben. Als bald darauf Augustin auf den Kampfplatz trat, konnte er schon mit einzelnen Häuptern der Sekte einen höflichen Briefwechsel anknüpfen, und wenn sie auch noch immer öffentliche und vorbereitete Disputationen scheute, vermochte er ihre Geistlichen doch hin und wieder zu privaten Religionsgesprächen. Die Verschiedenheit des Glaubens stiftete wohl noch Unfrieden in manchen Familien, aber trennte sie doch nicht mehr. Und als die Donatisten vorübergehend zur Macht gelangten, da vergalten sie ihren großmütigen Gegnern, indem sie auch ihrerseits auf alle staatlichen Gewaltmaßregeln gegen sie verzichteten.

Der maurische Fürstensohn Gildo war ein Bruder des Usurpators Firmus, hatte aber unter den Fahnen des legitimen Kaisers gegen ihn gekämpft und dadurch Einfluß bei Hofe gewonnen. Im Jahre 385 war er zum Comes Africae ernannt worden und hatte damit den Oberbefehl über alle Truppen der Diözese erhalten. Er war klug genug, nicht nach dem Beispiel seines Bruders selbst den Purpur zu nehmen, benutzte aber die inneren Wirren, die eben damals das Reich zerrütteten, um sich eine Stellung zu schaffen, die ihn von den Kaisern fast unabhängig machte. Zu ihm

trat im Jahre 388 der donatistische Bischof von Thamugadi Optatus in enge Beziehungen und wurde bald sein allmächtiger Berater. Und wie die römischen Statthalter ihre Provinzen auszubeuten pflegten, so machte es auch der christliche Seelenhirt, sobald er eine Gewalt besaß, die der ihrigen gleichwertig war. Seine Erpressungen, bei denen er sogar die Truppen seines nachsichtigen Gönners zu Hilfe nahm, waren zehn Jahre hindurch der Schrecken aller afrikanischen Provinzen. Natürlich kroch alles vor dem gefürchteten Manne, und nicht am wenigsten seine donatistischen Kollegen, denen seine Macht zugute kam. Denn die große Schar der Zweifelhaften und Gleichgültigen, die sich zur rechtgläubigen Kirche gehalten hatten, solange diese die herrschende war, strömte jetzt ihren Gegnern zu. So erreichte die Sekte unter Gildos Herrschaft eine Ausdehnung, wie nie vorher oder nachher. Bald konnte sie vierhundert Bischöfe zählen, und deren Mission wurde desto eifriger, je erfolgreicher sie sich erwies. In manchen Städten hatte sie ihre Glaubenseinheit schon beinahe erreicht; in Hippo Regius z. B. war nur noch eine kleine Zahl von Rechtgläubigen vorhanden, und der donatistische Bischof suchte auch diese zu bekehren oder zu vertreiben, indem er verbot, für sie Brot zu backen. Vor allem aber nahm man diejenigen, welche in der Kirche der Gegenpartei durch irgendwelche Verfehlungen straffällig geworden waren, unbedenklich auf. Warum auch nicht? War doch Christus gekommen, die Sünder selig zu machen und nicht die Gerechten, und die neue Taufe, der sich die Übergetretenen zu unterziehen hatten, wusch alle ihre Flecken ab. Der Bischof Primianus von Karthago soll sogar Blutschänder zu seiner Kommunion zugelassen haben, was

dann freilich dazu beitrug, ein Schisma auch innerhalb der donatistischen Sekte hervorzurufen.

Solange sie unterdrückt war, scheint der Gegensatz gegen die herrschende Kirche sie leidlich zusammengehalten zu haben; doch wenn sie zur Macht gelangte, 351
wie unter Firmus und Gildo, bewies der hitzige religiöse Eifer, der sie erfüllte, auch an ihr selbst seine zerstörende Kraft. Wie vorher die Rogatisten, so zweigten sich jetzt noch zwei andere kleine Gruppen unter dem Namen der Claudianisten und der Urbanisten von ihr ab und erklärten die Donatisten für ebenso unrein, wie die rechtgläubigen Gemeinden. Eine noch ernstere Spaltung trat ein, als eine Bischofswahl in der Hauptstadt Afrikas dem Ehrgeiz neue Nahrung bot. Seit der Rückberufung der Verbannten durch Julian den Abtrünnigen hatte auf dem Stuhle des Donatus Parmenianus gesessen, ein streitbarer Kämpe, dessen gehässige Schmähschrift gegen die Traditoren und Verfolger schon um das Jahr 370 eine Widerlegung durch Optatus von Mileu und noch nach seinem Tode eine zweite durch Augustin hervorrief. Er starb um das Jahr 392, und an seine Stelle trat Primianus. Dieser hatte sich schon vorher mit dem Diakonen Maximianus entzweit und suchte nun das Presbyterium zu bewegen, daß es seinen Gegner mit dreien von dessen Anhängern aus der Kirche ausstoße. Doch als der Antrag gestellt wurde, begegnete er einem eisigen Schweigen; denn Maximian war ein Verwandter des Donatus und besaß schon aus diesem Grunde einen großen Anhang. Da machte Primianus kurzen Prozeß; er sprach auch ohne Zustimmung des hohen Rates und ohne jedes richterliche Verfahren kraft seiner bischöflichen Gewalt das Verdammungsurteil aus und ließ die Häuser seiner Feinde durch

fanatisierte Volkshaufen demolieren. Von den widerspenstigen Presbytern wurde einer von der Kommunion der Donatisten ausgeschlossen, ein anderer gar in eine Kloake geworfen. Während der Bischof so die
352 eigenen Gemeindegenossen mit Hilfe des aufrührerischen Pöbels durch Schrecken zum Gehorsam zwingen wollte, trieb er den Andersgläubigen gegenüber eine Propaganda, die vielen einflußreichen Gemeindegliedern nicht gefiel. Wir sahen schon, daß Menschen,
10 die sich durch Blutschande befleckt hatten, in der „reinen Kirche“ Aufnahme fanden, und mit den Claudianisten, die sich erst kürzlich von ihr losgesagt hatten, wurde Friede geschlossen.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß
15 sich gegen Primianus eine starke Partei bildete, deren treibende Kraft auch diesmal eine Frau gewesen sein soll, wie einst Lucilla gegen Caecilian gehetzt hatte. Selbst Geistliche, die bei seiner Ordination mitgewirkt hatten, traten auf die Seite seiner Gegner. Es gelang,
20 dreiundvierzig Bischöfe in Karthago zu versammeln, die ihren gewalttätigen Kollegen vor ihr Gericht luden. Doch als die ehrwürdige Schar einen Gottesdienst halten und dann ihre Verhandlungen beginnen wollte, hatte er die Türen aller Kirchen, um jene zurück-
25 zuweisen, teils durch Volkshaufen, teils durch die Officialen des Prokonsuls besetzen lassen; denn da Optatus, der Freund Gildos, ihn anerkannte, wurde er auch durch die Staatsbeamten verteidigt. Die Bischöfe traten an einem profanen Orte zusammen
30 und ließen ihn vorladen; doch er wies ihre Gesandten höhnisch zurück. Die Versammlung wurde vom Pöbel belagert, wer auf die Straße trat, mit Steinen geworfen, angesehene Gemeindeglieder in der Kirche selbst geprügelt. Bei diesen Tumulten war ein ruhiges

Verhandeln unmöglich; auch mochte die Zahl der Bischöfe zu klein scheinen, um über den Primas von Afrika das endgültige Urteil zu fällen. So beschloß man denn, dieses einer größeren Synode zu überlassen, die in dem Städtchen Cabarsussis zusammentreten 353 sollte. Denn an diesem kleinen Ort hoffte man sowohl vor den Pöbelhaufen des Primianus als auch vor den Officialen der Statthalter sicher zu sein. Unterdessen bemächtigte sich der Bischof mit Gewalt der Kirchen, in denen ihm feindliche Presbyter den Gottesdienst zu leiten hatten, und ließ sich in ihrem Besitze durch den Prokonsul bestätigen. Dann setzte er eigenmächtig von den Bischöfen, die ihm feindlich waren, einige ab und ordinierte andere an ihrer Stelle.

In Cabarsussis fanden sich etwa hundert Bischöfe zusammen, sprachen am 24. Juni 393 die Absetzung des Primianus aus und ordinierten an seiner Stelle Maximian. Doch Optatus vermochte in Bagai, das nicht sehr weit von seinem Thamugadi lag, mehr als die dreifache Zahl von Bischöfen zusammentreiben, und dies imposante Konzil der Dreihundertundzehn schloß am 24. April 394 Maximian nebst seinen zwölf Ordinatoren von der donatistischen Kirchengemeinschaft aus und bedrohte die andern Bischöfe, die sich für ihn erklärt hatten, mit dem gleichen Schicksal, falls sie nicht bis zum Weihnachtstage desselben Jahres den Beschlüssen von Bagai beigetreten wären. Durch den Einfluß Gildos bestimmt, erkannten die afrikanischen Beamten die Entscheidung des Konzils, obgleich es ein schismatisches war, als rechtsgültig an und leisteten ihre Beihilfe bei der Exekution. Auf Befehl des heidnischen Prokonsuls, der an dem neuen Zwist der Christen seine Freude haben mochte, wurden

die Maximianisten mit Gewalt aus ihren Kirchen vertrieben, diejenige, in welcher Maximian selbst gepredigt hatte, von Grund aus zerstört und sogar das Haus, das sein Eigentum war, ihm von Primianus
354 unter dem Vorwande genommen, daß es für kirchliche Zwecke nötig sei.

Der Bischof Salvius von Membressa gehörte zu den Ordinatoren des Verurteilten und war deshalb von dem Konzil für abgesetzt erklärt; doch seine Ge-
10 meinde hielt treu zu ihm. So ließ er es auf einen Prozeß vor dem Prokonsul ankommen, weil nach dem Gesetz der Beschluß einer schismatischen Synode nichtig war. Doch jener verurteilte ihn und beauftragte, da ihm keine Truppenmacht zur Verfügung
15 stand, die Einwohner von Abitinae, die Sentenz zu vollstrecken. Mit dem schadenfrohen Hasse, der zwischen Nachbarstädten zu herrschen pflegte (II S. 113), fielen sie in Membressa ein, bemächtigten sich des Greises, hingen ihm tote Hunde an den Hals und tanzten so
20 mit ihm nach den Melodien schmutziger Gassenhauer. Doch diese Schmach machte ihn für die Seinen nur zum Märtyrer. Da seine Kirchen ihm genommen waren, baute ihm das Volk der Stadt eine neue, in der er sich gegen die Verfolger behauptete. Andere beug-
25 ten sich der Macht des Optatus, der zwar weder Folter noch Körperstrafen gegen die Abfälligen zur Anwendung brachte, sonst aber kein Mittel der Gewalt unversucht ließ, um sie in den alleinseligmachenden Donatismus zurückzuzwingen. Doch wie Maximian
30 noch immer die Stellung eines rechtmäßigen Bischofs von Karthago in Anspruch nahm, so blieben auch viele treue Anhänger um ihn geschart; namentlich in den drei Provinzen Proconsularis, Byzacena und Tripolitana bewahrte er sich ansehnliche Gemeinden. Und

ihre Bischöfe wandten die Wiedertaufe ebenso gegen die Donatisten an, wie diese gegen die Rechtgläubigen; denn jetzt wollten sie die einzig reine Kirche sein, und die Gemeinschaft des Primianus erschien ihnen ebenso befleckend, wie das Erbe des Felix und 355
Caecilian.

Optatus war in dieser Beziehung milder; ihm lag vor allem daran, die zersprengten Teile des Donatismus wieder zusammenzubringen, und da er wußte, daß viele vor der Wiedertaufe eine abergläubische 10
Scheu hegten, mutete er sie den Überläufern aus dem Lager Maximians nicht zu. Was er wollte, mußten aber auch die Bischöfe von Bagai wollen, obgleich es arg gegen die Konsequenz der donatistischen Lehre verstieß. Denn diese schloß sich ja an die Schriften 15
Cyprians an, nach denen nur die alleinseligmachende Kirche eine wirkliche Taufe spenden konnte und das Sakrament, wenn es von Sektierern vollzogen war, daher erneuert werden mußte; die Maximianisten aber waren im Sinne des Donatismus zweifellos Sektierer 20
und als solche von dreihundertundzehn Bischöfen feierlich gebrandmarkt. Doch diese Erwägung trat für einen praktischen Mann wie Optatus hinter dem Interesse seiner Propaganda weit zurück. Mit desto größerem Eifer bemächtigten sich ihrer die Recht- 25
gläubigen und fanden in ihr die wirksamste Waffe gegen den Donatismus. Den Maximianisten gegenüber hatte er die Lehre Cyprians preisgegeben: war es da nicht sinnlos, sie gegen die ganze christliche Welt aufrechtzuerhalten, weil gegen einzelne Bischöfe, 30
mit denen sie in Kommunion gestanden hatte, vor beinahe hundert Jahren der unbewiesene Vorwurf der Traditio erhoben war?

Die Bischöfe Praetextatus von Assuras und Felici-

anus von Mustis hatten zu den Ordinatoren Maximians gehört. Sie waren also durch das Konzil von Bagai bedingungslos abgesetzt; selbst wenn sie zu Primianus abfielen, hätte dies sie nicht retten dürfen. So wurde
356 denn auch bei jedem Prokonsul, der in Karthago einzog, der Antrag gestellt, sie aus ihren Kirchen auszuweisen, und von vieren nacheinander in diesem Sinn entschieden. Für jene Maximianisten waren schon andere Bischöfe ordiniert. Doch ihre Gemeinden
10 hingen an ihnen, und da sie volkreichen Städten vorstanden, hätte die gewaltsame Exekution des Richterspruches viel Blut kosten können. Sie blieben daher noch jahrelang im Amt, bis Optatus sich entschloß, die Soldaten des Gildo gegen sie aufzubieten. Da
15 wurde den Bevölkerungen der beiden Städte denn doch bange, und sie veranlaßten ihre Bischöfe, sich von Maximian loszusagen. Nach den Beschlüssen von Bagai hätte ihnen dies zwar wenig geholfen; doch um Blutvergießen zu vermeiden, setzte Optatus es durch,
20 daß man sie ohne jede Schmälerung ihrer bischöflichen Rechte in die donatistische Kirchengemeinschaft aufnahm und denen, die sie getauft hatten, keine Wiedertaufe zugemutet wurde. Dies war sehr vernünftig; doch der Richterspruch von dreihundertundzehn Bischöfen
25 wurde damit umgestoßen und der donatistischen Lehre von der Taufe ein Schlag versetzt, den sich natürlich die Rechtgläubigen mit Eifer zunutze machten.

Die Folgen dieser Ereignisse sollten sich zeigen, als im Frühling 398 Gildo fiel und Optatus als sein
30 meist belasteter Helfershelfer hingerichtet wurde. Der Strom der Lauen, die immer mit dem Sieger gehn, floß jetzt wieder der rechtgläubigen Kirche zu, und die Annäherung der Parteien, die durch die kluge Milde des Bischofs Genethlius herbeigeführt war (S. 353),

kam ihr jetzt auch bei den geistig höher Stehenden zugute; selbst unter der donatistischen Geistlichkeit konnte sie erfolgreich Propaganda machen. Denn sie erklärte sich bereit, jeden, soweit es irgend tunlich war, mit demselben Range, den er bei ihren Gegnern 357
bekleidet hatte, auch in ihren Schoß aufzunehmen. Sogar die Zahl der Bischöfe schwand bei den Donatisten schnell zusammen; hatte sie im Jahre 394 noch mindestens 400 betragen, so erhob sie sich 411 nur wenig über 280. Und wirklich waren die Vorgänge 10
der Gildonischen Zeit der Art, daß sie auch einen starken Glauben erschüttern konnten. Die Sekte hatte sich gebildet, weil siebzig Bischöfe den Caecilian verurteilt hatten, obgleich gegen ihn selbst nichts Greifbares vorlag und nur an seinem Ordinator ein un- 15
bewiesener Verdacht haftete; jetzt hatten hundert den Primianus wegen schwerer eigener Vergehen abgesetzt, und doch hatten die Donatisten ihn gehalten. Daß sie der Macht des weltlichen Staates ablehnend gegenüberstanden, war ihr Ruhm gewesen, und dennoch hatten 20
sie sich nicht nur auf die Gerichte der Prokonsuln, sondern auch auf die Soldaten des Gildo gestützt. Sie hatten sich damit gebrüstet, die verfolgte Kirche zu sein, und waren doch gegen Rogatisten und Maximianisten selbst zu Verfolgern geworden. Sie hatten 25
sich immer auf Cyprian berufen, trotzdem aber seine Lehre von der Wiedertaufe offenkundig verletzt und zugleich die Beschlüsse ihres eigenen großen Konzils Lügen gestraft. Und andererseits hatte die rechtgläubige Kirche bewiesen, daß der traditionelle Vor- 30
wurf der Verfolgung, den man seit den Tagen des Macarius hartnäckig gegen sie erhob, längst veraltet war. Nicht nur Genethlius hatte ihn widerlegt, sondern auch seine Nachfolger waren auf seinen Wegen

geblieben. Im Jahre 392 hatte Kaiser Theodosius ein Gesetz erlassen, das jeden häretischen Kleriker mit einer Strafe von zehn Pfund Gold (9136 Mk.) bedrohte und gegen die Unterstützung ketzerischer Kulte
358 ähnliche Bestimmungen traf. Doch hatte man darauf nicht mehr als ein einziges Mal eine Klage gegründet, und dies war nur eine Gegenmaßregel gewesen, um Optatus von der Anwendung militärischer Gewalt gegen die orthodoxe Kirche abzuschrecken. Und diese war geschickt genug, den Augenblick zu nutzen und die Lehren, welche die jüngste Zeit gebracht hatte, den Donatisten gegenüber auszubeuten. Brieflich und persönlich suchte Augustin Anknüpfungen mit ihren Führern, um sie davon zu überzeugen, daß die Erfahrungen der Gildonischen Zeit alle Gründe, die sie von den Rechtgläubigen trennten, hinfällig gemacht hätten. Und im Jahre 401 beschloß eine Synode, Gesandte an alle donatistischen Gemeinden zu schicken, die unter ihnen als Missionare wirken und sie zur rechtgläubigen Kirche zurückführen sollten. Es war daher leicht begreiflich, daß nicht nur die träge Masse, sondern auch viele ernste Gläubiger sich vom Donatismus abwandten und zu ihr übertraten. Und noch mancher andere wäre ihnen gefolgt, wenn nicht die Furcht vor den Circumcellionen ihn zurückgehalten hätte.

Denn jetzt, wo die Sekte im Niedergang war, erwachte in diesen ihren fanatischsten Mitgliedern der Glaubenseifer mit doppelter Wildheit, und natürlich wandte er sich vor allem gegen die Apostaten. Ein abgefallener Presbyter wurde von ihnen aus seinem Hause geschleppt, mit Stöcken geprügelt, in einer Pfütze herumgewälzt und dann zwölf Tage lang gefangen gehalten, bis ein donatistischer Bischof aus

Furcht seine Freilassung erwirkte, und ähnliche Mißhandlungen hatten auch andere zu erdulden. Aber auch gegen diejenigen, welche als Rechtgläubige geboren waren, tobte die Wut der Circumcellionen, seitdem ihre Kirche wieder die verfolgte war, heftiger 359
als je vorher. Waren sie früher nur mit Knütteln bewaffnet gewesen, so zogen sie nun auch mit Äxten, Lanzen und Schwertern zu Felde. Nicht so sehr die Reichen bedrängten sie jetzt, wie die Geistlichen der rechtgläubigen Kirche, namentlich diejenigen, welche sich durch richterliche Entscheidung donatistische Bethäuser hatten überweisen lassen. Sie verbrannten oder verwüsteten ihre Häuser, lauerten ihnen an den Straßen auf, und wer in ihre Hände fiel, wurde mit ausgesuchter Grausamkeit mißhandelt. So pflegten sie ihren Opfern ungelöschten Kalk in die Augen zu schmieren, und als dieses nicht in jedem Falle vollständige Blendung herbeiführte, mischten sie ihn zu besser gesicherter Wirkung mit Essig. Die Furcht vor ihnen wurde so groß, daß sich für den Klerus der orthodoxen Kirche gar keine Bewerber mehr finden wollten; und doch hatte man früher den Zudrang zu ihm durch Gesetze einschränken müssen, schon weil seine Befreiung von den munizipalen Lasten mächtig für ihn warb. Diese stete Bedrohung war der Grund, warum die Bischöfe der rechtgläubigen Kirche am 6. Juni 404 nach langem Zaudern beschlossen, eine Gesandtschaft an den Kaiser zu schicken, die ihn bitten sollte, daß er ihnen seinen Schutz gewähre und zu diesem Zwecke die Ketzergesetze von neuem einschärfe.

Man hatte vorher alles versucht, um ohne Anrufung der Staatsgewalt einen Frieden herbeizuführen. Noch am 25. August 403 hatte ein Konzil beschlossen,

die Donatisten aufzufordern, daß sie Abgesandte wählen sollten, mit denen auf einem Religionsgespräch die streitigen Fragen erörtert und, wenn möglich, eine Einigung herbeigeführt werden sollte; doch wurde
360 dies schroff zurückgewiesen. Als trotzdem Possidius von Calama seinen donatistischen Gegenbischof Crispinus zu einer Disputation herausforderte, ließ dieser ihm durch eine Schar Circumcellionen auf der Straße auflauern. Er wurde in einem Landhause, in das er
10 sich geflüchtet hatte, belagert; man machte den Versuch, es anzuzünden, drang endlich hinein und bemächtigte sich seiner, um ihn zu mißhandeln und zu beschimpfen. Da man die Mitschuld des Crispinus, obgleich jeder von ihr überzeugt war, doch gerichtlich nicht beweisen konnte, verklagte man ihn nur
15 nach dem Ketzergesetz des Theodosius auf Zahlung von zehn Pfund Gold. Doch als er verurteilt wurde, legte Possidius selbst sogleich Fürbitte ein, daß ihm die Strafe erlassen werde. Er aber wollte keine Be-
20 gnadigung annehmen, sondern beanspruchte in einer Appellation an den Kaiser völlige Freisprechung, und das nicht ohne rechtlichen Grund. Denn das Gesetz wendete sich gegen Ketzer; die Donatisten aber behaupteten, die einzig echte katholische Kirche zu
25 vertreten, und auch ihre Gegner gaben zu, daß sich gegen ihre dogmatischen Überzeugungen nichts einwenden ließ. Gleichwohl bestätigte Honorius das Urteil; auch jetzt aber erwirkten die rechtgläubigen Bischöfe, daß die Strafsumme nicht beigetrieben
30 wurde. Denn ihnen lag alles daran, den traditionellen Vorwurf, daß sie den Donatismus durch staatliche Verfolgung bekämpften, mit der Tat zu widerlegen. Trotzdem konnten sie nicht umhin, durch jene Gesandtschaft den Schutz der Gesetze anzurufen; doch

wurde ihr ausdrücklich eingeschärft, sie solle vom Kaiser erbitten, daß die Strafbestimmungen gegen Ketzer nur auf solche Bischöfe angewendet würden, auf deren Gebiet die Circumcellionen eines ihrer gewöhnlichen Heldenstücke ausgeführt hatten. Vor 361
ihr aber war schon ein anderer Bote aus Afrika an den Hof gelangt, der die Gefahren des Donatismus mit so grauenvoller Handgreiflichkeit dem Kaiser vor Augen führte, daß er ihrer versöhnlichen Milde ganz den Boden entzog.

Der Bischof Maximianus von Bagai hatte sich durch richterlichen Spruch in eine Kirche einweisen lassen, die vorher von den Donatisten in Besitz genommen war. Als er hier Gottesdienst hielt, stürmte eine Bande Circumcellionen herein, zerschmetterte den Altar, unter dem er Schutz gesucht hatte, über seinem Haupte und mißhandelte ihn mit den Holzstücken, mit Knütteln und Messern aufs Grausamste. Zuletzt als man ihn schon für tot hielt, wurde er von einem Turm herabgeworfen; aber da er auf einen Misthaufen fiel, konnte er gerettet werden und nach Italien fliehen, um dort die Hilfe des Kaisers anzurufen. Der Anblick des ehrwürdigen Bischofs, dessen ganzer Leib nur e i n e fürchterliche Narbe war, erregte solche Empörung, daß Honorius noch vor dem Eintreffen der Gesandten ein viel strengeres Gesetz gegen die Donatisten erließ, als sie erbeten hätten. Wie am 12. Februar 405 verfügt wurde, sollte jeder, der eine Wiedertaufe vollzogen hatte, d. h. alle donatistischen Bischöfe, sein ganzes Vermögen verwirkt haben; jedes Gut, auf dem sektiererische Gottesdienste geduldet würden, sollte der Fiskus einziehn; kein Donatist solte ein gültiges Testament machen oder aus Testamenten und Schenkungen irgend etwas emp-

fangen dürfen. Endlich wurde sowohl den Statthaltern als auch ihren Officien und den städtischen Beamten die unnachsichtige Ausführung dieses Gesetzes bei zwanzig Pfund Gold (18272 Mk.) Strafe
362 zur Pflicht gemacht. Natürlich wurden jetzt die Kirchen der Donatisten eingezogen und mit ihrem ganzen Besitz den Rechtgläubigen zugewiesen.

Zu anderer Zeit hätte die Sekte vielleicht daraus neue Kraft gesogen, daß sie sich jetzt wieder mit
10 Recht als die verfolgte Kirche aufspielen konnte; damals aber waren die Gemüter durch die Milde der rechtgläubigen Bischöfe und das Wüten der Circumcellionen so vorbereitet, daß das Gesetz die beabsichtigte Wirkung tat. In Scharen kamen die Be-
15 kehrten, um die Handauflegung zu empfangen, die sie von der Sünde des Schismas absolvierte; ganze Städte, die vorher fast ausschließlich von Donatisten bewohnt waren, wurden mit einem Schlage rechtgläubig. Denn auch die Gefahr der Circumcellionen
20 nahm ab, weil die donatistischen Bischöfe selbst sie jetzt zur Ruhe ermahnten und, was sie raubten, zu ersetzen versprachen. Doch blieb die Sekte noch immer zahlreich genug, und bald sollte sie neue Hoffnungen schöpfen.

25 Stilicho, der im Namen des schwachen Honorius das Westreich regierte, wurde am 22. August 408 ermordet, und weil die Donatisten nicht ohne Grund das gegen sie gerichtete Gesetz ihm zuschrieben, betrachteten sie es jetzt als aufgehoben. Kaum war die
30 Nachricht seines Todes nach Afrika gelangt, so erhoben sich die Circumcellionen zu neuen Mißhandlungen und Morden. Das Andenken Gildos, der durch Stilicho gefallen war, wurde wieder gefeiert und eine Wiederkehr der goldenen Tage erhofft, welche die

Sekte unter ihm gehabt hatte. Doch man sollte sich täuschen: Olympius, der die Erbschaft der gestürzten Größe angetreten hatte, war ein Orthodoxer von nicht geringerem Eifer, und sobald eine Gesandtschaft der rechtgläubigen Geistlichkeit ihn von den Zuständen 363
unterrichtet hatte, die in Afrika eingetreten waren, wurden die Gesetze gegen die Donatisten von neuem eingeschärft. Augustin bat den Prokonsul, gegen die Schuldigen wenigstens keine Todesstrafen zu verhängen; denn er empfand sehr richtig, daß es seiner Kirche nur schaden konnte, wenn sie als Verfolgerin auftrat. Doch am Hofe von Ravenna wußte man es besser. Durch ein Gesetz vom 15. Januar 409 wurden die Beamten, welche nicht scharf genug vorgegangen waren, streng getadelt und für die Zukunft mit harten Strafen bedroht. Man sollte nicht warten, bis die Geschädigten selbst klagten, sondern jeden Angriff auf die orthodoxe Geistlichkeit, sobald man davon Kunde erhielt, von Amts wegen verfolgen. Auf die frommen Fürbitten der Bischöfe solle keine Rücksicht genommen werden oder doch nur soweit, daß die früheren Verbrechen nur mit Vermögensverlust und Deportation oder Bergwerksarbeit gestraft würden; doch für alle künftigen solle unnachsichtig die Todesstrafe ausgesprochen werden. So hätten die Circumcellionen die schönste Gelegenheit gehabt, sich die heißersehnte Märtyrerpalme zu verdienen, wenn nicht der Einfluß der Bischöfe stark genug geblieben wäre, um trotz der Gesetze die Beamten zurückzuhalten und ihre Strafurteile zu mildern. Gewalttat und Mordbrennerei vergalten diese Großherzigkeit; dutzendweise wurden die Rechtgläubigen mit Knüttel und Messer gezwungen, sich wiedertaufen zu lassen; man wagte sogar, durch den öffentlichen Ausrufer zu verkündigen, wer mit

einem bestimmten Bischof kommuniziere, dem werde der rote Hahn aufs Dach fliegen. Doch dies wilde Treiben diente eher dazu, den Rückgang der Sekte zu beschleunigen, als aufzuhalten. Wohl gab es noch
364 immer an dreihundert donatistische Bischöfe; denn soweit dies irgend tunlich war, ersetzte man den Abgang durch neue Ordinationen. Doch wer so, eskortiert von brüllenden Circumcellionen, eine Kirche in Besitz nahm, der fand darin nur dürftige Reste der
10 früheren Gemeinde. Und endlich eröffnete sich den Rechtgläubigen die Möglichkeit, ihre Gegner zu einem Religionsgespräch zu veranlassen und so die Handhabe zu noch wirksamerer Mission zu gewinnen.

Als sie im Jahre 403 die Donatisten dazu auf-
15 forderten, hatte deren Führer, Primianus von Karthago, geantwortet: „Es wäre unwürdig, wenn die Söhne der Märtyrer mit der Brut der Traditoren an einem Orte zusammenkämen.“ Doch als er später auf Grund der neuen Ketzergesetze verurteilt war und auf
20 seine Appellation sich vor dem Praefecten in Ravenna verteidigen mußte, ließ er sich im Eifer des Rechtsstreites das Wort entschlüpfen, daß er selbst eine Disputation wünsche (30. Januar 406). Er mochte hoffen, daß diese Erklärung in den Gerichtsakten be-
25 graben bleibe, und eine Zeitlang scheint dies sich wirklich erfüllt zu haben; doch endlich wurde sie auch in Afrika bekannt, und am 14. Juni 410 beschloß ein Konzil in Karthago, den Kaiser durch eine Gesandtschaft zu bitten, daß er jetzt, wo beide Parteien sich
30 in dem gleichen Wunsche zu begegnen schienen, ein Religionsgespräch anordne.

In Ravenna war im Jahre 409 Olympius gestürzt worden; sehr bald darauf hatten heidnische Würdenträger sich des entscheidenden Einflusses bemächtigt

und ein Gesetz veranlaßt, das dem Westreiche volle Religionsfreiheit gewährte. Dies hätte auch den Donatisten zugute kommen müssen, wenn nicht schon nach wenigen Monaten der Wind bei Hofe umgeschlagen wäre. Schon am 25. August 410 wurde jenes Tole- 365
ranzgesetz aufgehoben und die Strafbestimmungen gegen die Ketzer in ihrer alten Schärfe wiederhergestellt. Das war genau die Zeit, zu der die Gesandtschaft in Ravenna angelangt sein konnte. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß sie die Erneuerung der 10
Ketzergesetze, wenn nicht veranlaßt, so doch beeinflußt hat. Dies suchte man später in Dunkel zu hüllen, da man nichts mehr scheute als die Anklage, Verfolgungen hervorgerufen zu haben; aber der staatliche Zwang hatte sich in den letzten Jahren so erfolgreich 15
erwiesen, daß man nicht auf ihn verzichten mochte. Doch empfand man dies wie eine Art Schuld und suchte sie dadurch gutzumachen, daß man den Donatisten für das Religionsgespräch die günstigsten Bedingungen gewährte. Die Gesetze waren ja zum 20
Schutze der katholischen Kirche gegeben, und auch sie behaupteten, die echte katholische Kirche zu sein. Welche Partei den Anspruch habe, sich mit Recht diesen Titel beizulegen, das sollte erst die Disputation entscheiden und bis dahin beide als ganz gleichwertig 25
behandelt werden. Das Ketzergesetz, das man erwirkt hatte, konnte also auf die Donatisten erst angewandt werden, nachdem man mit guten Gründen erwiesen hatte, daß sie wirklich Ketzer waren.

Demgemäß verfuhr der Notar Flavius Marcellinus, 30
dem der Kaiser durch Reskript vom 14. Oktober 410 die Leitung des Religionsgespräches und die abschließende Urteilsfällung übertrug. Sobald er in Afrika angelangt war, ließ er den donatistischen

Bischöfen die Kirchen, die man ihnen früher genommen hatte, wieder überweisen, setzte alle Strafbestimmungen, die gegen sie ergangen waren, vor-
366 läufig außer Kraft und forderte sie auf, nach eigner freier Wahl einen Mann zu bestellen, der ihm gleichberechtigt bei seinem Richtertamt zur Seite stehn sollte. Sie wiesen dies zurück, weil sie ihrer Sache mißtrauten und sich die Möglichkeit, den Urteilsspruch anzufechten, offenhalten wollten. Die Rechtgläubigen erklärten sich schriftlich bereit, wenn sie unterlägen, auf ihre Bistümer zu verzichten; blieben sie dagegen Sieger, sollte den donatistischen, welche sich der Entscheidung unterwürfen, der volle Genuß ihrer kirchlichen Würden erhalten bleiben, obgleich dadurch in zahlreichen Städten Doppelbistümer entstehen mußten. Diese wolle man solange dulden und sich untereinander vertragen, bis einer der beiden Konkurrenten mit dem Tode abgehe; verlange aber in irgendeiner Stadt das Volk einen einheitlichen Bischof, so sollten beide abdanken und eine Neuwahl stattfinden. So hatte man in einem Konzil, an dem beinahe dreihundert Bischöfe teilnahmen, einstimmig beschlossen; ein schönes Zeichen für die Opferfreudigkeit und Friedensliebe der Rechtgläubigen. Demgegenüber zeigten sich die Donatisten nur um so halsstarriger und böswilliger. Da Marcellinus in einer übergroßen Versammlung Tumulte und Störungen befürchtete, sollten nach seiner Verfügung nur wenige Männer, die von ihren Parteien ausgewählt und bevollmächtigt waren, das Religionsgespräch führen. Jene dagegen verlangten, daß alle afrikanischen Bischöfe ohne Ausnahme zuzulassen seien. Denn sie w o l l t e n stören und die Gegner niederschreien und haben es später, obgleich ihre Forderung abgewiesen

wurde, auch bei geringer Zahl getan. Vor allem aber wünschten sie durch ihre Menge zu imponieren, weil sie hofften, daß man sich scheuen werde, gegen eine so große Religionsgemeinschaft das Verdammungs- 367
urteil auszusprechen. Da die Rechtgläubigen sich 5
auch hierin nachgiebig zeigten, so gelangte man zu dem Kompromiß, daß zwar alle Bischöfe nach Karthago einzuladen seien, damit sie persönlich ihr Mandat bestätigen könnten, aber doch nur die kleine Zahl von sechsunddreißig, die Marcellinus anfangs 10
vorgeschlagen hatte, bei der Disputation selbst anwesend sein sollte. Die andern wollte man dadurch über die Verhandlungen und ihren Ausgang unterrichten, daß das Protokoll veröffentlicht werden sollte. Zu diesem Zwecke wurde es mit ganz besonderer 15
Sorgfalt geführt, und der größte Teil ist auch noch uns erhalten.

Die Donatisten boten an Bischöfen auf, was nur gehen und stehen konnte; selbst Kranke und schwache Greise mußten mit. So zogen sie in einer stattlichen 20
Prozession von mehr als zweihundertundsiebzig Bischöfen und den dazugehörigen niederen Klerikern feierlich in Karthago ein. Doch damit war auch ihr Triumph zu Ende; als am 1. Juni 411 die Disputation begann, zeigte es sich gleich von Anfang an, daß sie 25
daran verzweifelten, durch sachliche Gründe den Sieg zu gewinnen. Sie treiben die unwürdigste Obstruktion, verstecken sich hinter juristischen Formelkram und suchen durch elende Advokatenkniffe das Eingehen auf die wesentlichen Fragen zuerst ganz zu ver- 30
hindern, dann wenigstens nach Möglichkeit zu verschleppen. Der Richter zeigt dabei eine Unparteilichkeit, die fast übertrieben ist; mit unerschöpflicher Geduld erfüllt er alle Forderungen der Donatisten,

die irgend erfüllbar sind, auch wenn sie nur darauf abzielen, die Gegner nicht zu Worte kommen zu lassen. So werden die Verhandlungen ins Unendliche gezerrt;
368 erst in der dritten Sitzung erreichen die Rechtgläubigen nach langen Kämpfen, daß man überhaupt zur sachlichen Frage gelangt. Noch in der letzten Stunde fordert der Hauptredner der Donatisten unter dem Vorwande, sich heiser geschrien zu haben, der freilich nicht ganz unbegründet sein mochte, daß die Disputation vertagt werde. Doch man setzt es durch, daß sie zu Ende geführt wird und Marcellinus, wenn auch erst in später Nacht, seinen Spruch fällen kann. Dieser lautete, wie er nach den vorgelegten Beweisstücken lauten mußte: den Orthodoxen wurden die Rechte der katholischen Kirche zuerkannt, und gegen die Donatisten traten die Ketzergesetze in Kraft.

Die Unterlegenen appellierten an den Kaiser und wurden natürlich auch von ihm verurteilt. Sie behaupteten, daß der Richter bestochen worden sei, doch ehrlich konnten sie dies selbst nicht glauben; schon ihr hinterhaltiges Verfahren verurteilte sie. Eins aber hatten sie durch ihre juristischen Kniffe erreicht: das Protokoll, aus dem weitere Kreise sich über den Ausgang der Disputation unterrichten sollten, war für die meisten unlesbar geworden, weil unter langen und langweiligen Debatten über leeren Formelkram das Wesentliche des Beweises fast verschwand. Zwar wurde das Schriftstück in den meisten rechtgläubigen Kirchen verlesen und dies alljährlich wiederholt; doch die Gemeinde verstand es nicht. Aber Augustin half dem ab, indem er einen kurzen Auszug als kleines Büchlein veröffentlichte, einen andern noch kürzeren in Briefform nach allen Himmelsrichtungen verschickte. Und die Wirkung wurde noch verstärkt durch ein Gesetz

vom 30. Januar 412, das alle Donatisten, falls sie nicht zur katholischen Kirche übertraten, mit schweren Geldstrafen und, wenn sie hartnäckig blieben, mit dem Verlust ihres ganzen Vermögens bedrohte. Sklaven 369
und Colonen sollten von ihren Herren, wenn diese nicht selber straffällig werden wollten, durch Prügel bekehrt, die donatistischen Kirchen rechtgläubigen Geistlichen zugewiesen, die Bischöfe und Kleriker der Sekte aus Afrika verbannt werden.

Auch bei diesem Gesetz hat man es mit der Ausführung nicht sehr streng genommen, obgleich es am 17. Juni 414 noch mit Verschärfungen wiederholt wurde. Man sah es nicht ungern, wenn die donatistischen Geistlichen sich ihrer Bestrafung durch die Flucht entzogen, und lebten sie dann irgendwo in der Stille, so forschte man ihnen nicht nach. Ja selbst bei denen, die ihre Kirchen offen zu behaupten wagten, zögerte man mitunter jahrelang, ehe man Gewalt gegen sie brauchte. Unterdessen ging das Bekehrungswerk seinen Gang, und viele Tausende kehrten in den Schoß der anerkannten Kirche zurück, ein großer Teil freilich nur, weil er sich vor den Strafen der Gesetze scheute. Doch viele blieben auch jetzt noch der unterliegenden Fahne treu; namentlich unter den Colonen und Sklaven, denen mit der Peitsche der rechte Glaube eingebläut werden sollte, regte sich ein furchtbarer Widerstand. Grausamer als je vorher tobten die Circumcellionen: einem donatistischen Bischof, der sich hatte bekehren lassen, schnitten sie die Zunge heraus und hackten ihm beide Hände ab. Man löste ihren Orden auf und zwang seine Mitglieder, als Colonen die Güter der afrikanischen Grundbesitzer zu bebauen. Doch die verzweifelten Fanatiker, die sich diesem Schicksal zu entziehen wuß-

ten, blieben noch immer furchtbar. Und wollte man jene neuen Bauern in die Kirche schleppen, so verschlossen sie sich oft in ihren Hütten und steckten
370 sich das Dach über dem Kopfe an. Die so für ihren
5 Glauben starben, zählten nach Tausenden, so daß diejenigen, welche die Gesetze des Kaisers vollstrecken sollten, ein Grauen vor den Folgen überkam. Als man volle sieben Jahre nach dem Erlaß des Ketzergesetzes von 412 sich endlich entschloß, den Bischof von
10 Thamugadi mit Waffengewalt aus seiner Kirche zu treiben, da drohte er, sich mit seiner ganzen Gemeinde in ihr zu verbrennen, und man wagte nicht, es darauf ankommen zu lassen. So konnten die Donatisten noch neue Ordinationen vollziehen und sogar Konzilien versam-
15 meln, an denen bis zu dreißig Bischöfen teilnahmen.

Neben jenen kühnen Glaubenskämpfern standen andere, die in trüber Ergebung sich dem Gesetze beugten, aber dennoch die Treue bewahrten. Der greise Bischof Emeritus von Caesarea genoß durch
20 tiefe Bildung und reinen Charakter auch bei den Gegnern der höchsten Achtung. Augustin hatte daher schon früher an ihn geschrieben und ihn brieflich zu bekehren versucht, natürlich ohne Erfolg. Bei der Disputation von 411 war er dann einer der Haupt-
25 redner der Donatisten gewesen und hatte wieder einmal den Beweis geführt, daß, wo man um Prinzipien streitet, seien es politische oder religiöse, auch der anständigste Mensch aufhört, anständig zu sein, und jedes Mittel für erlaubt hält. Denn seine Polemik
30 war ebenso verlogen und rabulistisch, wie die seiner Genossen. Aber nachdem der Sieg seiner Gegner entschieden war, hatte er sich, wie beschämt, in die Einsamkeit zurückgezogen. So waren sieben Jahre vergangen, als er plötzlich wieder in seinem geliebten

Caesarea erschien und beim Gottesdienst in der ihm so vertrauten Kirche bescheiden unter den Zuhörern Platz nahm. Zufällig war gerade Augustin an- 371
wesend und hielt die Predigt. Mit innigen Worten begrüßte er den würdigen Greis und forderte ihn vor der versammelten Gemeinde, die dicht geschart ihm lauschte, zur Versöhnung auf. Auch der Bischof der Stadt erklärte sich bereit, ihn als hochgeehrten Kollegen neben sich zu dulden, falls er sich zur Kommunion mit ihm entschließen könne. Um ihn zum Übertritt zu bestimmen, veranlaßte man ihn zu einer neuen Disputation; doch sie blieb ein Monolog Augustins. Schweigend hörte Emeritus zu und ging dann schweigend von dannen. Er wußte nur zu gut, daß er die Gründe der Gegner nicht bekämpfen könne; aber was bedeuteten Gründe gegen seinen Glauben! So verzichtete er zum zweitenmal auf das Bistum, dem er so lange Jahre in Ehren vorgestanden hatte und das auch jetzt bereit war, ihn mit offenen Armen zu empfangen, und kehrte in seine traurige Verbannung zurück, ein rührendes Bild mißleiteter Glaubenstreue.

Was sonst von den Donatisten übrig war, harrte unruhig auf eine politische Umwälzung, die ihnen Luft schaffen möchte, wie es einst die Auflehnungen des Firmus und des Gildo getan hatten. Mancher alte Circumcellione, der mit dem Stock zur rechtgläubigen Kirche bekehrt war, mochte auch seinen dicken Stock bereithalten, um ihn jedem Feinde des kaiserlichen Verfolgers zur Verfügung zu stellen. Schon früher hatte man mit den gothischen Hilfstruppen in Afrika Verbindungen anzuknüpfen gesucht, indem man ihnen vorredete, daß ihr arianischer Glaube sich von dem donatistischen gar nicht unterscheide. So stolz man

immer auf seine Rechtgläubigkeit gewesen war, trug man doch keine Bedenken, sich im Hasse gegen die
372 sieghafte Kirche auch mit anerkannten Ketzern zu verbinden. Als dann im Jahre 429 die Vandalen in Afrika einbrachen, scheinen sie in den Donatisten bereitwillige Helfer gefunden zu haben. Noch im Jahre 434 kam es zwischen ihnen und den Katholiken zu blutigen Kämpfen. So ist die Sekte bis tief ins sechste Jahrhundert hinein nachweisbar; wahrscheinlich hat ihr erst der Sieg des Islam zugleich mit dem Christentum selbst ein Ende gemacht.

Wir haben schon hier die Geschichte des Donatismus bis zu ihrem Ende verfolgt, weil sie sich nur in Afrika abspielte und in den Zusammenhang der großen Weltereignisse, die das ganze Reich erschütterten, selten hinübergriff. So bildet sie ein scharf abgegrenztes Kapitel der Religionsgeschichte, das in seinem vollen Umfange zu übersehen in vielen Beziehungen lehrreich ist. Der donatistische Streit hat mehr als ein Jahrhundert lang alle Provinzen Afrikas mit Aufruhr und Brandstiftung erfüllt, Werte von Millionen vernichtet und Tausende von Menschenleben gekostet. Und doch war sein Grund nichts weiter als eine Bischofswahl, die nicht ungesetzlich, aber illoyal verlaufen war. Doch Loyalität war keine Tugend, die im christlichen Sittenkodex stand; eine Verfehlung dagegen genügte also nicht, um die Wahl rückgängig zu machen. So hatte man mit bewußter Lüge die Verteidigung der reinen Kirche gegen die Traditoren auf seine Fahne geschrieben und damit ein Stichwort gefunden, das zündete. Das Volk ließ sich von seinen Bischöfen hinreißen; es schrie laut auf den Straßen, was sie von ihren Kanzeln predigten, und war endlich bereit, es auch mit Knüttel und

Brandfackel zu verteidigen. Denn als das Geschlecht ausgestorben war, das die Tatsachen noch aus eigener Anschauung kannte, da war die Lüge zur Überliefe- 373
rung der Väter und damit zur heiligen Glaubenswahrheit geworden, für die zu kämpfen und zu sterben der höchste Ruhm des Christen war. Mochten die Gegner mit noch so guten Gründen die Vernunft zu überzeugen suchen, was bedeutete das gegen den Glauben, der höher war als alle Vernunft! Und beruhte nicht auch das Christentum selbst auf der Überlieferung der Väter? War es nicht auch „den Weisen eine Torheit", und klangen die Gründe, die heidnische Philosophen oder gottlose Ketzer dagegen anführten, nicht auch bestechend genug? Wenn die Donatisten ohne Grübeln und sündigen Zweifel hinnahmen, was ihnen gelehrt war, so taten sie genau das, was die christliche Sittenlehre von ihnen verlangte.

Auch daß sie die Wiedertaufe vollzogen, vor der jeder Christ Scheu hegte, beruhte auf der Autorität Cyprians, der unter den Vätern der afrikanischen Kirche mit Recht der höchstgeehrte war. Die Gegner konnten sie nicht widerlegen, ohne anzuerkennen, daß ein so großer Heiliger geirrt habe, eine Behauptung, die man damals nur schüchtern auszusprechen wagte. Wenn die Donatisten sie mit Entrüstung zurückwiesen, handelten sie also durchaus im Geiste ihrer Zeit und ihrer Religion.

Und war nicht auch ihr Kampf gegen die Staatsgewalt echt christlich? Drei Jahrhunderte lang hatte der neue Glaube ihn geführt und sich dabei gewöhnt, die Vertreterin der bösen Welt als seine natürliche Feindin anzusehn. Auch darin bewahrte der Donatismus die Überlieferung der Väter, daß er an dieser Sinnesart festhielt, während die offizielle Kirche sich

den christlichen Kaisern unterwarf. Wohl predigte
371 die Bibel Gehorsam gegen die Obrigkeit, zugleich aber auch, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Die frühere Zeit hatte beides zu vereinen gemeint, indem sie den heidnischen Beamten nur passiven Widerstand leistete; doch das kräftigere Geschlecht, das seitdem aus germanischem Blut erwachsen war, mochte nicht nur leidend für seinen Glauben einstehn. Es drängte sich gleichfalls zum Martyrium, wie die Heiligen der Vorzeit es getan hatten, aber zu einem Martyrium mit der Waffe in der Faust. Dieser Kampf gegen die weltliche Macht hat sich dann durch das ganze Mittelalter fortgesetzt und ist noch heute nicht erloschen. Und wenn die Circumcellionen ihre Knüttel gegen die Traditoren schwangen, so waren das Kreuzzüge von ebenso totverachtender Frömmigkeit wie diejenigen, welche später die Ritterschaft des Abendlandes trieben, sich für den Traum vom Heiligen Grabe zu Hunderttausenden hinschlachten zu lassen.

Weil ein Traditor den Caecilian geweiht hatte, waren nach der Lehre der Donatisten er selbst und alle Priester, die später von ihm oder seinen Nachfolgern die Weihen empfingen, von der Sünde seines Ordinators angesteckt. Dieser war der geistliche Vater gewesen, dessen Schuld sich wie ein unendlicher Faden durch die Jahrhunderte hinzog und nicht nur seine Söhne mit verstrickte, sondern sich auch auf alle übertrug, die mit ihnen in Kirchengemeinschaft traten. Dies bekämpften die Katholiken, übersahen aber dabei, daß es im Grunde nichts anderes war, als die Lehre von der Erbsünde, die auch sie anerkannten. Wenn die geringe Verfehlung Adams alle seine Nachkommen zur Hölle verdammte, warum sollte die

Traditio des Felix von Aptungi nicht ebenso wirken, 375
um so mehr als hier die Sohnschaft eine freiwillige und dadurch um so schuldhaftere war? Und wenn sie einwandten, daß unmöglich alle christlichen Gemeinden, die außerhalb Afrikas über die ganze Welt zerstreut seien, an dem Verrat des Felix teilhaben könnten, schon weil die meisten wahrscheinlich nicht einmal seinen Namen gehört hätten, so war auch dies nicht stichhaltig. Denn die zahllosen Heiden, die seit Anfang der Menschheit gelebt hatten, wußten nichts von Adam und seinem Apfelbiß und waren doch um seinetwillen unrettbar verloren. So zog der Donatismus auch in dieser Beziehung nur die Konsequenzen des Christentums.

Daß seine Lehren mit vielen Bibelstellen im Widerspruch standen, ist ihm von den Katholiken zwar bewiesen worden; aber welche christliche Theorie gab es, die sich nicht hier und da mit der Heiligen Schrift hätte abfinden müssen? Natürlich wußten auch diese Schismatiker Deutungen zu entdecken, die in ihren Kram paßten, und Donatus selbst hatte sogar Stimmen vom Himmel gehört, welche die Richtigkeit seines Glauben über jeden Zweifel erhoben.

Vielleicht war es das dunkle Gefühl, daß auch die Irrtümer der Donatisten in ihrem eigenen Glauben wurzelten, was die orthodoxe Kirche gegen sie nachsichtig machte. Denn im Kampfe gegen diese Ketzer hat sie eine so großherzige Milde bewiesen, wie sie ihr sonst keineswegs eigen war. Schonend achtete sie den stumpfen Glauben an die Überlieferung der Väter, obgleich diese Überlieferung durch und durch lügenhaft war, während sie gleichzeitig einem selbständigen und klaren Denken, wie es der Lehre des Arius zugrunde lag, die härteste Intoleranz entgegensetzte.

Zwölftes Kapitel.

Melitianer und Arianer.

376 Auch im orientalischen Reichsteil brachte das Aufhören der Verfolgung nicht fromme Dankbarkeit und sittliche Läuterung, sondern gegenseitiges Verketzern, Haß und Gezänk. Diocletian hatte alle Mittel der Grausamkeit aufgeboten, um die Christen zum Opfern zu bewegen. Doch während man die niederen Leute mitunter scharenweise zur Schlachtbank schleppte, schonte man oft das Leben der vornehmeren Gefangenen und hielt sie jahrelang im Kerker fest. Wahrscheinlich hoffte man, sie so allmählich mürbe zu machen; denn wenn auch sie zum Heidentum abfielen, mußte dies natürlich von besonderer Wirkung auf die große Masse sein. Ihre Gefängnisse bestanden nicht in kleinen Einzelzellen, sondern ganze Scharen hausten zusammen in demselben Raum und waren nicht verhindert, hier Besuche anzunehmen, die ihnen meist Geschenke, vor allem Nahrungsmittel, überbrachten. So befanden sich auch die beiden ägyptischen Bischöfe, Petrus von Alexandria und Melitius von Lykopolis, zugleich mit zahlreichen Leidensgenossen in demselben Kerker. Zu ihnen kamen viele, die sich durch die Folter oder die Furcht davor zum Opfern hatten bestimmen lassen, und baten die Bekenner reuig um Absolution und Wiederaufnahme

in die Kirchengemeinschaft. Über die Behandlung 377
dieser Abgefallenen entspann sich der Streit, der in seinen weiteren Folgen zur Entstehung des Arianismus führen und so für das ganze Reich verhängnisvoll werden sollte.

Melitius war der Meinung, solange die Verfolgung dauere, dürfe man überhaupt keinen Abgefallenen zulassen, weil sonst sein Beispiel auch andere verlocken könne, es mit dem Festhalten am Glauben leicht zu nehmen, wenn die Folgen der Untreue sich so schnell beseitigen ließen. Erst nachdem die Gefahr vorüber sei, solle man den Reuigen die Möglichkeit gewähren, durch ernste und langdauernde Bußen allmählich wieder in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Doch sollten die Kleriker unter ihnen ihr geistliches Amt verlieren und für alle Folgezeit zu Laien degradiert werden. Petrus dagegen wollte zwar Bußübungen fordern, aber die Bittenden weder mit einer dauernden Schmach belegen noch lange warten lassen, damit sie nicht durch Furcht und Gewohnheit ganz im Heidentum festgehalten würden. Diese Ansicht war höchst vernünftig, wollte aber den Gefangenen, die alle bereit waren, das Martyrium auf sich zu nehmen, und das gleiche auch von ihren Glaubensgenossen fordern zu dürfen meinten, in ihrem heiligen Eifer nicht einleuchten. Die große Mehrzahl, darunter die meisten Kleriker, schloß sich dem Melitius an. Doch Petrus durfte als Primas der ägyptischen Kirche von allen ihren Angehörigen Gehorsam fordern; er empfand jenen Widerspruch als Insubordination und wollte auch im Kerker seine geistliche Macht ausüben. Er teilte den Raum, indem er in der Mitte desselben einen Mantel als Vorhang ausspannte, und ließ feierlich durch einen Diakonen ausrufen, wer zu ihm halte,

solle auf die eine Seite treten, wer zu Melitius, auf die andere. Wenige fanden sich, die seine Autorität anerkennen wollten, doch um so höher stieg die Erbitterung des herrschgewohnten Kirchenfürsten. Er brach jeden Verkehr mit Melitius und seinen Genossen ab, erklärte sie für Schismatiker, und rechts und links des improvisierten Vorhangs wurden seitdem gesonderte Gottesdienste gehalten. Die fanatische Rechthaberei, die hartköpfige Unduldsamkeit, die das Christentum von jeher ausgezeichnet hatten, stifteten unter seinen Bekennern bittere Feindschaft selbst innerhalb der Kerkermauern, wo beide Teile gemeinsam den Tod erwarteten. 378

Doch fürs erste sollten sie ihm noch entgehen. Als Diocletian am 1. Mai 305 die Herrschaft niedergelegt hatte, meinte Maximinus Daja, der ihm in der Regierung des Orients nachgefolgt war, die Christen seien durch zwei Jahre der Verfolgung genügend eingeschreckt, um jetzt auch sanfteren Mitteln der Bekehrung zugänglich zu sein. Die Prozesse gegen sie wurden zeitweilig eingestellt und die Gefangenen aus den stinkenden Kerkern entlassen. Sogleich benutzte Petrus die neugewonnene Freiheit, um sich an seinem Gegner zu rächen: er berief für die Osterzeit 306 eine Synode, die seine Bußpraxis bestätigte und Melitius aus der Kirchengemeinschaft ausschloß.

Doch schon vorher war ein Befehl erlassen, der die Verfolgung erneuerte. Melitius wurde wieder gefangen genommen und zur Zwangsarbeit in den Bergwerken von Phaeno in Palästina verurteilt, die als grauenvoller, fast sicheren Tod bringender Aufenthalt berüchtigt waren. Dies erhöhte das Ansehen, das er sich schon vorher als Bekenner erworben hatte, und ließ das Urteil der ägyptischen Synode um so unge-

rechter erscheinen. Er benutzte das, um in den 879
Städten, wo er auf seiner langsamen Fußreise nach Palästina als Gefangener Rast machte, Bischöfe und andere Geistliche zu weihen, welche die Gemeinschaft des Petrus verwarfen. So gründete er eine weitverbreitete Sekte, die sich die Kirche der Märtyrer nannte, und in den Bergwerken wiederholte sich das traurige Schauspiel der Uneinigkeit, das die Christen schon vorher im Kerker gegeben hatten. Die Anhänger des Melitius sonderten sich streng von denen, welche an Petrus festhielten; jede Partei hielt ihre Gottesdienste für sich und verketzerte die andere.

Auf Befehl Maximins wurde plötzlich auch Petrus ergriffen und am 25. November 311 enthauptet. Melitius dagegen rettete sein Leben, und wie seine Gegner später behaupteten, hatte er es durch heidnisches Opfer erkauft. In jener Zeit, wo bei kirchlichen Streitigkeiten fast jeder es für erlaubt hielt, den Gegner mit allen Mitteln der Verleumdung anzuschwärzen, will dieser Vorwurf zwar nicht viel bedeuten. Denn kein Geistlicher, der aus der Verfolgung seine gesunden Glieder gerettet hatte, war davor sicher. Gleichwohl raubte der Tod des Petrus der Gegenpartei das Recht, sich allein die Kirche der Märtyrer zu nennen, und manches ihrer Mitglieder fiel von ihr ab. Doch schon der Umstand, daß sie Gegenbischöfe geweiht hatte, die sich auf ihren Thronen behaupten wollten, verlieh der Sekte die Fähigkeit, sich auch weiter zu erhalten.

Ein Jahr lang wagte man für Petrus keinen Nachfolger zu bestellen. Erst als gegen Ende 312 die Verfolgung milder wurde, trat Achillas an seine Stelle, starb aber schon nach fünf Monaten. Die Neuwahl für ihn muß in die Zeit gefallen sein, wo

380 auch im Orient durch das Toleranzedikt Maximins (I S. 147) die Christenheit ihren Frieden zurückerhielt. Sie war also von besonderer Bedeutung, weil man erwarten durfte, daß der Primas der ägyptischen Kirche seine ausgedehnte Macht künftig ungehemmt werde ausüben können. Die Mehrzahl der Stimmen schien dem Presbyter Arius sicher zu sein; doch er war nicht ehrgeizig und bestimmte daher seinen Anhang, für Alexander einzutreten. So wurde durch ihn selbst derjenige auf den vornehmsten Bischofssitz des Orients erhoben, der künftig sein erbitterter Gegner werden sollte.

Arius war ein beweglicher Geist von scharfem Denken und raschen, oft selbst übereilten Beschlüssen. Die stürmische Begeisterung, die ihn beseelte, machte ihn zum glänzenden Kanzelredner und wirkungsvollen Agitator; doch fehlte ihr die zielsichere Konsequenz, und wenn sie erschlafft war, fand man ihn leicht auch zu schwächlichem Nachgeben bereit. Schon im Beginn der Verfolgungszeit scheint er in Alexandria die Stelle eines Presbyter bekleidet zu haben. Als der Streit zwischen Petrus und Melitius ausbrach, schloß er sich der strengeren Richtung an, wie sie in der Kirche der Märtyrer vertreten war, und wurde dafür seines geistlichen Amtes beraubt. Doch unterwarf er sich bald dem Petrus, wahrscheinlich durch den Spruch des Konzils von 306 bestimmt, und ließ es sich sogar gefallen, daß er nur mit der geringeren Würde eines Diakonen wieder in die katholische Kirche aufgenommen wurde. Da aber sein Bischof in seiner Erbitterung gegen die Melitianer soweit ging, nicht einmal ihre Taufhandlungen als gültig anzuerkennen, sagte sich Arius abermals von ihm los und schloß sich wieder der unterdrückten Partei an. Das Martyrium

des Petrus bekehrte ihn zum zweitenmal; er bekannte 881
seine Reue und wurde von Achillas zum Diakonen ernannt und bald darauf wieder zum Presbyter befördert. Daß er als solcher trotz seines wiederholten Abfalls sehr schnell den Einfluß gewann, um beinahe zum Bischof gewählt zu werden und die Wahl Alexanders zu entscheiden, haben wir schon gesehen. Dieser belohnte ihn, indem er ihm die erste Stelle im Priesterkollegium, die ihm wahrscheinlich nach seinem Dienstalter zugekommen wäre, wenn die zeitweilige Ausstoßung aus der Kirche sie ihm nicht geraubt hätte, mit Überspringung der seitdem aufgerückten Vordermänner zuwies. Es ist begreiflich, daß dies die Kollegen des Arius erbitterte; namentlich ein gewisser Alexander mit dem Beinamen Baukalis, der durch ihn aus der ersten Stelle in die zweite hinabgedrückt worden war, soll ihn mit seinem Hasse verfolgt haben. Noch feindlicher aber standen die Melitianer dem Manne gegenüber, der einst der ihre gewesen, dann aber zweimal zum Renegaten geworden war, und das um so mehr, als sein hohes Ansehn ihnen gewiß noch manchen andern Parteigenossen abspenstig gemacht hatte.

Auch sie hatten für ihre alexandrinische Gemeinde einen Bischof bestellt, den Colluthus, der vorher gleichfalls Presbyter gewesen war. Dieser lauerte jetzt auf eine Gelegenheit, seine Sekte an Arius zu rächen.

Da predigte einmal der Angefeindete in seiner Kirche, die durch einen seltsamen Zufall denselben Beinamen, wie sein Gegner, Baukalis, führte, über die folgende Stelle der Sprüche Salomonis (8, 22 ff.): „Der Herr hat mich gegründet als Anfang seiner Wege; vor der Ewigkeit hat er mich eingesetzt. Im

382 Anfang, ehe er die Erde machte und ehe er die Abgründe machte, ehe die Quellen des Wassers hervorbrachen, ehe die Berge gegründet wurden, vor allen Hügeln zeugte er mich.“ Hieran anknüpfend entwickelte Arius die Lehre, daß Christus zwar das erste und vornehmste Geschöpf Gottes, aber doch aus dem Nichts erschaffen sei; daß es eine Zeit gegeben habe, in der er noch nicht da war; daß er seiner Natur nach auch das Böse in sich hätte aufnehmen können, aber aus freiem Willen das Gute gewählt habe. Wenn heute diese Sätze zum erstenmal auftauchten, nicht schon durch das nicänische Konzil verurteilt wären, würde selbst der orthodoxeste Theologe kaum etwas dagegen einzuwenden haben. Damals aber war die Verfolgung erst seit kurzem überstanden; Hunderte waren für Christus gestorben, Tausende hatten Gefängnis und Folterqualen erlitten oder waren in die Wüste geflohen, wo neben furchtbaren Entbehrungen die stete Gefahr der schweifenden Räuberscharen sie bedrohte. So war es den meisten Herzensbedürfnis, denjenigen, um deswillen sie diesen schweren Kampf ausgefochten hatten, in die höchste Höhe der Gottheit zu erheben, und alles, was seine Größe herabsetzen konnte, erschien ihnen als frevelhafte Lästerung. Dies hinderte nicht, daß viele der klarsten Geister ihrer Zeit die sehr guten Gründe des Arius auf sich wirken ließen; vor allem seine Gemeinde wird auch dieses Mal den Worten ihres vielbewunderten Predigers mit der alten Begeisterung gelauscht haben. Doch die Kirche der Märtyrer fühlte sich in dem hochgesteigerten Empfinden ihrer strengen Christlichkeit verletzt und nahm zugleich die Gelegenheit wahr, ihrem bestgehaßten Feinde einen Strick zu drehen. Colluthus denunzierte ihn öffentlich als Ketzer; wahrscheinlich war auch

Melitius damals in Alexandria und schloß sich diesem 383
Vorgehen an, das seiner Sekte die größten Vorteile versprach. Denn wenn sich der Bischof Alexander, wie zu erwarten stand, seines bevorzugten Presbyters annahm, so konnte man auch gegen ihn die Anklage der Ketzerei erheben, die schwerste, welche die Christenheit kannte. Gelang es aber, seine Absetzung durch ein Konzil zu erwirken, so war zu erhoffen, daß Colluthus als alleiniger Bischof von Alexandria anerkannt wurde und damit die Melitianer sich in Ägypten zur herrschenden Kirche erhoben. Wie der Donatismus aus der ehrgeizigen Nebenbuhlerschaft zweier Gegenbischöfe hervorgegangen war, so auch der Arianische Streit, der noch viel schwerere Folgen haben sollte.

Alexander hatte längere Zeit vergehen lassen, ohne von den gefährlichen Lehren seines Presbyters Notiz zu nehmen. Als aber die Melitianer Lärm schlugen, erkannte er die Gefahr, in der auch er selbst schwebte, und suchte ihr dadurch vorzubeugen, daß er geflissentlich die größte Unparteilichkeit zur Schau trug. Die Frage nach dem Verhältnis von Gott und Christus war schon im dritten Jahrhundert durch einen Brief des Bischofs Dionysius von Alexandria angeregt und von Rom in dem Sinne entschieden worden, der auch später für den orthodoxen galt. Aber weil sie damals zu keiner Spaltung geführt hatte, scheint die Sache in Vergessenheit geraten zu sein. Jedenfalls hatte sich Alexander noch keine entschiedene Ansicht gebildet und meinte wohl kaum, seinem Freunde zu schaden, wenn er dessen Lehre zum Ggenstand einer Disputation machte; denn daß Arius dabei den kürzeren ziehn werde, konnte er nicht voraussehen.

384 Das folgenreiche Religionsgespräch wurde vor dem versammelten Presbyterium von Alexandria gehalten; auch scheint Alexander die Häupter der melitianischen Sekte dazu eingeladen zu haben. Er führte natürlich den Vorsitz, hielt es aber für das sicherste, seine eigene Person ganz im Hintergrunde zu halten und die Entscheidung den Presbytern zu überlassen. In seinen Zwischenfragen schien er bald der einen, bald der andern Partei recht zu geben, so daß die Stellung, die er selbst zu der Frage einnahm, gar nicht bemerkbar wurde. Auf die Seite des Arius hatten sich nicht nur siebenhundert Nonnen, sondern auch neun Diakonen, weitaus die Mehrzahl des Kollegiums, gestellt. Unter den Presbytern dagegen, denen er von Alexander vorgezogen war und die ihn zudem um seine immer volle Kirche beneiden mochten, wirkte der Heilige Geist eine wunderbare Einhelligkeit. Nach dem Vorgange ihres Ältermannes, jenes Alexander Baukalis, erklärten sie allesamt seine Lehre für ketzerisch, und der Bischof konnte nicht anders, als diesen einstimmigen Beschluß auch zu dem seinen zu machen.

Wenn er jetzt an Arius das Ansinnen stellte, sich der Autorität seiner lieben Kollegen zu unterwerfen, so geschah dies wohl in der Meinung, die später von den Arianern am eifrigsten vertreten wurde, daß es sich hier um keine wesentliche Frage des christlichen Glaubens handele, es also kein gar zu großes Opfer sei, der Kirchendisziplin dies *sacrifizio dell' intelletto* zu bringen. Denn daß er dem Manne, dem er seine Erhebung auf den bischöflichen Stuhl verdankte, schon damals schaden wollte, ist kaum anzunehmen. Hatte Arius doch schon in dem melitianischen Streite bewiesen, daß er vor einem Wechsel

seiner religiösen Stellung nicht zurückscheute. Aber 385
in demselben Augenblick, wo er sich eben im Eifer der Disputation noch mehr für seine Sache erhitzt hatte, wohl auch das Urteil der Presbyter als neidische Ungerechtigkeit empfand, konnte er sich nicht zum Nachgeben entschließen.

Bald trat auch die Gemeinde des Arius, namentlich der weibliche Teil derselben, der an seinem glänzenden Prediger mit abgöttischer Verehrung hing, in den dogmatischen Kampf ein und riß ihren Führer mit sich fort, auch wenn er an ein Zurückweichen dachte. Jene berauschende Macht, wie sie die Begeisterung großer Massen auszuüben pflegt, machte sich geltend und rief mannigfache Reibungen hervor, die den Gegensatz der Parteien immer mehr verschärften. Die Heiden und die zahlreiche Judengemeinde von Alexandria fanden ihre Freude an den Zwistigkeiten der Christen und schürten hämisch die Erregung; selbst in den Theatern sollen sie über den Zank gespottet haben. Es kam zu Aufläufen in den Straßen der Stadt, bei denen der Bischof, den man jetzt für einen Feind des Arius halten mußte, sogar seine Person bedroht sah. Da ist es nicht zu verwundern, daß er wirklich in Zorn geriet und seine Gegner exkommunizierte. Jetzt aber warf man ihm vor, er habe eigenmächtig, ohne ein Konzil zu befragen, sein Urteil gesprochen, und einflußreiche Frauen aus dem Anhang des Arius riefen gegen ihn sogar die weltlichen Gerichte an. Arius und die Diakonen, die sich ihm angeschlossen hatten, hörten trotz des Bannes nicht auf, gottesdienstliche Versammlungen zu halten, in denen sie ihre Lehre weiter verkündigten, und hinderte Alexander dies bei Tage, so wählten sie die Nacht dazu. Zuletzt wußte er sich nicht anders zu helfen,

386 als indem er sie kraft seiner geistlichen Disziplinargewalt aus Alexandria auswies. So wurde er immer tiefer in einen Kampf hineingetrieben, den er wahrlich nicht gern und leichten Herzens unternommen hatte, und mit der Erbitterung gegen seine störrischen Untergebenen wuchs in ihm die Überzeugung, daß auch ihre Lehre falsch und gottlos sei.

Die Verbannung der arianischen Geistlichen hatte die Folge, daß der Streit, der bis dahin nur die Gemeinde von Alexandria aufgeregt hatte, über die Grenzen Ägyptens hinausgetragen wurde. Sie zogen jetzt unstät in der Welt umher, überall ihre Lehre verbreitend und für das Glaubensbekenntnis, das Arius aufgesetzt hatte, Unterschriften sammelnd. Leicht wandlungsfähig, wie er war, hatte er darin die Schärfe seiner früheren Behauptungen etwas abgeschwächt; namentlich gab er jetzt zu, daß der eingeborene Sohn Gottes nicht dem Bösen zugänglich, sondern seiner Natur nach von unveränderlicher Güte sei. Und in dieser Gestalt fand seine Lehre schon in der Nachbarprovinz Ägyptens, Palästina, wohin er sich zuerst gewandt hatte, einen Verteidiger von höchster Bedeutung; es war der erste Geschichtschreiber der christlichen Kirche, Eusebios von Caesarea, ein Mann, der alle Bischöfe seiner Zeit an theologischer Gelehrsamkeit und literarischem Ruhme weit überragte. Er und zwei seiner Kollegen, die sich ihm sehr bald angeschlossen hatten, richteten Briefe an Alexander, in denen sie sich mit den Lehren des Arius einverstanden erklärten und zum Frieden mahnten. Denn es war nicht ihre Meinung, den Primas von Ägypten als Ketzer zu verdammen: sie verlangten nur, daß er auch ihnen und ihrem Schützling Toleranz gewähre.

387 Damit trat der Streit in eine neue Phase ein und

gewann eine Bedeutung, die ihn hoch über den Bereich des üblichen theologischen Gezänkes erhob. Arius mag zeitweilig daran gedacht haben, seine Lehre zum Dogma erheben zu lassen; doch nach einigem Schwanken, wie es seiner beweglichen Art natürlich war, verzichtete er endgültig darauf und schloß sich der Ansicht des Eusebius an. Dieser teilte zwar seine Anschauungen über das Verhältnis von Gott Vater und Gott Sohn, ja er ging in der Unterordnung des letzteren sogar noch weiter als Arius; doch das Bekenntnis dazu betrachtete er nicht als erforderlich für die ewige Seligkeit; nach seiner Meinung konnte man auch anders glauben, ohne damit der Verdammnis der Ketzerei zu verfallen. Die Bibel galt ihm als die einzige Richtschnur, von deren klaren Worten kein Christ sich entfernen dürfe; doch Spekulationen, die über deren deutlich ausgesprochene Lehre hinausgingen, hielt er zwar nicht für verboten, wohl aber für unfruchtbar. Die ewige Zeugung des Sohnes war ihm ein Geheimnis, über das der Mensch wohl grübeln, aber das er nie erforschen könne. Die Ergebnisse dieser Grübeleien konnten ganz verschieden sein, ohne daß sie darum die Einheit der allgemeinen christlichen Kirche zu stören brauchten. Was Eusebius verlangte, war also nichts anderes, als die Freiheit der theologischen Wissenschaft innerhalb der Schranken, die ihr die Überlieferung der Bibel zog. Er kämpfte für einen Grundsatz, den heute nicht die evangelische Kirche, die viel weiter geht, sondern die katholische als den ihrigen anerkennt und so formuliert hat: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit.“ Denn was war zweifelhafter als die Entstehung des Sohnes, die ja auch nach Arius lange vor der Weltschöpfung eingetreten war und von keinem mensch- 388

lichen Hirn gefaßt werden konnte? Niemals haben seitdem die Arianer verlangt, daß man ihre Lehren als die einzig richtigen anerkenne, sondern nur daß man ihnen den Eintritt in die Kirchengemeinschaft gewähre, ohne daß sie ausdrücklich widerriefen. Was jetzt zur Entscheidung stand, war nicht mehr die kindische Frage, ob Gott und Christus wesensgleich seien oder nicht, sondern die unendlich wichtige, ob man in der Theologie seine eigene Meinung haben und dennoch zur allgemeinen Kirche gehören dürfe.

Wäre sie gleich anfangs in dieser Form gestellt worden, so hätte sie wahrscheinlich keiner freudiger bejaht, als Alexander selbst. Doch wie bei Arius, so hatte sich auch bei ihm der Standpunkt seitdem verschoben. Ehe die Melitianer den Streit anfachten, hatte er von der Kanzel Lehren verkündet, die denen seines späteren Gegners nah verwandt waren. Noch bei dem Religionsgespräch war er zweifelhaft gewesen und hatte sich nur der einmütigen Entscheidung seines Presbyteriums unterworfen. Doch jetzt hatte er selbst sich in diese theologische Spekulation vertieft, die Bibelstellen gesammelt, die gegen Arius sprachen, und diejenigen, welche ihm günstig waren, glücklich weggedeutet. Das, wofür er eintrat, war also seine eigene Theorie geworden, und in solchen Kämpfen wird jeder Gelehrte gefährlich. Und was in jenem Zeitalter des Despotismus noch schwerer wog, er war der Bischof, der zu befehlen hatte, und seine Untergebenen hatten ihm den Gehorsam verweigert. Sie hatten nicht nur den Widerruf versagt, den er von ihnen gefordert hatte, sondern auch die Volksmenge gegen ihn aufgehetzt und Spaltungen in seiner Gemeinde hervorgerufen. Und daß er nur durch Arius auf den
389 Bischofssitz gelangt war, mochte seinen Zorn noch

erhöhen; denn für kleine Geister ist die Dankbarkeit eine schwere Last und die Versuchung groß, den zu demütigen, der sich als Wohltäter über sie erhoben hat. Nun wagten es gar noch fremde Bischöfe, seine geistliche Gerichtsbarkeit anzufechten; sie nahmen seine Untergebenen gegen ihn in Schutz und unterstanden sich, den Primas von Ägypten zurechtzuweisen. Und ohne Zweifel sorgten die zahlreichen Anhänger des Arius dafür, daß Abschriften jener Briefe in Alexandria verbreitet wurden und erregten so das Volk noch mehr gegen sein geistliches Oberhaupt. So wurde Alexander immer hartnäckiger, und der Streit gewann eine persönliche Gehässigkeit, die ihm in seinen ersten Stadien ganz fremd gewesen war.

Eine Synode zu berufen, mochte Alexander noch nicht wagen; denn die Streitfrage war noch keineswegs soweit geklärt, daß er ihrer Entscheidung hätte sicher sein können. Auch schien es ihm seiner Würde besser zu entsprechen, wenn er die Auflehnung seines Presbyters als innere Angelegenheit der alexandrinischen Kirche behandelte und keine auswärtige Einmischung zuließ. Doch fühlte er das Bedürfnis, einer Autorität, wie Eusebios von Caesarea es war, auch seinerseits Autoritäten gegenüberzustellen. Er richtete daher ein Rundschreiben an die Bischöfe des Ostens, das seinen Standpunkt darlegte und sie aufforderte, sich ihm durch ihre Unterschriften anzuschließen und den Gebannten die Kommunion zu verweigern. Die meisten, die es empfingen, hatten über die Streitfrage wohl ebensowenig nachgedacht, wie Alexander selbst, ehe die Melitianer ihn dazu zwangen. Um so größere Wirkung mußten auf sie seine Gründe ausüben, die sehr geschickt dargelegt waren und denen bei ihnen noch keine Gegengründe Abbruch taten.

Und noch wichtiger als die theologische Erörterung mußte ihnen die Frage der Kirchendisziplin erscheinen. Denn über Eusebius und seine zwei Genossen wollte Alexander nicht urteilen, ja er schickte jenem, vielleicht in der Hoffnung, ihn noch umzustimmen, sogar ein Exemplar seines Rundschreibens zu; nur wider seine unbotmäßigen Untergebenen rief er die Hilfe der Kollegen an. Wenn aber Presbyter und Diakone gegen ihr geistliches Oberhaupt Recht behielten, so war damit ein gefährliches Beispiel gegeben, dessen Folgen jeder Bischof scheuen mußte. So fand denn das Rundschreiben fast allgemeine Zustimmung; etwa zweihundert Bischöfe liehen ihm ihre Unterschrift, darunter so hervorragende, wie Philogonius von Antiochia, der Primas der orientalischen Diözese, und Alexander durfte, falls ein Konzil berufen wurde, einer festen Majorität sicher sein. Denn was die Freiheit der theologischen Wissenschaft bedeute, empfand damals nur eine ganz verschwindende Zahl auserlesener Geister; wo die Kirchendisziplin ihr gegenüberstand, mußte jene natürlich den kürzeren ziehen.

Noch in einer anderen Beziehung war dies Rundschreiben epochemachend: es schuf das Stichwort, das sehr bald zum Feldgeschrei der orthodoxen Kirche werden sollte, und dies war von entscheidender Wichtigkeit. Denn auf die dumme Masse wirken Gründe nichts, desto mehr aber Stichworte. Wie die Macht der Donatisten darauf beruhte, daß sie ihre Gegner zu Traditoren stempelten, so schmiedete Alexander sich und seiner Partei eine starke Waffe, indem er den Arianern den Schimpfnamen Christomachen anhängte, d. h. Bekämpfer Christi. Die eine Schmähung
391 war so lügenhaft, wie die andere; denn immer hatte Arius sich vor der göttlichen Hoheit des Erlösers

demütig gebeugt. In einem Brief an Eusebius von Nicomedia schrieb er: „Der Sohn ist nicht ungeboren noch ein Teil des Ungeborenen in irgend einer Weise oder aus irgend einer Substanz; doch nach Willen und Ratschluß bestand er vor den Zeiten und vor den Ewigkeiten als voller Gott, eingeboren, unveränderlich.“ Damit war viel mehr gesagt, als nach den Evangelien Christus von sich selbst behauptet hatte; wurde ihm dort (Mc. 10, 18. Lk. 18, 19) doch sogar der Ausspruch zugeschrieben: „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut denn der alleinige Gott.“ Selbst wenn Johannes ihn zum Logos gemacht hatte, der vor der Welt da war und sie schuf, so war er damit doch nur der Lehre des Philo gefolgt, und für diesen bedeutete jener Demiurg ein niedrigeres Mittelwesen, das von der unnahbaren Hoheit Gottes zur Stofflichkeit überleitete (S. 149). Weil aber der Kultus sich viel mehr mit dem Sohn als mit dem Vater beschäftigte, war jener dem rohen Volksbewußtsein, das, wie früher im Heidentum, so auch jetzt nach leiblichen Göttern verlangte, ganz in den Vordergrund getreten, und die Kirche schloß sich dem an. Wie Alexander sie vertrat, sollte zwischen Gott und Christus nur der einzige Unterschied bestehen, daß jener ungezeugt, dieser gezeugt sei; aber doch auch nicht gezeugt, denn niemals sollte es eine Zeit gegeben haben, in welcher der Vater ohne den Sohn gewesen sei, was zu verstehen natürlich menschliche Begriffe überstieg. Eigentlich waren also beide ganz gleich. Indem man so auch Christus in die Sphäre des Unfaßbaren erhob, die früher nur dem höchsten Gotte vorbehalten war, erreichte man freilich nichts anderes, als daß auch er dem Volke bald fernrückte und Maria 392
nebst der Schar der Heiligen zu viel populäreren

Göttern wurden. Einstweilen aber ließ es die Erhöhung des Gottes, der nicht in unnahbarer Ferne thronte, sondern, wie Attis und Osiris, gestorben und wieder auferstanden war, sich gern gefallen, soweit nicht persönliche Gründe dem entgegenwirkten. Denn die Gemeinde des Arius schwor natürlich auf das, was Arius lehrte, und wo Eusebius und seine Kollegen predigten, wird es entsprechend gewesen sein. Doch in den Städten, deren geistliche Führer sich der Gegenpartei anschlossen, wurde der Haß gegen die Christomachen bald eine furchtbare Macht.

Doch diese Wirkung sollte erst später eintreten; einstweilen war jenes Stichwort zwar geprägt und ausgegeben, aber noch nicht in Umlauf gekommen. So fand Arius in den Provinzen, die er jetzt durchzog, die Massen noch fähig und geneigt, seine Persönlichkeit auf sich wirken zu lassen, und daß er ein Meister darin war, sie zu gewinnen, hatte er ja schon in Alexandria gezeigt. Den meisten Gebildeten, die ihren Geschmack an Homer und Platon entwickelt hatten, war die Schwerfälligkeit theologischer Streitschriften ein Greuel; er brachte daher seine Spekulationen in Verse und veröffentlichte das Lehrgedicht unter dem Titel Thalia. Für das gemeine Volk aber schuf er kleine Lieder, denen er sangbare Melodien unterlegte, und verlieh damit seinen Gottesdiensten einen Reiz, welcher der orthodoxen Kirche sehr gefährlich wurde. Nur um dieser Lockung entgegenzuwirken, haben später Ambrosius in Mailand und Johannes Chrysostomus in Constantinopel den Chorgesang auch in ihren Gemeinden eingeführt, und von
398 den beiden Residenzen aus hat er sich dann über die Provinzen verbreitet. Auf diese Weise wurde Arius der Vater des christlichen Kirchengesanges.

Auch von den Bischöfen gewann er eine stattliche Anzahl, und als Alexander ein Buch veröffentlichte, in dem die Zustimmungsbriefe seiner Kollegen vereinigt waren, da konnte Arius dem ein ganz ähnliches gegenüberstellen. Vor allem aber trat ein Mann auf seine Seite, der mit Eusebius von Caesarea den gleichen Namen führte, ihn aber an Macht und Einfluß weit überragte, der Bischof der kaiserlichen Residenz Nicomedia.

Dieser Eusebius hatte früher mit Arius gemeinsam die Schule des Presbyters Lucianus in Antiochia besucht und dort dieselben Lehren in sich aufgenommen, aus denen später die Leitsätze des Arianismus erwachsen waren. Schon damals hatte man in ihnen Ketzerei gewittert, und Lucianus war infolgedessen unter drei Bischöfen aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen gewesen. Doch das Martyrium, das er unter Maximinus erlitt, hatte sein Andenken gereinigt und auch den Vorwurf der Irrlehre ausgelöscht, so daß diejenigen, welche aus seiner Schule hervorgegangen waren, wieder mit ungetrübtem Stolz auf ihren hochgelehrten Meister zurückblicken konnten. Während seiner syrischen Reise schrieb nun Arius an den Bischof von Nicomedia, bat ihn, sich seiner Nöte zu erinnern, und mahnte ihn zugleich an die frühere Schulgenossenschaft. Eusebius, der in dem Freunde seine eigenen Lehrmeinungen angegriffen sah, war alsbald gewonnen und durch ihn auch die Unterstützung des Hofes sichergestellt. Denn er war ein Verwandter des Julius Julianus, der lange Jahre hindurch bei Licinius das Amt des Gardepraefecten bekleidete, und konnte so nicht nur persönlich, sondern auch durch diese einflußreiche Vermittlung auf den Kaiser einwirken. 894

Ein christliches Gebet war es gewesen, dem Licinius, wie er nicht ganz mit Unrecht glaubte, den Sieg über Maximin und die Herrschaft des Orients verdankte (I S. 145). Auch er suchte daher gleich Constantin die Einheit der Kirche zu erhalten und jede Spaltung nach Möglickeit zu unterdrücken. Doch wenn der Tyrann auch Folter und Scheiterhaufen gegen seine weltlichen Untertanen willkürlich genug zur Anwendung brachte, gegen die Priester des Gottes, den er als starken Siegbringer kennengelernt hatte, wagte er keinen Zwang. Zunächst wandte er daher, auch hierin dem Beispiel Constantins folgend, nur Mittel an, die der Kirchenverfassung entsprachen. Arius wurde an seinen Hof berufen, wo der fromme Asket, dessen Redegewalt schon so viele Herzen bezwungen hatte, auch die Gunst der Kaiserin Constantia, der Schwester Constantins, gewann. Auf eine so mächige Gönnerschaft gestützt, sandte er jetzt sein Glaubensbekenntnis an Alexander, erinnerte ihn daran, daß er früher selbst ganz Ähnliches gelehrt habe, und bat noch einmal um Wiederaufnahme in den alexandrinischen Klerus. Doch obgleich Briefe des Eusebius und anderer Bischöfe, die dessen rege Agitation gewonnen hatte, die Bitte unterstützten, blieb Alexander hartnäckig.

Auch jetzt trat nicht Licinius selbst für den Schützling seiner Gattin ein, sondern übertrug, wie das Kirchenrecht es vorschrieb, die Entscheidung einer Synode. In Bithynien trat sie zusammen, wahrscheinlich in Nicomedia selbst oder doch in dessen nächster Nähe, wo sie unter dem unmittelbaren Ein-
395 fluß des Eusebius und des Hofes stand. Von den Bischöfen, die ihr beiwohnten, mochte mancher schon dadurch gebunden sein, daß er zu dem Rundschreiben

Alexanders seine Zustimmung ausgesprochen hatte. Doch was man von ihnen erwartete, war ja nicht, daß sie sich das Bekenntnis des Arius aneigneten, sondern nur, daß sie aussprachen, es sei mit dem christlichen Glauben nicht unvereinbar, und dies konnten sie tun, auch wenn sie die Lehre Alexanders für richtiger hielten. So entschied denn das Konzil, daß Arius als rechtgläubig zu betrachten sei, und richtete noch einmal die Aufforderung an dessen geistliches Oberhaupt, ihn wieder in seine Stellung einzusetzen. Als auch dies fruchtlos blieb, gingen die Gebannten wieder nach Palästina, wo sie mit ihren alexandrinischen Gemeinden in engere Fühlung treten konnten, und suchten um die Erlaubnis nach, Gottesdienste halten zu dürfen. Auch hier trat ein Konzil zusammen und gewährte unter dem Einfluß des Eusebius von Caesarea ihre Bitte. Doch um die Forderungen der Kirchenzucht aufrechtzuerhalten, wurde ihnen eingeschärft, daß sie sich auch jetzt als Untergebene Alexanders betrachten und immer den Frieden mit ihm suchen müßten.

Nachdem so schon zwei Synoden gesprochen hatten, scheint Licinius es für seine Pflicht gehalten zu haben, der Durchführung ihrer Beschlüsse auch seinen weltlichen Arm zu leihen, und Alexander war zu einem Martyrium in so zweifelhafter Sache denn doch nicht geneigt. Er nahm Arius und seine Genossen in die Kirchengemeinschaft auf, ja er beförderte vier derselben, die vorher nur Diakone gewesen waren, sogar zu Presbytern; damit sie aber ihre Lehre nicht weiter verkündigen könnten, wurde nicht nur ihnen, sondern allen Presbytern der Stadt, das Recht zu predigen durch ihren Bischof genommen. Auch das 396
Haupt der Melitianer scheint dem sanften Zwange des Kaisers nachgegeben zu haben; jedenfalls verzichtete

Colluthus auf seinen zweifelhaften Episkopat und begnügte sich mit der ersten Stelle unter den Presbytern Alexanders. Die Bemühungen des Licinius schienen also gelungen und die Einheit der Kirche in ungetrübtem Glanze hergestellt zu sein.

Wie lange dieser schöne Friede dauerte, wissen wir nicht, weil uns aus dem ersten Jahrzehnt des Arianischen Streites alle Ereignisse zeitlos überliefert sind; vielleicht waren es nur wenige Monate, keinenfalls mehr als fünf Jahre. Auch was ihn zerstörte, ist nicht bekannt; doch wo soviel Brennstoff angehäuft war, verstand es sich ganz von selbst, daß er endlich aufflammen mußte, und welches Fünkchen den Anlaß dazu bot, ist ziemlich gleichgültig. Der entscheidende Grund war jedenfalls, daß man nach allem Vorausgegangenen meinen konnte, in religiöse Streitigkeiten wage Licinius nicht mit seiner gewöhnlichen Härte einzugreifen. Bisher hatte er nur das ausführende Organ der kirchlichen Autoritäten gespielt; wenn man den zwei Synoden, denen er gefolgt war, eine noch ansehnlichere entgegenstellte, durfte man erwarten, daß er sich auch dieser fügen werde. Als es um das Jahr 319 wieder zu Reibungen kam, versammelte daher Alexander an hundert Bischöfe aus seinem ägyptischen Sprengel, die, der Autorität ihres Primas folgend, alle vorher sein Rundschreiben unterzeichnet hatten und so gebunden, auch jetzt den Arius fast einstimmig als Ketzer verurteilten; nur zwei Männer aus dessen Heimatprovinz, die ihm vielleicht auch persönlich nahestanden, Secundus von Ptolemais und Theonas von Marmarica, widersprachen und nahmen auch ihrerseits das Anathem auf sich.

397 So waren denn Arius und seine Genossen zum zweitenmal ihrer Ämter entsetzt; doch soviel an ihm

war, vermied es Alexander, offenbar mit Rücksicht auf den Kaiser, viel Lärm von seinem Erfolge zu machen. Auch diesmal wollte er gern die Sache abtun, als ob sie eine innere Angelegenheit, zwar nicht mehr der alexandrinischen Gemeinde, aber doch seines Metropolitanbezirkes sei. Er hatte daher zu seinem Konzil nur ägyptische Bischöfe eingeladen und ließ nur Secundus und Theonas, die zu ihnen gehörten, durch sie verurteilen, nicht auch die beiden Eusebius nebst den andern, die ihnen bei der bithynischen und der palästinensischen Synode zugestimmt hatten, obgleich diese alle zweifellos der gleichen Ketzerei schuldig waren. Auch verkündete er nicht, wie es sonst üblich war, die Beschlüsse durch ein Rundschreiben der gesamten Christenheit, sondern begnügte sich damit, seine Herrscherrechte in Ägypten durchgesetzt zu haben. Desto regsamer war Eusebius von Nicomedia, desto lauter ließ er seine Stimme hören. Seine Boten eilten nach allen Richtungen, um die Bischöfe des östlichen Reichsteils zum Einspruch gegen die Anmaßung der Ägypter anzufeuern, und endlich sah sich auch Alexander gezwungen, die Beschlüsse seines Konzils durch ein neues Rundschreiben jedermänniglich zu verkündigen. Die Spaltung, die sich vor jenem faulen Frieden auf den Klerus von Alexandria beschränkt hatte, drohte jetzt das ganze Herrschaftsgebiet des Licinius zu zerreißen. Damals hatten auch die Synoden, welche die beiden Eusebius leiteten, das Strafrecht des Alexander über seinen Presbyter anerkannt, diesen ermahnt, demütig um Versöhnung nachzusuchen, und nur seine Bitten durch ihre Gutachten unterstützt. Jetzt dagegen stand das geistliche Oberhaupt der Kaiserresidenz gegen den 318
Primas von Ägypten, und um jeden von beiden schar-

ten sich Hunderte von Bischöfen, jeder Teil bereit, den andern für ketzerisch oder mindestens für schismatisch zu erklären. Formell war dies noch nicht geschehen, doch im Fortgang des Streites ließ es sich mit Sicherheit erwarten, sobald Alexander nicht nur gegen seine ungehorsamen Presbyter und Diakonen, sondern gegen Eusebius eine Synode zusammenberief oder Eusebius gegen Alexander. Da riß dem Licinius, so christlich er bisher gewesen war, endlich die Geduld; im Jahre 320 verbot er alle Konzilien und wurde bald zum Christenverfolger. Die Christen selbst in ihrer verbohrten Streitsucht hatten ihn dazu gemacht.

Ihr Glaubensartikel verkündigte eine allgemeine christliche Kirche, durch die der Erlöser seine Herrschaft über alle Völker der Erde aufrichten werde, und doch genügte jede streitige Bischofswahl, jede theologische Hypothese, die sich weder beweisen noch widerlegen ließ, um jene Allgemeinheit zu zerstören und die Andersdenkenden wie bissige Hunde mit gefletschten Zähnen gegeneinanderzuhetzen. In den Konzilien wirkte angeblich der Heilige Geist; wenn aber zwei solche Versammlungen ganz Entgegengesetztes beschlossen, so behauptete jede von der andern, nicht der Heilige Geist, sondern der Teufel spreche aus ihr. Wie sollte der ehrliche Licinius, der bis in sein Alter Heide gewesen und erst kürzlich zum Christentum übergetreten war, sich in diesem Wirrwarr auskennen? Jedenfalls stand es nach dem Zeugnis aller Bischöfe fest, daß Christus die Einheit seiner Kirche wollte und der Teufel sie zu stören bemüht war. Wenn ihm dies aber so gründlich gelang, so mußte jeder Unbefangene daraus schließen, daß er
399 mächtiger war als Christus, und sehr unbefangen stand Licinius noch beiden Religionen gegenüber; ihm

war jede recht, die ihm den Sieg über seinen Nebenbuhler verhieß. Constantin hatte seine Stellung fest und unabänderlich unter dem Kreuz genommen, und solange Licinius mit ihm verbündet war, hatte auch er in dem Christengott einen bereitwilligen Helfer gefunden: doch ob er, wenn er sich gegen den erklärten Liebling desselben wendete, auf den gleichen Schutz rechnen könne, war mehr als zweifelhaft. Da schien es doch viel sicherer, sich an die Macht zu halten, die mit jenem einheitlichen Gott immer im Streite lag und nie ganz besiegt werden konnte, die stark genug war, seine Kirche zu zerrütten und selbst durch seine Bischöfe ihre Zwecke zu erreichen. In den Heidengöttern verkörperten sich der Teufel und seine Dämonen; zu ihnen kehrte daher Licinius reuig zurück, um mit ihrer mächtigen Hilfe seinen letzten Kampf gegen Constantin auszufechten.

Dreizehntes Kapitel.

Das ökumenische Konzil und seine Folgen.

400 Hatten in den Jahren der Verfolgung die kirchlichen Gegensätze zeitweilig geruht, so erwachten sie nach dem Siege Constantins alle mit neuer Kraft. Selbst Colluthus beanspruchte wieder, Bischof von Alexandria zu sein, und weil die Melitianer, seit er sich Alexander unterworfen hatte, nichts mehr von ihm wissen wollten, gründete er die neue Sekte der Colluthianer. Denn jede Partei war natürlich fest überzeugt, daß sie die einzig wahre christliche Kirche sei, und hielt ihre Ansprüche darauf für so einleuchtend, daß nur verruchte Ketzer, die der Teufel verblendete, ihnen die Anerkennung versagen könnten. Da man nun wußte, daß der neue Beherrscher des Ostens ein guter Christ war, meinte jede, er müsse für sie eintreten und ihr zu ihrem zweifellosen Rechte verhelfen. Constantin betrachtete es als seine Aufgabe, die Einheit der Kirche herzustellen, und obgleich ihm der Versuch dazu in Afrika schon gründlich mißlungen war, wollte er ihn doch im Orient erneuern. Sobald am 18. September 324 die Entscheidungsschlacht geschlagen war, berief er daher ein Konzil nach Ancyra, der Hauptstadt Galatiens.

Im römischen Weltkreis, den die Zwistigkeiten seiner Beherrscher so lange zerrissen hatten, war

wieder die friedliche Einheit hergestellt, und das 401
unter einer Regierung, die sich freudig zum Christentum bekannte. Dies sollte auch darin seinen Ausdruck finden, daß das Konzil zum erstenmal ein ökumenisches sein, d. h. daß die Kirche der ganzen Welt sich in ihm vereinigen sollte. Allerdings war dies nur in beschränktem Maße ausführbar: der ferne Westen konnte nur einzelne Abgesandte schicken; aber daß alle Reichsteile, wenn auch sehr ungleichmäßig, dennoch hier vertreten waren, sollte nach der Absicht des Kaisers der Versammlung ihren Charakter geben. Gleichwohl hatte er auf die geographischen Verhältnisse Rücksicht genommen; die Wahl des Ortes wird dadurch bedingt gewesen sein, daß man erwarten konnte, eine verhältnismäßig große Zahl von Bischöfen, die noch nicht für Alexander oder Arius Partei genommen hatten, werde sich hier zusammenfinden. Ägypten und Bithynien, Palästina, Syrien und Phönizien hatten in den Arianischen Streit schon energisch eingegriffen; das innere Kleinasien dagegen war wenig hervorgetreten, und da es in der Natur der Sache lag, daß in der Stadt, wo das Konzil tagte, die Geistlichkeit der nächsten Nachbarschaft am reichsten vertreten war, mußte diesen neutralen Gebieten in Ancyra die Führung zufallen. Zugleich mochte der Kaiser wünschen, den Verhandlungen persönlich fernzubleiben und die Bischöfe ganz sich selbst zu überlassen, wie er es schon in Rom und Arles getan hatte; er wies ihnen deshalb eine Stadt an, die mehrere Tagereisen vom Hoflager entfernt war. Doch falls er dies für zweckdienlich gehalten hatte, sollte er bald seine Meinung ändern.

Zur Vorbereitung des Konzils schickte er den Hosius von Corduba, der schon bei dem donatistischen

402 Streit sein geistlicher Ratgeber gewesen war (S. 328), nach Alexandria, um hier die Verhältnisse vorläufig zu ordnen und den Kaiser, der über sie nur oberflächlich unterrichtet sein konnte, genauer zu informieren. Jenem wurde ein Brief mitgegeben, der unparteiisch an Alexander und Arius zugleich gerichtet war. Constantin sprach darin sein festes Vertrauen aus, daß es seinem Zuspruch gelingen müsse, selbst bei viel schwereren Gründen der Uneinigkeit die Eintracht wieder herzustellen, geschweige denn wo ihre Ursache eine so geringfügige sei. „Denn weil in uns", schrieb er, „ein Glaube ist und eine Auffassung unserer gemeinsamen Richtung, weil die Verkündigung der Schrift in ihren zwei Teilen in eine Bestimmung der Seele das Ganze einschließt, möge dasjenige, was in euch einen unbedeutenden Streit erweckt hat, da es sich nicht auf die Geltung der gesamten Schrift bezieht, nur ja nicht Trennung und Aufruhr für euch hervorrufen. Und dies sage ich, nicht als ob ich euch zwingen wollte, bei dieser gar zu törichten Untersuchung, was immer ihr Gegenstand sein möge, euch um jeden Preis zu einigen. Denn die Würde der Kommunion kann euch ungeschmälert erhalten bleiben und eine und dieselbe Gemeinschaft in allem bestehen, auch wenn ihr über etwas ganz Kleines teilweise verschiedener Ansicht seid, weil wir ja nicht in allem alle dasselbe wollen und nicht in uns eine Natur und Meinung wirkt. So möge denn über die göttliche Vorsehung ein Glaube, eine Auffassung, eine Verkündigung des Allmächtigen in euch sein: was ihr aber über jene ganz kleinen Streitfragen untereinander diftelt, sollte, auch wenn ihr nicht zu derselben Meinung gelangt, innerhalb des Denkens bleiben, im Verborgenen des Verstandes

bewahrt.“ „Denn derartige Untersuchungen, welche 103
nicht die Notwendigkeit irgend eines heiligen Gebotes befiehlt, sondern die Streitsucht unnützen Müßigganges eingibt, wenn sie auch um einer gewissen philosophischen Übung willen stattfinden mögen, sollen wir doch innerhalb unseres Verstandes einschließen und nicht leichthin in öffentliche Versammlungen hinaustragen, noch auch den Ohren des Volkes unüberlegter Weise anvertrauen.“ Also nur im Wesentlichen der christlichen Lehre sollte Einigkeit herrschen, in der philosophischen Erörterung des einzelnen volle Freiheit; das war durchaus der Standpunkt des Eusebius von Caesarea, dem sich auch Arius selbst angeschlossen hatte. Und wenn Constantin empfiehlt, die Streitfragen zwar im stillen zu erwägen, aber nicht auf die Gasse hinauszutragen, so hat auch dafür der Kirchenhistoriker das Beispiel gegeben. Denn von dem ägyptischen Streit redet er zwar in seinen Werken und mußte davon reden, aber welche dogmatischen Gegensätze ihn hervorgerufen hatten, wird von ihm mit keinem Wort angedeutet.

In diesem versöhnlichen Sinne wirkte auch Hosius in Alexandria. Um seinen Entscheidungen größeres Gewicht zu verleihen, sammelte er um sich ein Konzil ägyptischer Bischöfe; mit ihnen stellte er vor allem die Einheit des Kirchenregiments her, indem er Colluthus veranlaßte, zum zweitenmal in die Reihe der Presbyter zurückzutreten. Natürlich konnte die Frage des Verhältnisses von Vater und Sohn bei dieser Gelegenheit nicht unerörtert bleiben; doch wie es scheint, beschränkte sich Hosius darauf, Ketzereien, die schon früher verurteilt waren, nochmals zurückzuweisen, lehnte aber eine Entscheidung des neu aufgetauchten Arianischen Streites ab, um dem großen Konzil nicht vorzugreifen.

404 Minder enthaltsam war die rechtgläubige Partei. Ihr Bestreben lief gerade darauf hinaus, gegen den Willen des Kaisers ein Präjudiz zu schaffen, welches das Konzil vor eine vollendete Tatsache stellen sollte. Ehe sein Termin herangekommen war, versammelte sich eiligst in Antiochia die stattliche Zahl von neunundfünfzig Bischöfen, unter denen Eustathius von Beroea, der sich später auch in Nicaea als orthodoxer Eiferer auszeichnen sollte, wahrscheinlich die Führerrolle übernahm. Während Constantin die Streitfrage nach dem Verhältnis von Gott Vater und Gott Sohn in seinem Briefe für eine ganz nebensächliche erklärt hatte, proklamierte man sie hier als „das Allerwichtigste und alles andere Überragende oder vielmehr als das ganze Mysterium des Glaubens in uns". Während er die Meinung ausgesprochen hatte, Arius könne bei seiner Überzeugung bleiben, ohne deshalb der Kommunion des Alexander unwürdig zu werden, verurteilte man jenen als verruchten Lästerer und Ketzer. Auch Eusebius von Caesarea war auf der Synode erschienen und suchte seinen Standpunkt milder Toleranz zu vertreten, der auch der des Kaisers war. Doch als wenn man diesem absichtlich Trotz bieten wolle, wurde die Weigerung des gelehrten Bischofs, sich näher auf die Streitfrage einzulassen, als gleißnerisches Verwischen der Wahrheit gebrandmarkt und er selbst mit zwei Genossen, die ihm zugestimmt hatten, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Nur um ein Zeichen ihrer langmütigen Bruderliebe zu geben, gewährte ihm die Versammlung noch bis zum großen Konzil eine Gnadenfrist, in der er sich durch einen reuevollen Verrat an Arius Verzeihung erkaufen könne.

Dies Vorgehen war keck; aber wer den Charakter und die Anschauungen Constantins kannte, dem

konnte das Wagnis nicht zu groß erscheinen und die 405
Erwartung, ihn so zu überrumpeln, nicht unberechtigt.
Hatte er doch schon im donatistischen Streit öffentlich erklärt, daß er die Entscheidung einer Bischofsversammlung der Stimme Gottes gleichachte und eine
Appellation von ihr an ihn, den sündigen Menschen, für frevelhaft halte (S. 332). Jetzt lag eine solche Entscheidung vor, gefällt von einer viel größeren Zahl, als damals in Arles gesprochen hatte, und daß das bevorstehende Konzil sie umstoßen werde, war sehr unwahrscheinlich. Zwar hatte Eusebius von Nicomedia vermocht, zwei Synoden dazu zu bestimmen, daß sie den Arius als rechtgläubig anerkannten; doch das war früher gewesen, als er sich noch auf die Gunst des Hofes stützen konnte. Jetzt war sein Gönner Licinius eine gefallene Größe, und daß er zum Christenverfolger geworden war, hängte auch den Bischöfen, auf deren Seite er sich zeitweilig gestellt hatte, einen Makel an. Großmütig, wie er gegen besiegte Feinde zu sein pflegte, hatte Constantin ihn zwar begnadigt, ja seinen Praefecten, Julius Julianus, der jenem bis zuletzt treu geblieben war, sogar hoch geehrt und den eigenen Beamten als Muster hingestellt. Man konnte daraus schließen, daß er auch den Verwandten dieses würdigen Mannes, den Bischof von Nicomedia, nicht mit unversöhnlichem Hasse verfolgen werde. Doch bestenfalls war dieser ein Begnadigter, der entweder gar nicht auf dem Konzil zu erscheinen wagte oder, wenn er es tat, sich bescheidene Reserve auferlegen mußte, um nicht neuen Anstoß zu geben. Gefährlich blieb von den Führern der Gegenpartei also nur der andere Eusebius, und das um so mehr, als der Kaiser vor literarischen Leistungen große Achtung hegte und namentlich theologische Gelehrsamkeit hoch verehrte.

406 Es war daher ein wohlbedachter Schachzug, daß die Synode von Antiochia gerade ihn zur Zielscheibe ihres Angriffs machte. Denn wenn er auf dem großen Konzil nicht als gleichberechtigter Kollege der andern Bischöfe erschien, sondern als Verurteilter, der erst um Wiederaufnahme in die allgemeine christliche Kirche bitten mußte, war auch von ihm kaum zu erwarten, daß er die Verteidigung des Arius mit Erfolg werde führen können.

Diese Schlauheit sollte freilich ihre Wirkung verfehlen: Constantin bewunderte den hochgelehrten Geschichtschreiber des Christentums zu sehr, um seine Verurteilung gelten zu lassen. Er ignorierte die Beschlüsse von Antiochia, weil sie der Entscheidung seines großen Konzils in unberechtigter Weise vorgegriffen hätten. Doch sie waren mit sechsundfünfzig Stimmen gegen drei gefaßt worden, und diese erdrückende Mehrheit belehrte den Kaiser, daß im Orient jede Bischofsversammlung, wenn sie von ihm ganz unbeeinflußt blieb, die weitherzige Toleranz, die Eusebius und er selbst vertraten, zurückweisen werde. Er beschloß daher, sich an den Beratungen des Konzils persönlich zu beteiligen und zugleich den Bischöfen des Occidents, die noch nicht Partei genommen hatten, die Reise zu erleichtern, damit sie in größerer Zahl der Versammlung beiwohnen könnten. Beides wurde dadurch erreicht, daß er die frommen Väter, die sich eben in Ancyra sammelten, nach Nicaea beschied, das nicht sehr fern vom Bosporus und noch näher bei Nicomedia lag, wo er damals sein Hoflager aufgeschlagen hatte.

Dies war für die Helden von Antiochia, die auch in Ancyra hübsch unter sich gewesen wären, ein 407 Strich durch die Rechnung; doch brauchten sie darum

noch keineswegs auf einen entscheidenden Erfolg zu verzichten, und tatsächlich haben sie ihn gegen den ausgesprochenen Willen des Kaisers durchgesetzt. In Nicaea erschienen sie so gut wie vollzählig und fanden dort fast nur Gesinnungsgenossen. Denn die wenigen occidentalischen Bischöfe waren durch die Behauptung, daß die Arianer Lästerer und Christomachen seien, bald gewonnen, und von denjenigen, welche auf den Synoden in Bithynien und Palästina mit den beiden Eusebius gestimmt hatten, wagte nur eine verschwindende Zahl, auch jetzt noch offen für sie einzutreten. Denn der eine hatte bis zuletzt in einem freundlichen Verhältnis zu Licinius gestanden, ja seine Feinde behaupteten sogar, seine Geistlichen hätten diesem in seinem Kriege gegen Constantin Spionendienste geleistet, und der andere war eben erst von einer ansehnlichen Bischofsversammlung für irrgläubig erklärt worden. Wer hätte in jener feigen Zeit nicht Scheu getragen, dem Gefolge eines kaum erst begnadigten Hochverräters und eines verurteilten Ketzers zugerechnet zu werden? So fanden sich denn nicht mehr als dreiundzwanzig Bischöfe, die beiden Eusebius selbst miteingerechnet, die den arianischen Standpunkt vertraten. Die übrigen Gesinnungsgenossen, deren Zahl nach ihren früheren und späteren Erfolgen nicht klein gewesen sein kann, waren wohlweislich zu Hause geblieben. Infolgedessen war das Konzil zwar das größte, das die Welt bisher gesehn hatte, aber im Verhältnis zu der Bedeutung, die es in Anspruch nahm, doch nur recht spärlich besucht. Während in Bagai aus Afrika allein nicht weniger als 310 Bischöfe sich zusammenfanden und das nur donatistische (S. 358), erhob sich die Präsenzziffer von Nicaea, obgleich hier die ganze christliche Welt ver-

treten sein sollte, nicht über 270. Und dieser bescheidenen Versammlung, die fast nur aus den Anhängern einer Partei bestand, wurde eine Frage vorgelegt, die über die ganze Zukunft des Christentums entscheiden sollte.

Die Arianer verlangten nicht volle Glaubensfreiheit — zu einer so kühnen Forderung hätte damals kein Christ sich aufschwingen können —, sondern nur einen engbegrenzten Spielraum der theologischen Wissenschaft innerhalb der allgemeinen Kirche. Beide Parteien erkannten die Bibel als unfehlbare Richtschnur ihres Denkens an; beide waren darin einig, daß Christus Gott sei. Nur über die Art seiner Göttlichkeit hegten die Arianer ihre besonderen Meinungen, wollten sie aber keinem andern aufdrängen, weil sie ihnen für die ewige Seligkeit nicht wesentlich schienen. Die Frage war nur, ob sie diese Meinungen bewahren und dennoch anerkannte Glieder der Kirche bleiben dürften, oder ob sie sich der plumpen Majorität blindlings unterwerfen müßten, wenn sie nicht für Ketzer gelten wollten. Im wesentlichen drehte sich also die Verhandlung darum, wie eng oder wie weit man den Begriff der Ketzerei zu fassen habe. Durfte man wenigstens dort noch selbständig denken, wo die Bibel nicht unzweideutig sprach, oder war man verpflichtet, auch in ihrer Auslegung alles nachzusprechen, was die zufällige Mehrheit der Synoden vorsagte? In einer Epoche, die auf dem geistigen, wirtschaftlichen und staatlichen Gebiet alle Selbständigkeit systematisch unterdrückte, verstand es sich allerdings von selbst, daß sie früher oder später auch aus der Kirche verbannt werden mußte. Wenn das nicaenische Konzil sich zu ihrem Henker machte, so erfüllte es damit nur, was der Geist der Zeit von ihm forderte. Doch

verdient es hervorgehoben zu werden, daß der Kaiser 409
es war, der die Freiheit vertrat, und seine nächsten Nachfolger strebten ihm darin nach. Erst seit Theodosius, den man fälschlich den Großen nennt, durfte die stumpfsinnige Orthodoxie sich auch auf dem Throne breitmachen. Wie die Christenverfolgung von den niederen Schichten ausging und von den Herrschern erst aufgenommen wurde, als auch sie zum Pöbel herabgesunken waren, so auch der Kampf gegen alle Regungen eigenen Denkens innerhalb der Kirche. Die vornehmeren Geister, wie der hochgebildete Eusebius von Caesarea und sein staatskluger Namensvetter, versagten sich ihm, und es gereicht Constantin zur hohen Ehre, daß er auf ihrer Seite stand. Doch gegen die rohen Instinkte der Massen, wie jene Zeit eines traurigen Niederganges sie ausgebildet hatte, hätten selbst die Götter vergebens gekämpft.

Am 20. Mai 325 wurde das Konzil im großen Saale des Kaiserpalastes von Nicaea eröffnet. Da die Orthodoxen sich überzeugt hatten, daß ihr Angriff auf Eusebius ihnen bei Constantin geschadet hatte, beeiferten sie sich, den früheren Fehler gutzumachen, indem sie demjenigen, den sie eben noch zum Ketzer gestempelt hatten, jetzt die höchste Ehre erwiesen. Er wurde damit beauftragt, dem Kaiser die Begrüßungsrede zu halten. Je fester die Mehrheit entschlossen war, die Arianer niederzustimmen, desto willkommener mußte es ihr sein, sich Constantin gegenüber einen gewissen Schein der Unparteilichkeit zu geben, indem sie einem Führer der Minderheit diese glänzende, aber wenig bedeutende Aufgabe übertrug.

Durch die Reihen der versammelten Väter, die sich bei seinem Eintritt erhoben hatten, schritt Constantin, umgeben von den Spitzen des Hofes, auf den

Präsidentensitz zu, im vollen kaiserlichen Schmuck, aber ohne den Schutz seiner Leibwächter. Und nicht nur Vertrauen wollte er den Häuptern der Christenheit erweisen, sondern auch Ehrerbietung: nicht eher setzte er sich, als bis sie ihm die Erlaubnis gewinkt hatten, und dann gestattete er auch ihnen, Platz zu nehmen. Während im Konsistorium die höchsten Ratgeber der Krone ihn stehend umgaben (II S. 75), wurde den Bischöfen die Ehre zuteil, neben ihrem Kaiser wie Gleichberechtigte sitzen zu dürfen. Auf die Rede des Eusebius antwortete er lateinisch, nicht etwa weil er des Griechischen unkundig gewesen wäre — hatte er doch einen großen Teil seiner Knaben- und Jünglingsjahre in der östlichen Hälfte des Reiches zugebracht —, sondern weil ihm die offizielle Sprache der Staatsregierung der Feierlichkeit des Augenblicks würdiger erschien. Nachdem die kurzen Worte des Kaisers, die nicht viel mehr als eine Ermahnung zum Frieden enthielten, durch den Dolmetscher übersetzt waren, übernahm er die Leitung der Verhandlungen in griechischer Sprache und erteilte zunächst den Metropoliten das Wort. Hatte er sich anfangs dem Konzil ganz fernhalten wollen, so schien es ihm jetzt nach den Ereignissen von Antiochia für das Gelingen seines Friedenswerkes durchaus erforderlich, daß er persönlich das Präsidium führte. Denn je ferner er selbst den rein dogmatischen Fragen stand, desto mehr durfte jede Richtung von ihm die vollste Unparteilichkeit erwarten. Und wenn auch die Ehrfurcht vor dem Herrscher nicht jeden Ausbruch der religiösen Leidenschaft unterdrücken konnte, gebot sie doch den Streitenden ein gewisses Maßhalten in der Form des Angriffs und konnte so der Debatte etwas von ihrer Schärfe rauben. Übrigens war der Kaiser auch nicht

zu blöde, denjenigen, welche ihrem Herzen übereifrig 411
Luft machten, das Wort zu entziehen und die gemäßigten Elemente der Versammlung entschieden zu bevorzugen.

Da der Bischof von Nicomedia durch sein Verhältnis zu Licinius schwer kompromittiert war, scheint er sich bei den Verhandlungen ganz im Hintergrunde gehalten zu haben. Dem andern Eusebius, der schon die Ehre gehabt hatte, das Konzil durch seine Rede zu eröffnen, fiel daher die Führung der Minderheit zu. Man schritt gegen ihn zum Angriff, indem man ihn nach seinem Glauben fragte. Er begann darauf ein Bekenntnis zu verlesen, wahrscheinlich dasselbe, das Arius früher dem Alexander übersandt hatte. Natürlich beabsichtigte er nicht, es dem Konzil zur Annahme zu empfehlen, sondern nur den Beweis zu führen, daß es mit dem rechtgläubigen Christentum nicht unvereinbar sei; doch dazu kam er nicht. Bei den angeblichen Lästerungen, die es enthielt, erhob der Chor der Frommen ein solches Gezeter, daß er gar nicht zu Ende lesen konnte; man riß ihm das Blatt aus den Händen und zerfetzte es. Die nicht ebens schöne, aber meist recht wirksame Praxis, die Gründe des Gegners totzuschreien, konnte selbst der kaiserliche Präsident nicht unterdrücken.

Nach diesem Sturme heiliger Entrüstung verzichteten die Arianer darauf, ihre theologischen Hypothesen weiter zu rechtfertigen. Sie wollten den Wunsch erfüllen, den Constantin in seinem Brief an Alexander und Arius ausgesprochen hatte, d. h. ihren Glauben still in sich verschließen. In seinem Sinne war es auch, wenn sie betonten, daß vor allem der Friede hergestellt und die Einheit der Kirche bewahrt werden müsse. Sie erklärten sich daher bereit, jedem Glaubens-

412 bekenntnis zuzustimmen, das nichts enthalte, als was sich aus der Schrift und der Überlieferung der Väter rechtfertigen lasse. Eusebius selbst entwarf eine Formel, in der sich, wie er meinte, beide Parteien vereinigen könnten. Sie lautete: „Wie wir es überkommen haben von den Bischöfen vor uns und in der ersten Katechese und als wir das Taufbad empfingen, und wie wir es aus den heiligen Schriften gelernt haben und wie wir es im Presbyterium und dann im Episkopate selbst geglaubt und gelehrt haben, so auch jetzt glaubend, legen wir euch unser Bekenntnis vor.“ Diese Einleitung war bestimmt, alle neu aufgetauchten Theorien, mochten es die des Arius oder des Alexander sein, als unbeglaubigt abzulehnen und nur das als bindend hinzustellen, was schon vor dem Ausbruch des Streites allgemein geglaubt worden war. Es folgte dann das Bekenntnis selbst: „Wir glauben an einen Gott, allgewaltigen Vater, Schöpfer alles Sichtbaren sowohl als des Unsichtbaren; und an einen Herrn Jesus Christus, den Logos Gottes, Gott aus Gott, Licht aus Licht, Leben aus Leben, eingeborenen Sohn, Erstgeborenen der ganzen Schöpfung, vor allen Ewigkeiten aus dem Vater gezeugt, durch den auch alles geworden ist, der um unseres Heiles willen Fleisch geworden ist und unter Menschen gewirkt hat und gelitten und auferstanden ist am dritten Tage und aufgefahren ist zum Vater und wiederkommen wird in Herrlichkeit, zu richten Lebendige und Tote. Wir glauben auch an einen Heiligen Geist, indem wir jedes von diesen als seiend und bestehend glauben, den Vater als wirklichen Vater, den Sohn als wirklichen Sohn, den Heiligen Geist als wirklichen Heiligen Geist, wie auch unser Herr, als er seine Jünger zur Verkündigung aussandte, gesagt hat: ‚Ziehet hin und lehret alle Völker,

sie taufend auf den Namen des Vaters und des Sohnes 413
und des Heiligen Geistes.' Worüber wir versichern, daß wir es so halten und so meinen und es von alters her so gehalten haben und bis zum Tode so halten werden und in diesem selben Glauben beharren, indem wir jede gottlose Ketzerei verfluchen. Daß wir dies alles von Herz und Seele gemeint haben, seit wir uns selber kennen, und jetzt meinen und nach der Wahrheit sagen, bezeugen wir bei Gott dem Allgewaltigen und bei unserem Herrn Jesus Christus, indem wir durch Beweise dartun können und euch überzeugen, daß wir auch in der vergangenen Zeit so geglaubt und entsprechend gepredigt haben." Die letzten Sätze waren hinzugefügt, um dem Einwand entgegenzutreten, den man immer wieder gegen die Arianer und namentlich gegen Eusebius erhob, daß sie ihren wirklichen ketzerischen Glauben hinter rechtgläubigen Versicherungen zu verstecken suchten.

Als dies Bekenntnis verlesen war, erklärte der Kaiser sogleich, daß es völlig seinem Glauben entspreche, und auch die Orthodoxen konnten nichts Ketzerisches darin finden; auf Grund desselben hätte also der Friede geschlossen werden können. Doch so sehr die Arianer und mit ihnen Constantin ihn ersehnten, die Mehrheit wollte den Krieg; denn sie fühlte sich stark genug, die Gegner zu zerschmettern. Um dem Kaiser nicht gar zu deutlich zu widersprechen, ließ sie zwar jene Glaubensformel in der Hauptsache gelten, suchte aber durch Amendements soviel von den neuen Lehren Alexanders hineinzubringen, daß sie in dieser Veränderung den Arianern unannehmbar werden mußte. Doch diese zeigten sich nachgiebig bis zur Grenze des Möglichen. Sie forderten zwar bei jeder Änderung, die beantragt wurde,

414 Aufklärung darüber, wie sie gemeint sei, beruhigten sich aber dabei, sobald sie ihnen als nicht schriftwidrig nachgewiesen wurde. Ernste Schwierigkeiten machten nur die Zusätze „gezeugt von dem Vater als Eingeborener, das heißt aus dem Wesen des Vaters“ und „wesensgleich dem Vater“, weil sie aus der Bibel nicht zu belegen waren. Aber nachdem die Ketzereien, welche die Arianer hinter ihnen vermuten konnten, alle von ihren Gegnern ausdrücklich abgewiesen waren und diese den Beweis geführt hatten, daß schon bei älteren Theologen, die man allgemein als rechtgläubig anerkannte, sich diese Worte fänden, wurden auch sie fast einstimmig angenommen. Namentlich daß Constantin selbst um des lieben Friedens willen diese Amendements sehr entschieden vertrat und auch seine Schwester Constantia, welche die Arianer als ihre treue Freundin und Beschützerin verehrten (S. 399), zur Fügsamkeit riet, brach ihren Widerstand. Nur Arius selbst und seine alten Genossen, Secundus und Theonas, die um seinetwillen schon von der alexandrinischen Synode mit dem Anathem belegt waren (S. 401), beharrten bei ihrer Ablehnung. Sie wurden daher aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen und nach Illyricum verbannt.

Doch wie der römische Feldherr nur dann einen Triumph feierte, wenn er nachwies, daß eine bestimmte Anzahl von Feinden in einer Schlacht gefallen sei, so wollten auch die Orthodoxen noch mehr Leichen auf ihrem Siegesfelde sehn. Eusebius, den sie in Antiochia verurteilt hatten, war in Nicaea nicht nur rehabilitiert worden, sondern hatte sogar eine höchst ehrenvolle Rolle gespielt. Ihn offen anzugreifen, wagten sie nicht; doch vielleicht konnten sie ihm in der Weise ein Bein stellen, daß sie ihn, wie den Arius

und seine zwei Genossen zwangen, sich selbst von ihrer rechtgläubigen Kirche auszuschließen. Nachdem der positive Inhalt des christlichen Glaubens in ihrem Sinne bestimmt war, verlangten sie daher, daß auch noch ausdrücklich erklärt werde, was man nicht glauben dürfe. Eusebius hatte am Schlusse seines Bekenntnisses alle „gottlosen Ketzereien“ verflucht; sie wollten diese Verwünschung namentlich gegen diejenige richten, die ihnen von allen die gottloseste schien, und beantragten die folgende Schlußklausel: „Wer sagt, es gab eine Zeit, wo Christus nicht war, oder er war nicht, ehe er gezeugt wurde, oder er ist aus dem nicht Seienden entstanden, oder den Sohn Gottes aus einer andern Substanz oder Wesenheit oder geschaffen oder wandelbar oder veränderlich nennt, den verflucht die allgemeine und apostolische Kirche Gottes.“

Es war eine harte Zumutung für Eusebius, das jetzt für Ketzerei zu erklären, was er früher selbst vertreten hatte; doch er wußte sich zu helfen. Er wies darauf hin, daß von den verurteilten Sätzen keiner in der Bibel stehe und sie daher alle zweifelhaft seien; da nun ihr Aussprechen so große Verwirrung in der Kirche angerichtet habe, sei es ganz berechtigt, sie zu verpönen. Er verurteilte sie also nicht als falsch, sondern nur als inopportun und gefährlich, konnte sich aber auch von diesem Standpunkt aus ihrer Verfluchung anschließen. So entzog er sich der Schlinge, die man ihm gelegt hatte, und die Mehrzahl der übrigen Arianer begrüßte diesen Ausweg mit Freuden. Nur Eusebius von Nicomedia nebst zwei anderen Bischöfen, die, wie er, Schüler des Lucianus gewesen waren, Theognis von Nicaea und Maris von Chalcedon, widersetzte sich hartnäckig jener Schlußklausel und verweigerte ihr, als sie nur

416 um so eifriger angenommen wurde, seine Unterschrift. Durch reinen Lebenswandel und ergreifende Beredsamkeit war Eusebius in seiner Gemeinde sehr beliebt und stand überall in hohem Ansehn; wußte man ihm doch sogar Wundertaten nachzurühmen. Constantin zögerte daher lange, ehe er den Bischof seiner derzeitigen Residenz einer Majorität opferte, deren fanatischen Eifer er weder teilte noch billigte. Erst drei Monate später fügte er sich dem Drängen der Orthodoxen, verbannte die drei Widerspenstigen nach Gallien und ließ ihre Bistümer anders besetzen. Vorher hatte das Konzil der gefallenen Größe noch einen Fußtritt versetzt, indem es erklärte, daß der Übergang von Geistlichen aus einer Gemeinde in die andere unkanonisch sei; denn Eusebius war Bischof von Berytus gewesen, ehe Nicomedia ihn zu seinem geistlichen Oberhaupt gewählt hatte. Doch hinderte jener Beschluß die frommen Väter nicht, den Eustathius von Beroea, der sich als Vorkämpfer der Orthodoxie ausgezeichnet hatte, durch die Versetzung nach Antiochia zu belohnen, wo kurz vorher der Bischof gestorben war. Und wie sie selbst ihren Kanon verletzten, so ist er auch später nie beobachtet worden; er hatte eben nur den Zweck, ihrem Gegner noch eine Schmach anzutun.

So hart man gegen die Arianer gewesen war, so milde erwies man sich den Melitianern gegenüber. Man wollte dem Kaiser zeigen, daß man auch versöhnlich sein könne, und weil Colluthus, der in Alexandria das Haupt der Sekte gewesen war, sich Alexander unterworfen hatte, war dessen Groll gegen sie auch halb beschwichtigt. Die meisten übrigen Bischöfe aber nahmen kein Interesse an einer Spaltung, die sich fast ganz auf Ägypten beschränkte.

Melitius und seine Anhänger hatten seit zwei 417
Jahrzehnten das gesetzliche Kirchenregiment mit verbissener Hartnäckigkeit gestört und bekämpft; durch ihre Zettelungen war der Arianische Streit hervorgerufen und die religiöse Spaltung über den ganzen Orient verbreitet worden. Doch wenn man hiernach allen Grund hatte, streng gegen sie zu sein, so durften sie sich andererseits doch nicht mit Unrecht „die Kirche der Märtyrer“ nennen, und gerade jetzt, nachdem man eben erst die Schrecken einer Christenverfolgung von neuem durchlebt hatte, besaß dieser Name einen besonderen Zauber. Den Greis, der als treuer Bekenner in den fürchterlichen Bergwerken von Phaeno geschmachtet hatte, und die Geistlichen, die seiner Handauflegung ihre Weihe verdankten, als Aufrührer aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen, das konnte weder der Kaiser noch das Konzil übers Herz bringen. Wurde doch gerade damals der ausschweifendste Kultus mit den Männern getrieben, die um ihres Glaubens willen gelitten hatten. Den Paphnutius, dem Maximinus das rechte Auge hatte blenden lassen, lud Constantin wiederholt in seinen Palast, um ihm begierig die leere Augenhöhle zu küssen, und dieser Heilige gehörte zu den Melitianern. Man suchte also einen Mittelweg, der zugleich die Disziplin der Kirche und die Würde der Bekenner zu wahren gestatte; aber wie die meisten Halbheiten, sollte er später die übelsten Folgen nach sich ziehn.

Die von Melitius geweihten Geistlichen blieben in ihren Stellungen, sollten aber denjenigen, welche der Bischof von Alexandria eingesetzt hatte, an Rang und Macht nachstehen und keine Amtshandlung ohne deren Einwilligung vornehmen. Dafür machte man ihnen Hoffnung, wenn die rechtmäßigen Inhaber der

418 Kirchenämter stürben, an ihre Stelle gewählt zu werden; auf diese Art gedachte man wohl durch allmähliches Aussterben der Gegenbischöfe das Schisma in der mildesten Weise zu beseitigen. Nur gegen Melitius selbst verfuhr man strenger: wegen der Unruhen, die er in den Gemeinden angestiftet hatte, wurde ihm jede Amtshandlung untersagt, aber Titel und Ehren eines Bischofs von Lykopolis doch gelassen. Damit die Zahl der schismatischen Kleriker nicht noch später vermehrt werde, ließ sich Alexander von ihm ein Verzeichnis aller Geistlichen einreichen, die er als Angehörige seiner Sekte betrachtete und die demgemäß auf die Wohltaten des Konzilsbeschlusses Anspruch hatten. Daß diese Anordnungen nicht sehr weise waren und den Streit keineswegs schlichteten, sondern vielmehr in Permanenz erklärten, bedarf keines Wortes.

Noch einen Gefallen konnte man dem Kaiser erweisen und tat es gern. Für Äußerlichkeiten hatte er sehr viel Sinn; und wie er selbst glänzende Feiern zu veranstalten liebte, so lag ihm daran, daß auch die Feste der Kirche würdig begangen wurden. Nun war aber das höchste derselben, das Osterfest, einem steten Schwanken unterworfen, und die Bestimmung seines Termins bot manche Schwierigkeiten dar. Sie erfolgte in der Weise, daß der Metropolit der Diözese oder der Provinz alljährlich die nötigen Berechnungen anstellte oder anstellen ließ und dann durch ein Rundschreiben, das zugleich auch erbauliche Betrachtungen zu enthalten pflegte, allen Bischöfen seines Sprengels kundtat, auf welche Daten der Beginn der Fasten und der Ostersonntag fielen. Dabei kam es leicht, daß die Bestimmungen verschieden waren und so in einer Provinz noch gefastet wurde, während man sich in

der andern schon der Auferstehung des Herrn und 419
der vollen Fleischtöpfe freute, was Constantin als böses Ärgernis erschien. Es abzustellen, war schon das Konzil von Arles bemüht gewesen, doch die einheitliche Osterfeier für das ganze Reich ließ sich erst durchsetzen, seit es unter einem Szepter vereinigt war. Natürlich war das Konzil bereit, hierzu die Hand zu bieten, und der Kaiser konnte durch einen triumphierenden Erlaß der Welt verkündigen, daß jener traurige Mißbrauch glücklich beseitigt war.

Dies war aber auch die einzige reine Freude, die sein großes Konzil ihm gewährte. So glücklich er auch in seinen weltlichen Feldzügen war, wo er in die Kriege der Kirche eingriff, durfte er sich nie als Sieger fühlen. Erst vor wenigen Jahren hatte er den Donatisten gegenüber einen kläglichen Rückzug antreten müssen (S. 336), und auch jetzt war alles anders gegangen, als er meinte und wünschte. In dem Brief an Alexander und Arius hatte er die feste Überzeugung ausgesprochen, daß es ihm ein leichtes sein werde, ihren unbedeutenden Zwist in dauernde Einigkeit zu verwandeln. Statt dessen war der Kampf bis aufs Messer geführt worden, und was der Kaiser für eine Bagatelle gehalten hatte, erklärte sein Konzil für die wichtigste Grundwahrheit der christlichen Religion. Die Freiheit des theologischen Denkens, für die er eingetreten war, hatte man verworfen. Er hatte Männer verbannen müssen, deren duldsamen Standpunkt er selbst vertrat, obgleich sie seiner Schwester teuer waren und auch ihm als fromm und unschuldig galten. Doch er hatte sich der Entscheidung seiner Bischöfe gebeugt, weil aus ihnen die Stimme Gottes sprach und weil er meinte, ihren Gebeten sein weltliches Glück zu verdanken. Erst als

auch dieses, das ihm bisher immer treu geblieben war, gleich nach dem Konzil plötzlich umschlug, wurde er an der Unfehlbarkeit der Bischöfe zweifelhaft. Sowohl seine Fügsamkeit gegen die Orthodoxen, als auch sein späteres Eintreten für die Arianer beruhte nicht, wie manche glauben, auf weiser Staatskunst, sondern nur auf kindlichem Aberglauben.

Doch wenn auch um einen Preis, den er ungern gezahlt hatte, die Einheit der Kirche war doch hergestellt, und die sanguinische Fröhlichkeit seiner Natur trieb ihn, dies lärmend zu feiern. Am 19. Juni 325 war das Glaubensbekenntnis in seiner amendierten Gestalt verkündet worden; dann dürfte es noch ein paar Wochen in Anspruch genommen haben, bis die Verhältnisse der Melitianer geregelt und die Osterfrage entschieden war. Unterdessen nahte das zwanzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers, das auf den 25. Juli fiel, und das ganze Konzil mußte nach Nicomedia kommen, um mit jenem zugleich auch das glückliche Ende seiner Beratungen zu feiern. Nach damaliger Sitte konnte man die Vizennalien beliebig am Anfang oder am Ende des zwanzigsten Regierungsjahres begehen; Constantin wollte beides tun und sich so im Glanze der neugewonnenen Alleinherrschaft zuerst dem Osten und dann in Rom auch dem Westen zeigen. Mit dem zweiten Feste zugleich sollten dann auch die Dezennalien seiner Caesaren, Crispus und Constantinus, begangen werden, die zwar eigentlich auf den 1. März 326 fielen, aber jener Verbindung zuliebe auf den 25. Juli verschoben wurden. Diese Feste verschlangen jedesmal ein heilloses Geld, nicht nur durch die prächtigen Spiele, die sie erforderten, sondern auch weil man den Großen des Reiches goldene Schaumünzen und jedem Soldaten des ganzen

Heeres eine ansehnliche Geldsumme dabei zu schenken 421
pflegte. Um diese Kosten zu bestreiten, hatte Constantin eine besondere Steuer einführen müssen, die zu den allerdrückendsten gehörte (II S. 281). Doch jetzt hatte er ja den aufgesparten Schatz des knauserigen Licinius erbeutet, und der mußte verjubelt werden.

Zugleich wollte er sich ein Siegesdenkmal errichten, wie es noch keinem zuteil geworden war. Eine Stadt zu gründen und nach ihrem Namen zu benennen, wie Romulus und Alexander getan hatten, war auch den früheren Kaisern ehrenvoll erschienen. Doch von den Orten, die so entstanden waren, hatte es keiner über die Bedeutung einer ansehnlichen Mittelstadt, wie Augustodunum oder Hadrianopolis, hinausgebracht. Dagegen sollte, was Constantin schuf, alle Städte der Welt mit einziger Ausnahme Roms überstrahlen. Man hat gemeint, daß hier ein orientalisches Gegenrom erstehen sollte, eine christliche und moderne Residenz des neuen Despotismus, frei von den republikanischen Erinnerungen, die an der alten Welthauptstadt hafteten. Doch dieser staatsmännische Gedanke lag Constantin gänzlich fern; was ihn bei seiner Stadtgründung leitete, war ausschließlich persönliche Eitelkeit. Denn sich eine neue Residenz zu schaffen, konnte schon deshalb nicht seine Absicht sein, weil nach den Verfügungen Diocletians, die auch er anerkannte, der Hof ein Wanderlager sein und bleiben sollte. Die einzelnen Herrscher konnten also wohl Lieblingsstädte, aber keine dauernden Residenzen haben. Und wie sollte man für das Kaisertum einen Zentralsitz schaffen, da es doch auch nach der Absicht Constantins ein geteiltes sein sollte, dessen Inhaber sich alle an Macht und Würde gleichstanden? Freilich sollte der älteste einen gewissen Vorrang be-

422 sitzen, aber als der Kaiser kurz vor seinem Ableben das Reich unter seine Nachfolger teilte, wies er Constantinopel nicht dem ältesten Sohne zu — dieser hauste in Gallien —, sondern dem allergeringsten der Caesaren, seinen Neffen Delmatius. Daß er der Stadt irgendeine Bedeutung für das Kaisertum als solches beilegen wollte, ist schon hierdurch ausgeschlossen. Und wenn er sie auch über alle andern Städte des Reiches erhob, ja sogar gesetzlich verordnete, daß sie als zweites Rom bezeichnet werden sollte, wurde doch ihre Unterordnung unter das erste auch in allen Äußerlichkeiten scharf hervorgehoben. Zwar sollte sie, wie dieses, nicht von Decurionen, sondern von Senatoren verwaltet werden; doch wurde deren Gesamtheit ausdrücklich als Senat zweiten Ranges bezeichnet und seine Mitglieder durften sich nicht, wie in Rom, *viri clarissimi*, sondern nur *viri clari* nennen. Auch Constantinopel wurde von der Provinzialverwaltung ausgenommen; aber während der kaiserliche Beamte, der Rom beherrschte, den Titel *praefectus urbi* führte und den Gardepraefecten im Range gleichstand, hieß er hier nur Prokonsul. Wie dort die Bürger zum Teil durch Korn ernährt wurden, das die Provinzen steuerten, so geschah es auch in Constantinopel; doch ähnliche Vergünstigungen waren auch anderen Städten gewährt worden, wenn auch nicht in so reichem Maße. Kurz die Gründung des Kaisers sollte glänzend und seines Namens würdig, aber doch keine zweite Reichshauptstadt sein; daß sie dies geworden ist, wurde erst durch die Verhältnisse einer viel späteren Zeit bedingt.

Die Wahl des Ortes war eine sehr glückliche, wurde aber wohl vorzugsweise dadurch bestimmt, daß die neue Stadt ein Denkmal des Sieges über Licinius

sein sollte; denn die Belagerung der alten stand ja im 423
Mittelpunkte des ganzen Krieges, der gegen ihn geführt worden war. Zwar dachte Constantin anfangs daran, Troja, das ja als Mutterstadt Roms galt, wiederherzustellen; doch ein Traum gab die endgültige Entscheidung zugunsten von Byzanz. Denn in solchen nächtlichen Gesichten glaubte er die Stimme des Gottes, den er anbetete, am deutlichsten zu vernehmen. Und wenn auch an der Grenze zweier Meere und zweier Erdteile ein Handelszentrum und zugleich ein Waffenplatz ersten Ranges entstand, so war dies dem Reiche doch nicht zum Heil. Wer früher Städte gegründet hatte, der benutzte dazu den Bevölkerungsüberschuß der schon vorhandenen. Doch ein solcher war damals nirgends mehr zu finden; man mußte also die übrigen Gemeinwesen, die ohnehin schon schwach genug waren, noch weiter schwächen, damit ihre neue, bevorzugte Nebenbuhlerin zu Kräften komme. Ging der Kaiser doch soweit, durch Geldgeschenke, die seinen Schatz fast aufzehrten, Ansiedler nach Constantinopel zu locken. Und was er den andern Städten raubte, waren zum großen Teil ihre leistungsfähigsten Bürger; denn diejenigen, welche sich Senatoren, wenn auch nur zweiten Ranges, nannten, mußten doch ansehnliche Leute sein. Die reichsten Decurionen wurden durch die Hoffnung der kaiserlichen Gunst und allerlei andere Lockmittel bewogen, nach Constantinopel überzusiedeln, und die Stadträte, die ihre Lasten ohnehin kaum noch tragen konnten, verödeten noch mehr (II S. 167). Neben dieser Einbuße war es ein Geringes, daß auch die Kunstwerke, namentlich diejenigen, welche in den heidnischen Tempeln standen, soweit sie Rom noch nicht geraubt hatte, jetzt nach der Stadt Constantins wandern mußten. Noch heute

sieht man auf dem Atmeidan mitten zwischen tür-
424 kischen Moscheen die berühmte Schlangensäule, die einst die Griechen als Denkmal ihres Sieges über die Perser nach Delphi gestiftet hatten.

Die frommen Väter von Nicaea haben, wie es scheint, kein Wort verloren, um von den Städten, die ihrer geistlichen Obhut unterstellt waren, diese Räubereien abzuwenden. Denn ohne Zweifel waren sie schon im Gange, als das Konzil tagte. Zwar ist Constantinopel erst am 11. Mai 330 feierlich eingeweiht worden, und die Bautätigkeit des Kaisers an seinen öffentlichen Denkmälern dauerte noch vier Jahre länger; doch der neue Name der Stadt läßt sich schon im Jahre 326 nachweisen. Wahrscheinlich ist er ihr bei der Feier verliehen worden, durch die Constantin am 8. November 324 seinen dritten Sohn Constantius zum Caesar ernannte. Zu den ersten Gebäuden, zu denen er in seiner Stadt den Grundstein legte, gehörte eine Kirche, die er Eirene, d. h. Friede, benannte; wahrscheinlich sollte sie nicht nur den Frieden feiern, den der Sieg über Licinius dem Reiche gewährte, sondern auch den kirchlichen, den, wie er meinte, das ökumenische Konzil schaffen sollte.

Doch während der Kaiser Trophäen errichtete und Feste feierte, braute schon das Unheil über seinem Hause. Licinius, dem er großmütig das Leben geschenkt hatte, knüpfte hochverräterische Verbindungen mit den Gothen an, und auf die stürmische Forderung des Heeres mußte ihm der Senat 325 das Todesurteil sprechen (I S. 171). Daß der Gatte seiner Schwester, den er gern erhalten hätte, ihm Untreue bewies und er an ihm zum Henker werden mußte, wird Constantin nahegegangen sein, und bald sollte ein noch schwereres Leid ihn treffen. Er war mit seinen

Söhnen unterwegs, um in Rom seine zweiten Vizennalien zu begehen, als ihm die Nachricht zugetragen wurde, daß mit dem ältesten von ihnen seine Gattin Fausta in einem blutschänderischen Verhältnis stehe. In dem kleinen Städtchen Pola, wohin er sich, etwas abseits von seinem Triumphzuge, begeben hatte, hielt Constantin Gericht, und sie mit ihrem Buhlen Crispus traf der verdiente Tod. Doch damit war er des einzigen Sohnes beraubt, der schon ins Jünglingsalter eingetreten war; seine Nachfolge stand auf Kindern, das älteste noch nicht zehn Jahre alt, ein höchst gefährlicher Zustand in einer Zeit, in der die kaum unterdrückte Usurpation jeden Augenblick bereit war, ihr Haupt von neuem zu erheben. Es schien, als wenn der Herr auch *sein* Geschlecht austilgen wolle, wie das der Christenverfolger, die ihm vorausgegangen waren, und der gläubige Mann mußte sich fragen, womit er den Zorn Gottes verdient habe. Waren vielleicht Arius und Eusebius nicht Ketzer, sondern Heilige des Herrn, wie ein eigenes Gefühl ihm schon früher zugeflüstert hatte? Daß er sie diesem Gefühl zum Trotz in die Verbannung geschickt hatte, konnte wohl die Schuld sein, die jetzt an ihm gerächt wurde.

Auch von minder christlichem Standpunkt aus war er freilich an der Katastrophe nicht unschuldig. Er selbst war nie ein treuer Gatte gewesen, und daß die Tochter Maximians die Befriedigung der wilden Sinnlichkeit, die sie von ihrem Vater geerbt hatte, bei andern suchte, war daher wohl erklärlich. Er empfand dies auch, wie sich daraus ergibt, daß er die Sünde, deren Gefahren er an sich selbst erprobt hatte, allen andern auch gesetzlich verbot. Denn unmittelbar nach der Hinrichtung des Crispus erließ er ein Edikt, wonach kein verheirateter Mann Kon-

kubinen in seinem Hause haben durfte. In dieser
426 Beziehung aber hatte er sich niemals rein gehalten, und doch hatte ihm Gott Sieg auf Sieg beschert und in allen seinen Unternehmungen ein fast wunderbares Glück ihn geleitet. Jene kleinen Verfehlungen waren ihm also um seiner Christlichkeit willen verziehen worden: wenn jetzt eine so schwere Strafe ihn ereilte, mußte es die Christlichkeit selber sein, gegen die er sich vergangen hatte. Sehr bald nach der Hinrichtung des Crispus, vielleicht noch während jener zweiten Vizennalien in Rom, die für ihn kein Freudenfest mehr waren, entbot er den Arius an seinen Hof. Als dieser nicht schnell genug für seine Ungeduld erschien, schrieb er ihm am 27. November 326, er möge sich beeilen, und stellte ihm die kaiserliche Post zur Verfügung. Der Gebannte kam und wurde von Constantin aufgefordert, ihm noch einmal sein Glaubensbekenntnis vorzulegen, damit er selbst es auf seine Rechtgläubigkeit prüfen könne. Er überreichte ein Blatt, das ungefähr dasselbe enthielt, was Eusebius von Caesarea dem Konzil zur Annahme empfohlen hatte. Das „wesensgleich dem Vater“ und die Verfluchungsklausel fehlten zwar darin; doch das waren ganz junge Erfindungen, die keiner vorher für wesentliche Bestandteile des christlichen Glaubens gehalten hatte, und irgend etwas, das selbst der strengste Orthodoxe hätte ketzerisch nennen können, ließ sich in diesem Bekenntnis nicht nachweisen.

Constantins Schwester hatte immer für die Arianer gewirkt, und jetzt schloß sich auch seine Mutter ihr an, die viel bei ihm vermochte. Um jene Zeit scheint der Märtyrer Lucianus, dessen Schüler die Gebannten zum größeren Teil waren, zum Modeheiligen geworden zu sein. Die Gründe kennen wir nicht; doch pflegt

in unterdrückten Gemeinden die gläubige Begeiste- 427
rung ja am größten zu sein, und „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“. Danach ist es nicht unwahrscheinlich, daß von den Reliquien des Blutzeugen, den die Arianer als ihren besonderen Schutzpatron betrachten mußten (S. 398), gerade jetzt, wo ihre Sekte geschmäht und bedrückt war, sehr viele und glänzende Wunderzeichen bekannt wurden. Doch wie dem immer sein mag, jedenfalls schwärmte Helena für den heiligen Lucianus, und als Constantin auch ihr die Ehre erwies, eine Stadt des Reiches neu zu gründen und nach ihrem Namen umzubenennen, wählte sie dazu Drepana in Bithynien, wo seine Gebeine bewahrt wurden. Als man das neue Helenopolis 327 einweihte, wurde der Kultus desselben Mannes, dessen Lehre den verdammten Sätzen des Arius zugrunde lag, zum Mittelpunkte der ganzen Feier. Auch die andern Schüler des Märtyrers, Eusebius von Nicomedia, Maris und Theognis, werden ihr unter den Ehrengästen beigewohnt haben, und ihr Einfluß auf den Kaiser stieg bald so hoch, daß sie sogar daran denken konnten, jetzt den Alexander und sein „Wesensgleich“ als ketzerisch verurteilen zu lassen.

Unterdessen war in Ägypten eingetreten, was jeder Scharfblickende hätte voraussehen können. Die melitianischen Geistlichen waren in ihren Stellungen verblieben und zu jeder Amtshandlung befugt, aber nur — wenn ihre katholischen Kollegen sie erlaubten. Da dies selbstverständlich nie geschah, sahen sie sich völlig kaltgestellt. Wenigstens ihre Gottesdienste wollten sie nach wie vor abhalten, und da Alexander sie als Primas von Ägypten daran hinderte, auch nach dem Wortlaute des Konzilsbeschlusses dazu

berechtigt war, schickten sie eine Gesandtschaft an
428 den Kaiser, um sich von ihm die Erlaubnis zu erwirken.

Seit in Constantin die Empfindung immer stärker wurde, daß seine Fügsamkeit gegen die Mehrheit des Konzils sündig gewesen sei, machte ihm das neuerwachte Schuldbewußtsein die ägyptischen Wirren tief verhaßt; namentlich gegen die Melitianer, die den ganzen Sturm erregt hatten, hegte er den größten Widerwillen. Als sie nun, nachdem sie scheinbar so milde behandelt waren, wieder mit neuen Klagen kamen, wollte er ihre Abgesandten gar nicht vorlassen. Untätig und hoffnungslos trieben sie sich in der Residenz umher. Da gesellte sich Eusebius von Nicomedia zu ihnen und versprach, seinen Einfluß für sie geltend zu machen, falls sie ihrerseits mit Arius und seinen Genossen in Kommunion treten wollten. Auf diesen Vorschlag gingen sie ein und fanden jetzt bei Constantin sogleich williges Gehör. Denn da er den Wunsch hegte, die Urteile des Konzils gegen die arianischen Geistlichen rückgängig zu machen, konnte ihm nichts willkommener sein, als wenn eine Sekte, deren Rechtgläubigkeit keiner bezweifelte, ja die sogar den Streit gegen die Lehren des Lucianus selbst eröffnet hatte, jetzt die Schüler desselben als kirchenfähig gelten ließ.

Allerdings konnte sich der Kaiser nicht entschließen, die Beschlüsse eines Konzils, das mit solchem Pomp als vollgültiger Vertreter der gesamten Christenheit gefeiert war, durch eine andere Synode umstoßen zu lassen. Doch diese Schwierigkeit ließ sich heben, wenn dieselbe Waffe, welche die Wunde geschlagen hatte, sie wieder heilte. Er berief daher nicht ein zweites Konzil, sondern dasselbe zum zweiten-

mal. Freilich bestand dieser Unterschied nur im Namen. Denn zu einer ökumenischen Versammlung 429
mußten selbstverständlich die Einladungen an alle Gemeinden der Christenheit versandt werden; jeder anerkannte Bischof, auch wenn er der ersten Tagung nicht beigewohnt hatte, konnte also bei der zweiten erscheinen. Der Personalbestand wird daher ein wesentlich verschiedener und den Arianern viel günstiger gewesen sein. Denn gleich nach der Besiegung des Licinius konnte es gefährlich scheinen, zu der kirchlichen Partei zu gehören, die er unterstützt hatte; jetzt aber, wo nach dem Tode des Christenverfolgers Jahre vergangen waren, fiel dieser Grund der Zurückhaltung weg. Von den Anhängern der beiden Eusebius werden daher viele erschienen sein, die der ersten Tagung ferngeblieben waren. Immerhin blieb die Form gewahrt, daß die Verfügungen des großen Konzils von Nicaea, das der Kaiser in höchsteigener Person geleitet hatte, nur durch dasselbe Konzil reformiert, nicht durch ein anderes umgestoßen wurden, und wirklich hat die katholische Kirche die Identität der beiden Versammlungen anerkannt.

Im November 327, sehr bald nach der Einweihung von Helenopolis, noch voll Begeisterung für den heiligen Lucianus, erschien Constantin zum zweitenmal in der Mitte seiner Bischöfe, und daß er jetzt Milde für die Schüler des Märtyrers predigte, und zwar energischer als das erstemal, verstand sich von selbst. Irgendeinen Druck außer dem moralischen seiner persönlichen Überzeugung wird der Kaiser kaum ausgeübt haben; aber er genügte, um die Schwachen und Unentschlossenen, die hier, wie in jeder großen Versammlung, die Mehrzahl bildeten, zur Umkehr zu bewegen. Prinzipiell freilich vergab man sich nichts;

das Glaubensbekenntnis mit allen Amendements der Orthodoxen, auch jene Verfluchungsklausel miteingeschlossen, blieb unverändert. Doch Arius durfte es unterschreiben und, wandlungsfähig, wie er war, tat er dies, jedenfalls in demselben Sinne, wie auch Eusebius von Caesarea es hatte gelten lassen. Der Nicomedenser scheint hartnäckiger gewesen zu sein und noch einmal einen Sturmlauf gegen das „Wesensgleich" versucht zu haben. Doch als er sah, daß Arius selbst nachgegeben hatte, richtete auch er gemeinsam mit Theognis einen Brief an das Konzil, in dem er seine Unterwerfung erklärte. Die Abgesetzten wurden in ihr Bischofsamt zurückgeführt, und diejenigen, welche es in der Zwischenzeit bekleidet hatten, mußten weichen. Auch die Melitianer erhielten den versprochenen Lohn, indem man ihre Sonderversammlungen gestattete und damit auf die Hoffnung, das Schisma zu beenden, einstweilen verzichtete.

Auch in dem Arianischen Streit waren zwar die dogmatischen Gegensätze beigelegt, doch die persönlichen blieben. Alexander hatte sich in seinen Haß gegen Arius und dessen Genossen so verbissen, daß schwere Konflikte kaum zu vermeiden waren, wenn sie wieder in seinen Klerus eintraten. Da fügte es ein günstiger Zufall, daß er nach seiner Heimkehr am 17. April 328 starb, noch nicht fünf Monate, nachdem er das Konzil verlassen hatte. Damit schien jedes Hindernis der Versöhnung beseitigt und die Herstellung der vollen Kircheneinheit sichergestellt. Denn auch die Melitianer traten jetzt mit den Katholiken in Kommunion und erklärten sich bereit, auf ihre Sonderstellung zu verzichten, wenn auf den Bischofsthron von Alexandria ein Mann erhoben werde, der ihnen genehm sei. Es galt also nur, eine Persön-

lichkeit zu finden, die den Wünschen aller drei Parteien entsprach; dies aber war keine leichte Aufgabe.

In Alexandria traten 54 Bischöfe, welche die ver- 431
schiedenen Richtungen vertraten, zu einer Synode zusammen und verpflichteten sich zunächst eidlich, keinen zu ordinieren, über den sie sich nicht freundschaftlich geeinigt hätten. Über einen Monat tagte man, ohne zu einer Entscheidung zu gelangen; doch unter den obwaltenden Verhältnissen schien es sicher, daß die unversöhnlichen Orthodoxen, die in der Versammlung natürlich auch vertreten waren, unterliegen müßten. Da brachen sieben Bischöfe dieser Richtung ihren Eid und ordinierten am 8. Juni 328 hinter dem Rücken der übrigen den Diakonen Athanasius, obgleich er das vorgeschriebene Alter von dreißig Jahren noch nicht erreicht hatte. Schnell war ein Volkshaufe zusammengebracht, der ihn durch seine Zurufe legitimierte, und der Jüngling war rechtmäßiger Primas von Ägypten.

Diese Überrumpelung war noch schmählicher, als diejenige, welche das donatistische Schisma hervorgerufen hatte. Natürlich fügte die Synode sich nicht, sondern wählte einen gewissen Theonas zum Gegenbischof; aber da dieser schon nach drei Monaten starb, blieb für Athanasius das Feld frei. Und Constantin, der dem Caecilian seine Anerkennung gewährt hatte, durfte sie auch ihm nicht versagen. Denn wenn nach den Beschlüssen des Konzils von Arles den Ordinierten die Traditio des Ordinators nicht befleckte (S. 331), konnte es auch sein Eidbruch nicht tun. So gelangte der Mann auf den Bischofsthron, der fast ein halbes Jahrhundert lang die Fackel des kirchlichen Aufruhrs schüren und sie bis in die fernsten Provinzen tragen sollte. Er war erhoben,

um den Frieden der Parteien nicht zustandekommen zu lassen, und dieser traurigen Aufgabe, die seine
432 Wahl ihm gestellt hatte, hat er sich sein ganzes Leben lang mit schauerlicher Energie geweiht. Arianer gab es nicht mehr, denn seit der zweiten Tagung des Konzils bekannte sich keiner, auch Arius selbst nicht, offen zu ihren Lehren; doch bei jedem, der sich früher dazu bekannt hatte, witterte Athanasius heraus, daß er, wenn auch nicht mit dem Munde, so doch im Herzen ein Lästerer und Christomache sei, und bestand darauf, ihn von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Indem er jeden Verdächtigen für einen Überführten und jeden, der nicht in sein Wutgeschrei einstimmte, für dessen Mitschuldigen erklärte, zwang er alle, die nicht die waschechteste Orthodoxie zur Schau trugen, aus der Kirche hinaus und schuf so eine Sekte neu, die schon im Untergehen war. Und wie er die Arianer durch sein Hetzen und Denunzieren von den Toten auferweckte, so stärkte er auch die Melitianer, die sich jetzt wieder mit den Colluthianern vereinigten, indem er sie nicht minder grimmig bekämpfte. Und jeder Bundesgenosse war ihm dabei recht, selbst wenn er, wie Marcellus von Ancyra, ein erklärter Ketzer war, nur ein Ketzer von anderer Art, als Arius und die beiden Eusebius. Auch vor keinem andern Mittel, das seiner Sache und zugleich seiner Person dienen konnte, ist er zurückgescheut: als er verbannt war, hat er nicht nur die Kirchen beider Reichsteile in wilde Verwirrung gestürzt, sondern auch beinahe einen blutigen Bruderkrieg zwischen den Kaisern Constantius und Constans entfacht, bloß um sein Bistum wiederzugewinnen. Doch in einem Zeitalter, in dem fast alle schwächlich und willenlos waren, wirkte die rücksichtslose Kraft seines unbeugsamen Wollens auf

alle, die mit ihm in Berührung kamen, mit der Macht einer unwiderstehlichen Suggestion. Das Volk jauchzte 433
seinen zündenden Predigten zu, und durch das lügenhafte Stichwort Christomachen, das er meisterlich zu gebrauchen wußte, riß er fast alle Bischöfe des Westens mit in seinen Kampf hinein. So hat er es erreicht, daß vier Jahrzehnte hindurch nichts die christliche Welt mehr beschäftigte, als die erbärmliche Frage, ob Athanasius Bischof von Alexandria bleiben solle oder nicht. Denn wie er es darzustellen wußte, verkörperte sich in seiner Person die Ehre Christi. Die zahlreichen Schriften, die er hinterlassen hat, sind Muster advokatischer Rabulistik. Indem er immer den hohen Ton des heiligen Gottesstreiters zu wahren weiß, überschüttet er seine Feinde mit allen Schmähungen persönlicher Gehässigkeit. Selbst vor dem Kaiserthrone haben seine Angriffe nicht haltgemacht; doch wo dies für ihn vorteilhafter war, wußte er ihn auch höchst geschmeidig zu umwedeln. Lästige Wahrheiten schweigt er tot; z. B. hat er über den Eidbruch bei seiner Bischofswahl nie ein Wort verloren, obgleich seine zahlreichen Gegner ihn natürlich gegen ihn ausbeuteten und ihre Widerlegung, wenn er sie hätte geben können, jedenfalls in seinem Interesse gewesen wäre. Denn im Lügen ist er vorsichtig; solange er Augenzeugen zu fürchten hat, die ihn überführen könnten, hält er sich so eng wie möglich an die Wahrheit und begnügt sich damit, sie zu verschleiern und zu entstellen. Doch wenn nach den Ereignissen Jahrzehnte ins Land gegangen und die Erinnerung an sie halb geschwunden ist, dann scheut er vor keiner Lüge, keiner Urkundenfälschung mehr zurück. Ein Beispiel aus vielen mag dies verdeutlichen.

Arius hatte dem Kaiser 327 sein Glaubensbekenntnis eingereicht und war dann von keiner geringeren Autorität, als dem nicaenischen Konzil, in die Kirchengemeinschaft aufgenommen. Seine Rückkehr nach Alexandria hatte Athanasius zwar zu verhindern gewußt; doch wie dieser selbst zugibt, hatte jener an der Einweihung der Grabeskirche von Jerusalem im Jahre 335 noch als anerkanntes und hochgeehrtes Glied der allgemeinen Kirche teilnehmen dürfen. Bald darauf wird er friedlich gestorben sein; denn schon beim Ausbruch des Streites, mehr als zwanzig Jahre früher, war er ein alter Mann. So weiß denn auch über seinen Tod Athanasius in seinen frühesten Schriften nichts zu erzählen, obgleich, wenn derselbe irgendwie den Charakter eines Gottesgerichtes gehabt hätte, er sich dies gewiß nicht hätte entgehen lassen. Selbst in der großen Apologie, in der er die ganze Geschichte des Arianismus gibt — natürlich nur, soweit sie in seinen Kram paßt —, sagt er kein Wort über den Tod des verhaßten Christomachen. Erst als dieser zwei Jahrzehnte zurückliegt, beginnt er um ihn seine Legende zu spinnen. Wie er in einer Schrift aus dem Jahre 356 erzählt, hatte Constantin auf Drängen des Eusebius von Nicomedia den Arius zu sich berufen und ihm sein Glaubensbekenntnis abgefordert. Nachdem der Erzketzer ein ganz unverfängliches Blatt eingereicht hatte, sagte der Kaiser: „Wenn du außer diesem nichts anderes im Sinne hast, so rufe die Wahrheit zum Zeugen an; denn der Herr straft die Meineidigen.“ Arius schwört denn auch wirklich, aber kaum ist er aus dem Palast herausgetreten, so stürzt er nieder und platzt mitten entzwei, wie Judas Ischariot, als er sich aufgehängt hatte. — Einige Jahre später ist dann die Geschichte

noch schöner geworden: nachdem Arius jenen Eid geschworen hat, stirbt er nicht gleich, sondern ein schmählicheres Ende, in dem sich zugleich der Finger Gottes noch deutlicher verrät, ist ihm vorbehalten. Eusebius — nicht etwa der gute Constantin — will den frommen Bischof von Constantinopel zwingen, den meineidigen Ketzer in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Voll gläubiger Zuversicht geht der Vergewaltigte in die Kirche und betet zu Gott, ihm diese Befleckung zu ersparen. Arius brüstet sich schon in Siegeszuversicht; doch unmittelbar, ehe er zu jener Kommunion geht, ist er noch gezwungen, einen öffentlichen Abtritt aufzusuchen, und an diesem schmutzigen Orte tritt das Mirakel des Entzweiplatzens ein. — Die Zeitgenossen haben dies Märchen natürlich geglaubt, weil sie an keinem Wunder, in dem sich das Strafgericht Gottes gegen die Ketzerei kundgab, Anstoß nahmen; daß aber noch in unserer kritischen Zeit die Kirchengeschichten es auf die Autorität des Athanasius hin unbedenklich nacherzählen, ist fast ein größeres Wunder als jenes wunderbare Entzweiplatzen.

Was uns an dieser Geschichte vor allem interessiert, ist nicht der fabelhafte Tod des Arius, sondern die Gesinnung des Athanasius, die sich in seiner Erfindung ausspricht. Wie er selbst zugibt, war das Bekenntnis, das Constantin eingereicht wurde, durchaus rechtgläubig; nur daß Arius in seinem Innern denn doch an seiner Ketzerei festhält, veranlaßt den Bischof, sich nur gezwungen seiner Kommunion zu fügen, und den lieben Herrgott, eine so schmachvolle Strafe an ihm zu vollziehen. Das letztere mag berechtigt sein, da Gott Herz und Nieren prüfen kann; was aber hatte der Bischof von Constantinopel für einen Grund, an

dem Eide des Arius zu zweifeln? Doch höchstens den, daß dieser früher anders gelehrt hatte. Es war also
436 nicht erlaubt, seine Meinung zu ändern, und wer einmal Ketzer gewesen war, der mußte trotz alles Widerrufens sein Leben lang für einen Ketzer gelten. Nach diesem Grundsatz ist Athanasius immer verfahren und hat so geflissentlich verhindert, daß irgendeine Kirchenspaltung ausgeglichen wurde.

Über die Einzelheiten seines Verfahrens und die Konflikte mit dem Kaiser, die dadurch herbeigeführt wurden, sind wir sehr mangelhaft unterrichtet. Denn die Schriften seiner Gegner hat der orthodoxe Eifer der Folgezeit fast alle vernichtet, und das, was seine Anhänger uns hinterlassen haben, beruht zum allergrößten Teil auf seinem eigenen Zeugnis. Nach diesem aber sind alle Anklagen, die seine wiederholten Verurteilungen herbeiführten, von einer so abenteuerlichen Grundlosigkeit, daß man gar nicht begreift, wie vernünftige Menschen und gar noch christliche Bischöfe, auch wenn sie ganz verruchte Ketzer waren, sie überhaupt erheben konnten. Nun sind freilich die Angriffe gegen ihn vor allem dadurch hervorgerufen, daß er die Kommunion mit den Melitianern und denjenigen, welche des Arianismus verdächtig waren, hartnäckig ablehnte; wenn er immer wieder hervorhebt, daß dies der entscheidende Grund aller jener Anklagen war, so hat er zweifellos recht. Aber da dieser nicht genügte, um seine Absetzung auszusprechen, waren seine Gegner gezwungen, nach andern Gründen zu suchen. Sie befanden sich also in einer ganz ähnlichen Lage, wie die Donatisten dem Caecilian gegenüber: dessen Wahl war menschlich sehr anfechtbar, aber nicht kanonisch; doch da ein geistliches Gericht sich nur auf kanonische Gründe stützen konnte, griff

man gegen ihn zu Anklagen, die unberechtigt und innerlich lügenhaft waren. Entsprechend mag es auch bei den Prozessen des Athanasius hergegangen sein; 437
denn da Wahrheitsliebe eine Tugend war, die das Christentum sehr niedrig schätzte (S. 208), werden Melitianer und Arianer aller Wahrscheinlichkeit nach nicht viel weniger gelogen haben, als ihr erbitterter Gegner. Aber daß die Beschuldigungen, die seine Verurteilung herbeiführten, doch nicht so ganz aus der Luft gegriffen waren, wie er behauptet, läßt sich noch aus seiner eigenen Darstellung erkennen.

Die Angriffe gegen ihn stützten sich vor allem auf zwei Anklagepunkte, die sich an die Namen des Ischyras und des Arsenius heften. Der erstere war ein colluthianischer Presbyter, der in einem Dorfe des mareotischen Gaus unfern Alexandria einer sehr kleinen Gemeinde vorstand. Athanasius hatte einen seiner Diakone hingeschickt, um das Ketzernest auszuheben, und dieser hatte dabei, wie die Ankläger behaupteten, den Altar des Ischyras umgestürzt und den Abendmahlskelch zerbrochen. Für diese Heiligtumsschändung machte man den Bischof verantwortlich. Dieser verteidigte sich damit, daß Ischyras überhaupt nicht als Presbyter anzusehen sei, weil Colluthus kein Recht gehabt habe, ihn zu weihen, und daß folglich auch seinem Altar und Becher der Charakter der Heiligkeit nicht habe innewohnen können. Doch daneben behauptete er auch, wenngleich etwas schüchterner, daß überhaupt nichts zerbrochen worden sei. Dies dürfte unwahr sein; denn der erste Verteidigungsgrund wäre gegenstandslos gewesen, wenn Athanasius sich wirklich auf den zweiten hätte berufen können. Und Abendmahlsbecher zu zerstören, die durch schismatischen Gottesdienst entweiht schienen, war ja auch

die Praxis der Donatisten (S. 349) und entsprach durchaus dem Geiste der Zeit. Doch andererseits über-
438 trieben die Gegner das Verbrechen, indem sie behaupteten, es sei während der heiligen Handlung des Abendmahls begangen worden. Demgegenüber ließ sich nachweisen, daß Ischyras krank zu Bette gelegen hatte, als der Diakon bei ihm eingebrochen war. Wie es scheint, hatte man also auf beiden Seiten gelogen.

Der zweite Anklagepunkt betraf den melitianischen Bischof Arsenius, den Athanasius ermordet haben sollte; tatsächlich hatte jener sich nur versteckt gehalten und konnte lebend vorgeführt werden. Insofern also vermochte der Angeklagte sich zu reinigen; doch so oft er dies auch triumphierend verkündet, schweigt er sich doch gänzlich darüber aus, welche Art des Mordes man ihm schuld gab und was den Melitianer in sein Versteck getrieben hatte, und auch hierin konnte ein Grund der Verurteilung liegen. Natürlich behauptete keiner, daß Athanasius selbst mit dem Dolch im Gewande seinem Gegner am Kreuzwege aufgelauert habe. Man warf ihm nur vor, daß ein Bischof, der zu seiner Partei gehörte, in seinem Auftrage das Haus des Arsenius niedergebrannt, ihn selbst an eine Säule gebunden und mit Riemen gepeitscht habe, und daß infolgedessen der Tod des Mißhandelten eingetreten sei. Dies letzte erwies sich als unrichtig; aber alles übrige hat Athanasius nicht widerlegt, ja nicht einmal den Versuch dazu gemacht, und folglich werden wir es für begründet halten dürfen.

Und mit dieser Anklage verband sich doch noch eine andere: man beschuldigte den Athanasius, die abgeschnittene Hand des Ermordeten aufzubewahren, um damit Zauberei zu treiben; denn auch dieses Verbrechen schrieb man ihm zu, und da er dasselbe

ganz in Stillschweigen begräbt, ist sehr zu vermuten, daß er in dieser Beziehung nicht unschuldig war. Denn gewiß wäre er sehr geneigt gewesen, ein bißchen 439
im Wundertun zu machen, auch wenn es mit Hilfe des Teufels hätte sein müssen. Daß er zu diesem Zwecke eine Totenhand besaß, wenn es auch nicht die des Arsenius war, ist also gar nicht unwahrscheinlich. Mithin waren die Anklagen gegen ihn zwar nicht in ihrem ganzen Umfange begründet, aber doch auch gewiß nicht so grundlos, wie er sie darstellt.

Doch wie gesagt, hierüber sind nur Vermutungen möglich. Denn die Vorgänge werden von Athanasius, wohl nicht ohne Absicht, so unklar dargestellt, daß ein deutliches Verständnis ihres Zusammenhanges so gut wie ausgeschlossen ist. Mit einiger Sicherheit erkennbar ist nur das Folgende.

Sobald er von der Wahl des Athanasius erfahren hatte, wandte sich Eusebius von Nicomedia mit einem höflichen Brief an ihn, durch den er ihn aufforderte, den Friedensschluß der Parteien anzuerkennen; doch wurde dies entschieden abgelehnt. Als so die Bitte des Kollegen fruchtlos geblieben war, kam ein Befehl des Kaisers: Athanasius solle keinen zurückweisen, der nach der Kirchengemeinschaft mit ihm verlange; andernfalls werde er abgesetzt und verbannt werden. Doch wagte Constantin seine Drohung nicht auszuführen; denn daß ein Bischof mit Leuten, die er für Ketzer hielt, nicht in Kommunion treten wollte, war kein kanonischer Grund für seine Absetzung.

Einen solchen fand man bald darauf gegen einen zweiten Vorkämpfer der starren Orthodoxie. Jener Eustathius, den das nicaenische Konzil zum Bischof von Antiochia gemacht hatte (S. 416), führte einen grimmigen literarischen Streit gegen Eusebius von

Caesarea, in dem beide sich gegenseitig der Ketzerei bezichtigten. Auch er verweigerte allen die Kommunion, die man für heimliche Arianer halten konnte. Da versammelten die beiden Eusebius im J. 330 in Antiochia eine Synode und setzten ihn unter der Anklage der Unzucht ab, weil ein Frauenzimmer aussagte, er sei der Vater ihres unehelichen Kindes. Da er auch beschuldigt wurde, die Mutter des Kaisers unehrerbietig behandelt zu haben, als sie auf ihrer Wallfahrt nach Jerusalem durch seine Stadt kam, wurde er nach Illyricum verbannt. Doch rief dies in Antiochia einen wilden Aufruhr hervor, und als es zu einer neuen Bischofswahl kam, entspann sich daraus zwischen den Parteien ein so grimmiger Kampf, daß das Militär einschreiten mußte.

Nachdem dieser Schlag gelungen war, wurden auch andere Bischöfe, welche die Gesinnung des Eustathius teilten, in die Verbannung geschickt, und endlich wagte man sich auch an Athanasius heran. Wie das Reich seine Bedürfnisse durch Naturalsteuern befriedigte, so hatte er für die Bekleidung seiner Geistlichkeit eine Lieferung von leinenen Priestergewändern ausgeschrieben und wagte sogar, sie von den melitianischen Geistlichen beitreiben zu lassen. Drei von ihnen beschwerten sich beim Kaiser, der in diesem Vorgehen mit gutem Grunde einen Eingriff in seine Hoheitsrechte erblickte und Athanasius im Jahr 331 zur Verantwortung an seinen Hof beschied. Dessen Gegner machten den Versuch, seine Absetzung zu erwirken, weil er für sein Bischofsamt noch zu jung sei. Aber auch dieses Mal ließ Constantin sich beschwichtigen. Hatte er sich doch kurz vorher gefallen lassen, daß eine Kirche, die er in seinem Constantina für die Katholiken erbaut hatte, von den Donatisten

in Besitz genommen wurde (S. 337), und als er in Antiochia schärfer durchgegriffen hatte, war ein Volksaufstand die Folge gewesen. Und Athanasius 441
war noch viel mehr zu fürchten als Eustathius. Erzählt er doch selbst, seine Feinde hätten ihn beschuldigt, daß er gedroht habe, die Kornschiffe, die nach Konstantinopel bestimmt waren, in Alexandria zurückzuhalten. Dies mag, wie er behauptet, Verleumdung gewesen sein; doch daß man ihn so verleumden konnte, beweist trotzdem, welche Macht ihm der Kaiser zutraute. Constantin hatte weder vor der erprobten Kriegskunst des Licinius noch vor der Wildheit der Germanen gezittert; doch daß er sich vor der größeren Wildheit christlicher Volksmassen, die unter Führung knüttelschwingender Mönche gegen seine Soldaten heranstürmten, sehr ernsthaft fürchtete, hatte er schon in den donatistischen Händeln gezeigt. So wagte er auch gegen Athanasius, als dieser sich vor ihm verteidigte, nichts zu tun, und entließ ihn in Gnaden, weil ungnädig sein ihm doch nicht geholfen hätte.

Nicht sehr lange darauf gab der Abendmahlsbecher des Ischyras und das Verschwinden des Arsenius den Melitianern den erwünschten Anlaß, ihren Feind auf Heiligtumsschändung, Zauberei und Totschlag zu verklagen. Diese Beschuldigungen sucht Athanasius zu widerlegen; doch daneben standen andere, über die er schweigt und die daher wohlbegründet sein werden. Er hatte den Ischyras fälschlich angeklagt, daß er und seine Anhänger mit Steinen nach den Statuen der Kaiser geworfen hätten, und ihn dadurch ins Untersuchungsgefängnis gebracht. Ein ägyptischer Bischof, der ihm wegen jenes zerbrochenen Abendmahlskelches die Kommunion weigerte, hatte das

gleiche Schicksal gehabt; außerdem war er von ihm eigenmächtig abgesetzt und ein anderer an dessen Stelle geweiht worden. Mehrere melitianische Bischöfe hatte er durchprügeln lassen, wahrscheinlich indem er
442 das Volk gegen sie aufhetzte. Alles dies in Verbindung mit seiner sehr anfechtbaren Wahl gab mehr als genügenden Grund, ihm den Prozeß zu machen. Anfang 333 versammelte Constantin in Caesarea Palaestinae, dem Bischofssitze des einen Eusebius, der
10 zu den hervorragendsten Gegnern des Athanasius gehörte, eine Synode und lud ihn vor deren Richterstuhl; doch trotz des kaiserlichen Befehls kam er einfach nicht, und ihn abwesend und ohne Verteidigung zu verurteilen, schien bedenklich. Zwei Jahre später
15 sollte die Grabkirche in Jerusalem, die Constantin mit höchster Pracht hatte erbauen lassen, eingeweiht werden, und aus allen Provinzen des Orients versammelten sich dazu die Bischöfe. Da wurde ihnen der Befehl, unterwegs in Tyrus haltzumachen und die
20 Anklagen gegen Athanasius zu prüfen. Die ernsten Drohungen des Kaisers vermochten ihn, sich diesmal dem Gericht zu stellen. Er kam mit einem großen Gefolge, das durch Lärm und Geschrei die Verhandlung zu stören suchte, aber damit nichts weiter er-
25 reichte, als daß seine Gegner noch mehr erbittert wurden. Als er sah, daß seine Verurteilung zweifellos war, floh er noch vor der Entscheidung, wie es Donatus bei dem römischen Konzil getan hatte (S. 330), um so den Spruch, als gegen einen Abwesenden ge-
30 fällt, anfechtbar zu machen. Er lautete dahin, daß Athanasius des Todes schuldig sei, aber dem Kaiser anheimgegeben werde, seine Strafe in Verbannung zu mildern. Unterdessen, erschien der Verurteilte in Constantinopel, um dort noch einmal sein Heil bei

dem Herrscher selbst zu versuchen. Jezt aber war die Zeit der Schonung vorüber; als ihm nach acht Tagen eine Audienz gewährt wurde, endete sie damit, daß er am 6. November 335 nach Trier verbannt wurde. Jedenfalls wurde dieser entfernte Ort gewählt, um 443
ihm jede Verbindung mit Ägypten und damit die Möglichkeit, dort Unruhen zu stiften, ganz sicher abzuschneiden. Wie Eustathius und Athanasius, so mußten bald auch andere ihrer Gesinnungsgenossen, namentlich Paulus von Constantinopel und Marcellus von Ancyra, in die Verbannung gehn, und mit ihnen auch einer ihrer hitzigsten Gegner, Johannes, der nach dem Tode des Melitius dessen Bistum und zugleich die Leitung seiner Sekte übernommen hatte. So waren die gefährlichsten Ruhestörer beider Parteien beseitigt, und der kirchliche Friede schien wenigstens im orientalischen Reichsteil hergestellt. Doch als Arius nach Alexandria zurückkehrte, führte dies zu solchen Tumulten, daß man eine neue Bischofswahl, die das Volk noch mehr hätte erregen können, nicht wagte. Zwar drang Eusebius darauf, durch einen Mann seiner Partei den verbannten Athanasius zu ersetzen; der Kaiser aber, dem vor allem andern der Friede der Kirche am Herzen lag, wies dies entschieden zurück.

Die erste Tagung des ökumenischen Konzils hatte mit einer Niederlage Constantins geendet; die zweite schien glückverheißend, doch was man sich von ihr versprochen hatte, war durch die Bischofswahl in Alexandria alles zunichte geworden. Jahrhundertelang hatte die Kirche gegen die heidnischen Kaiser im Streite gelegen; aber auch gegen den christlichen setzte sie ihn fort und bekämpfte ihn mit um so größerer Kühnheit, je williger er sich ihr zu fügen

bereit war. Er erstrebte die Verwirklichung der einheitlichen christlichen Kirche; doch wie in Afrika die Donatisten, so stellte auch im Osten des Reiches eine Partei verbissener Rechthaber der Einheit der Kirche die Forderung ihrer Reinheit, wie sie sie auffaßten, als die höhere entgegen, und hier wie dort mußte er zurückweichen. Oft hört man die Behauptung, der Altar sei eine Stütze des Thrones; tatsächlich aber haben wohl die Altäre, wenn sie selbst ins Wanken gerieten, an den Thronen Stützen gesucht, aber sie ihnen niemals gewährt. Denn war die Kirche stark, so hat sie „die Macht der Welt" immer als ihre Feindin betrachtet, und dieser Kampf wird bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Von den zwei sich widersprechenden Geboten „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" und „Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen" hat jenes immer hinter diesem zurücktreten müssen, und dabei wurde meist der Priester an die Stelle Gottes gesetzt und forderte den Gehorsam, den man diesem schuldig war, für seine unwürdige Person. So machte es auch Athanasius, indem er den Kaiser nicht nur mit den Volksmassen, die er fanatisiert hatte, sondern auch mit dessen eigenem christlichen Glauben bekämpfte. Als Constantin sich aufraffte und seine abergläubische Furcht vor dem geweihten Priester seines Gottes überwand, vermochte der Beherrscher des geeinigten Weltreiches noch über den widerspenstigen Bischof Sieger zu bleiben. Doch als unter dem zwiespältigen Regiment seiner Söhne Athanasius den einen gegen den andern ausspielen konnte, da sollte es sich zeigen, wie sehr das Kaisertum sich geschwächt hatte, indem es christlich geworden war.

J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart
Calwer Straße 18

Breslauer Beiträge

zur

Literatur-Geschichte

Neuere Folge. Herausgegeben von

Max Koch und Gregor Sarrazin

in Breslau.

*

Bisher sind erschienen:

Preise freibleibend.

Heft 31: Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815 von Hans Hirschstein.
VIII u. 384 Seiten. Preis M. 18.—.

Heft 32: Das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos von Walter Dohn.
VIII u. 294 Seiten. Preis M. 15.—.

Heft 33: Die Wiedertäufer zu Münster in der deutschen Dichtung von Hugo Hermsen.
X u. 161 Seiten. Preis M. 9.60.

Heft 34: Shaftesburys Einfluß auf Chr. M. Wieland von H. Grudzinski. Mit einer Einleitung über den Einfluß Shaftesburys auf die deutsche Literatur bis 1760.
VIII u. 104 Seiten. Preis M. 6.—.

Heft 35: Herders theoretische Stellung zum Drama von Arthur Koschmieder.
VIII u. 172 Seiten. Preis M. 9.60.

Heft 36: Arthur Fitger. Sein Leben und Schaffen von H. Wocke. Mit einem Bildnis Fitgers.
X u. 152 Seiten. Preis M. 9.—.

Heft 37: Die Bearbeitungen des „Verbrechers aus verlorener Ehre" von Willi Stoeß.
VIII u. 75 Seiten. Preis M. 4.80.

Heft 38: Charlotte Birch-Pfeiffer als Dramatikerin von Else Hes.
VII u. 227 Seiten. Preis M. 15.—.

Heft 39: Ferdinand Gregorovius als Dichter von Joh. Hönig.
VIII u. 292 Seiten. Preis M. 19.—.

Heft 40: Schiller als Herausgeber der Rhein. Thalia usw. von Fritz Berresheim.
VIII u. 135 Seiten. Preis M. 9.—.

Heft 41: Wordsworth's politische Entwicklung von Felix Güttler.
IX u. 133 Seiten. Preis M. 9.—.

Heft 42: Julius Leopold Klein als Dramatiker von Max Glatzel.
VIII u. 128 Seiten. Preis M. 9.—.

Heft 43: Herwegh als Übersetzer von Werner Kilian.
VIII u. 112 Seiten. Preis M. 8.—.

Heft 44: Goethes Propyläen von Ernst Boehlich.
VIII u. 170 Seiten. Preis M. 12.—.

Heft 45: Herders dramatische Dichtungen. Mit Benützung ungedruckter Quellen von Amand Treutler.
VIII u. 211 Seiten. Preis M. 15.—.

Heft 46: Heinrich Zschokke als Dramatiker von Martin Schulz.
(In Vorbereitung.)

Heft 47: Das Don-Juan-Problem in der neueren Dichtung von Hans Heckel.
171 Seiten. Preis M. 12.—.

Heft 48: Karl Gutzkow als Dramatiker von Eduard Metis.
VIII u. 191 Seiten. Preis M. 13.60.

Heft 49: In Vorbereitung.

Heft 50: Deutsche Vergangenheit in deutscher Dichtung v. Max Koch.
VIII u. 72 Seiten. Preis M. 8.—.

J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart
Calwer Straße 18

Paulys Realencyklopädie der classischen Altertumswissenschaft

Neue Bearbeitung. Begonnen von

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Georg Wissowa.

Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen

herausgegeben von

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Kroll

Das Mitarbeiterverzeichnis enthält zurzeit über 200 Namen, Autoritäten auf den Gebieten der Geographie und Topographie, Geschichte und Prosopographie, Literaturgeschichte, Antiquitäten, Mythologie und Kultus, Archäologie und Kunstgeschichte. Durch die Inangriffnahme der 2. Reihe ist ein rascheres Vorrücken im Erscheinen der Bände und die Aussicht auf eine nicht zu ferne Vollendung des bedeutsamen Unternehmens gewährleistet. Schon heute wird *jede philologische Bibliothek den Pauly,* der kaum auf irgendeinem Gebiet seinesgleichen hat, *besitzen müssen.*

Von der neuen Bearbeitung erschienen bisher die Bände I bis X und der erste Halbband vom XI. Band. Diese Bände enthalten die Stichworte A bis Komödie. Die 2. Reihe, die mit dem Buchstaben **R** beginnt, wird von Prof. Dr. Kurt Witte, gemeinsam mit Prof. Dr. W. Kroll, redigiert. Von dieser Reihe ist bisher ein Band erschienen, I A. (Ra — Samarthon).

Preise:

Der Halbband geheftet M. 60.—, der Vollband geheftet M. 120.—.

Der Vollband in feinem Halbledereinband . . . . . M. 200.—.

20 Lieferungen zu je M. 6.— ergeben einen Vollband.

Die **neuen Supplementbände:**

Suppl. I. (Aba — Demokratia), geh. M. 18.—, in fein. Halbbd. M. 58.—.

Suppl. II. (Herodes—Herodotos), geh. M. 25.—, in fein. Halbbd. M. 75.—.

Suppl. III. (Aachen — ad luglandem), geh. M. 60.—, in fein. Halbbd. M. 120.—

DG
311
S44
1921
Bd.3

Seeck, Otto
Geschichte des Untergangs
der antiken Welt

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY